This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

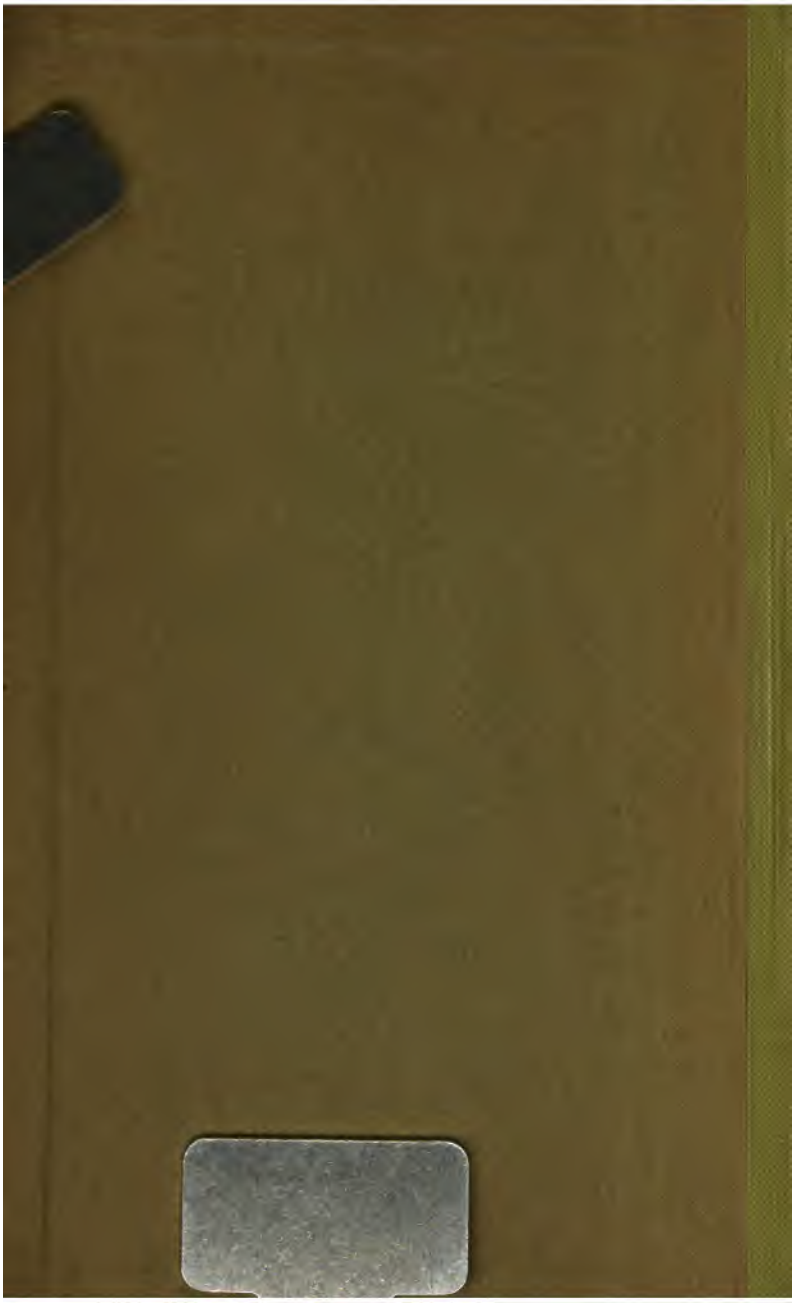
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573842 1



Habic
NG

Auf der Grenze.

Alle Rechte vorbehalten

1652
L

Auf der Grenze.

Roman

von

Ludwig Habicht.

Vierter Band.

Breslau.
Verlag von Wilhelm Köbner.
1878.

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
233991A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Dreißigstes Kapitel.

Herr von Grünau konnte den ehemaligen Offizier nicht verläugnen. Mit ritterlichem Anstande ertrug er das düstere Loos, das ihm zugefallen war. Niemand in seiner Umgebung, selbst sein kluges Töchterchen nicht, ahnte, welches Schicksal ihm bevorstand. Er schlenderte nach wie vor mit seinem gewohnten ruhigen Lächeln in Haus und Hof umher, scherzte mit seinen Leuten und zeigte sich nur noch etwas nachsichtiger, gütiger als sonst. Trotz seiner bequemen Lebenslust, die ein so rasches Abscheiden von dieser Erde, auf der es ihm stets so gut gefallen hatte, sehr schmerzlich finden mußte, verrieth er äußerlich nicht die geringste Schwermuth. Nur gegen seine Frau zeigte er sich plötzlich verwandelt. Wie Schuppen war es ihm von den Augen gefallen, und er erkannte seinen Irrthum, den er jetzt mit seinem Leben bezahlen mußte. . .

Ja, diese Frau hatte einen sittlichen Adel, der sie vor allem Gemeinen, vor jeder Verirrung schützte. Wie rein, wie ruhig war ihr Blick,

welchen Seelenfrieden athmete ihr ganzes Weſen aus! In dieſem edlen, durchgeiſtigten Antlitz waren keine häßlichen Leidenſchaften zu ſuchen. Warum hatte er das Alles nicht eher bemerkt? Ja warum? Begriff er jetzt Alles doch ſelbſt kaum. Fernande hatte freilich Manches hingeworfen und war von leiſen Verdächtigungen ihrer Stiefmutter zu ganz beſtimmten Anklagen übergegangen. Aber warum hatte er auf ihre Einflüſterungen gehört und ſich nicht ſelber überzeugt, ob all' das Geſchwätz nur irgend einen Anhaltspunkt habe?

Du biſt ein Narr und völlig blind geweſen, ſagte er ſich jetzt ſelbſt. Nirgend wo anders als im Salon, hat Deine Frau Hagedorn empfangen, im Salon, der für Alle in jedem Augenblick offen war, und ſelbſt wenn Hagedorn es Dir nicht zugeſchworen hätte, ſo mußteſt Du doch wiſſen, daß Deine Frau völlig unſchuldig war. Was wußten die Leute, wie es in ſeinem Hauſe zuging? und doch hatte er auf ihr albernes Geſchwätz mehr gegeben, als auf ſeine geſunde Vernunft, die ihm ganz andere Dinge geſagt hätte.

Grünau machte nun die traurige Erfahrung, daß man weit leichter eiferſüchtig ſein kann, ohne zu lieben, als lieben und eiferſüchtig ſein. Sein ganzes Herz drängte ſich wieder ſeiner Gattin zu; er empfand jetzt mehr für ſie, als damals, wo ihn nur die Eitelkeit aufgeſtachelt, um die Hand des ſchönen, geiſtreichen Mädchens zu werben, in das

ſein Vetter ſo verſchoſſen war. Wäre ſie die leichtfertige Frau geweſen, wie er geargwöhnt, dann hätte ſie die Probe nicht beſtanden, auf die er ſie in ſeiner Selbſtſucht geſtellt, die er freilich damals gutmüthiges Vertrauen nannte. Er mochte den jungen Vetter nicht entbehren, der ihm manche Arbeitslaſt von den Schultern nahm, und hatte ihn mit aller Ueberredungskunſt auch nach der Hochzeit zurückgehalten. „Die Leute würden ſonſt denken, daß Du mir dieſe Heirath nicht verzeihen könnteſt. Zeig' ihnen, daß Du Dich nicht fürchteſt, mit meiner Frau unter einem Dache zu leben;“ und mit ähnlichen Vorſtellungen hatte er damals Günther ſo lange bearbeitet, bis er wirklich blieb. Es kitzelte noch nebenbei Grünau's Eitelkeit, zu beweiſen, daß er ſeinen jungen Vetter durchaus nicht fürchte, und ſich im Beſitze ſeiner Gattin und ihrer Treue ſehr ſicher fühle. Und damals hatte Niemand auch nur den leiſeſten Schatten des Verdachtes auf dies Verhältniß zu werfen gewagt. Er mußte ſich freilich geſtehen, daß ſeine Frau gegen Günther eine Zurückhaltung bewahrt, die über jedes Lob erhoben war.

Und dieſelbe Frau, die mit dem Manne, den ſie geliebt, noch ein Jahr unter einem Dache gewohnt, ohne daß nur die geringſte Verläumdung ſie zu beſpritzen gewagt, hätte ſich ſollen kopfüber in die abſcheulichſte Leidenſchaft ſtürzen?! — Der alte Herr begriff ſelber nicht, wo er nur ſeine Augen und ſeinen Verſtand gehabt.

Zu ſpät! — Es war nichts mehr gut zu machen, die Tage rollten unaufhaltſam weiter. . .

Dennoch fühlte Grünau das heiße Verlangen, ſich Elfrieden noch einmal zu nähern, ihr in dieſen wenigen Stunden, die ihm noch gegönnt waren, zu beweiſen, daß er ſie noch immer liebe, beſſer, uneigennütziger, denn je, und er jetzt endlich ihren vollen Werth erkannt habe. Hagedorn ſollte nicht länger triumphirend behaupten können, daß er kein Goldſtück zu ſchätzen wiſſe. Ja, dieſer tollköpfige Menſch hatte mit ſeiner boshaften Zunge Recht. In ihrem Innern lag das lauterſte Gold zu Tage, und nur er allein, in ſeiner Verblendung, hatte es noch nicht bemerkt.

Frau von Grünau hatte ſich durch die letzte ſchwere Prüfungszeit zu einer Anſchauung emporgerungen, die menſchliches Irren verzeihen, bittere Kränkungen vergeſſen konnte. Sie gewahrte plötzlich das redliche Bemühen ihres Gatten, ſich ihr zu nähern, und ſie zeigte nicht einmal ein Erſtaunen darüber; ſie ſtieß ihn nicht kühl zurück, aber ſie war auch nicht mehr aus ihrem ruhigen Geleiſe zu bringen.

Nur am erſten Tag vermochte ſie ihre Ueberraſchung nicht ganz zu verbergen. Sie wollte eben, völlig angekleidet, mit einem Körbchen am Arm das Schloß verlaſſen, als Grünau aus einer Stallthür trat, raſch auf ſie zuſchritt, und nach freundlichem Gruße fragte, wohin ſie ſo früh gehen wolle?

„Zu einer armen Wöchnerin, die mir der Doctor

empfohlen hat. Es herrſcht dort die bitterſte Noth," ſagte ſie unbefangen, obwohl etwas verwundert über ſeine Frage. Wie oft hatte er ſie bei andern Gelegenheiten über den Hof wandern ſehen und ſich dann raſch zur Seite gewandt, als wolle er ſie nicht bemerken.

Herr von Grünau zuckte leiſe zuſammen. „Wenn Du es erlaubſt, begleite ich Dich," ſagte er unſicher und wagte dabei ſeine Frau nicht anzuſehen.

„Wenn es Dir wirklich Vergnügen macht," entgegnete ſie ruhig. „Aber die Frau iſt eine Czechin."

Ihr Gatte verſuchte zu lächeln: „thut nichts, ich komme mit;" nnd er ſchickte ſich ohne Weiteres an, ſie zu begleiten. „Was haſt Du in dem Körbchen?" fragte er, als ſie eine Weile ſchweigend nebeneinander hergingen und auch ſeine Frau nicht ſogleich den Uebergang zu einem Geſpräch finden konnte.

„Wäſche für das Kind und die Frau. Ich hätte ihr ſo gern noch einige Erfriſchungen gebracht, aber ich wußte ſie nicht ſo raſch aufzutreiben."

„Warum haſt Du Dir nicht aus der Küche das Nöthige geben laſſen?"

„Denkſt Du, das ich dies wagen würde?" entgegnete ſie, und es klang aus ihrer Antwort nicht die mindeſte Empfindlichkeit hindurch: „Ich kenne ja Deine Abneigung gegen die Stockböhmen, und was ich dieſen armen Leuten zukommen laſſe, decke ich mit meinem Taſchengelde."

„Dann warte einen Augenblick," ſagte er, „ich will Dir etwas für die Frau holen;" noch eh' ſie ihr Erſtaunen über dieſen ſeltſamen Entſchluß ausdrücken konnte, war er zurückgeeilt.

Elfriede grübelte noch über die eigenthümliche Sinneswandlung ihres Mannes nach, da kam er ſchon zu ihrer noch größeren Verwunderung mit einem ſchweren Korbe beladen und hochgerötheten Antlitzes zurück. „So, nun wäre auch für Erfriſchungen geſorgt," bemerkte er lachend und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn.

„Du wirſt Dich doch nicht ſelbſt damit bemühen. Rufe einen Deiner Leute herbei oder laß es mich tragen."

„Nein, nein, für Dich iſt es zu ſchwer, und ich will keinen läſtigen Begleiter haben," entgegnete er eifrig, und als wolle er jede etwaige Aeußerung des Erſtaunens abſchneiden, ſetzte er raſch hinzu: „Alſo das macht Dir ſo viel Vergnügen, dieſes Czechenvolk ein wenig zu unterſtützen. Dies heimtückiſche, faule Geſindel gefällt mir nicht."

„Ich ſehe nur Arme, die bitter Noth leiden, und die für die geringſte Hilfe ſo dankbar ſind."

„Ja, ſie ſind mit Händeküſſen raſch bei der Hand. Na, ich bin neugierig, was Du Dir für Leute ausgeſucht haſt."

„O, das habe ich gar nicht," entgegnete ſie unbefangen. „Ich ſagte Dir ſchon, daß mir Hagedorn immer ſolche Arme nachweiſt."

Hätte sie arglos, zum zweiten Mal seinen Namen erwähnt, wenn über ihr freundschaftliches Verhältniß der schwächste Schatten gezogen wäre? „Ich habe gar nicht gewußt, daß Ihr, Du und der Doctor, in aller Stille solche Samariterdienste übt!“ sagte er nach einer Weile ein wenig gepreßt.

„Von Hagedorn ist es ja allgemein bekannt. Ich hatte anfangs ein rechtes Vorurtheil gegen ihn. Selten hat ein Mensch auf mich bei der ersten Begegnung einen so abstoßenden Eindruck gemacht als er, und jetzt muß ich doch zuweilen die Großherzigkeit bewundern, mit der er sich für Andere aufzuopfern vermag.“ Die ungewöhnliche Herzlichkeit, mit der ihr Grünau heute begegnete, brachte sie auch zu offenem Aussprechen ihrer Gedanken.

„Es ist aber doch ein wilder, wüster Mensch,“ begann er plötzlich von Neuem, nachdem er eine ganze Weile schweigend neben seiner Gattin hergegangen war. „Ich kann es mir gar nicht klein kriegen, daß er so gutmüthig sein soll, es paßt nicht zu seinem Charakter.“

Zu anderen Zeiten würde sie auf solche Erörterungen nicht eingegangen sein, heute entgegnete sie ruhig: „Wie wunderlich ist die Mischung, aus der jeder Einzelne zusammengesetzt ist! Nur rein gute, edle Menschen giebt es so selten. Muß doch das Gold mit andern Metallen legirt werden, wenn es gemünzt werden soll, und solche Münzen sind wir Alle — nur durch den mehr oder weniger großen

Zusatz des unedlen Metalls unterscheiden wir uns."

Grünau's Gesicht verfinsterte sich; er biß sich auf die Lippen und schwieg. Dann fragte er plötzlich: „Das ist wohl ein Gedanke von unserm Doctor?" und er blieb stehen und wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß vom gerötheten Antlitz.

„Warum?" fragte sie verwundert.

„Weil er mir gestern fast genau dasselbe gesagt hat."

„Und doch hab' ich nie mit ihm darüber gesprochen," entgegnete sie, so unbefangen wie bisher: „weil er ein sehr starkes Selbstbewußtsein hat und nicht glauben möchte, daß er ebenfalls zu den zusammengesetzten Charakteren gehört."

„Ja, warum hast Du ihm nie die Wahrheit gesagt?" rief er aufathmend und wie von einer rechten Last befreit. Ihre Antwort bewies ihm am besten, daß die Augen seiner Gattin in der Beurtheilung dieses Menschen durchaus nicht getrübt waren.

Sie sah ihn verwundert an. Etwas wie ein Lächeln glitt über ihr eben noch ernstes Antlitz. „Welches Recht hätte ich dazu gehabt? — Um bittere Wahrheiten zu verkünden, müssen wir doch erst darum gefragt werden, und selbst dann zwingt uns noch die Höflichkeit, die allergrößten Rücksichten auf und sie kommen dann so glatt und freundlich heraus, daß sich der Andere noch geschmeichelt fühlt."

„Da bist Du auch bei mir niemals mit der Wahrheit herausgerückt?“ fragte Grünau nachdenklich weiter.

Ihr Gatte kam ihr immer wunderlicher vor. Sie schwieg, denn was sollte sie ihm darauf entgegnen? —

„Sag' mir einmal offenherzig, wie bin ich Dir bisher vorgekommen? Was hältst Du von mir? Du mußt aber ganz ehrlich sein und gar keine Rücksichten nehmen. Denke, daß ich wirklich nichts anderes hören will, als die unumwundene Wahrheit.“ Er blieb wieder stehen und sah ihr erwartungsvoll in's Antlitz, als sei für ihn ihre Antwort entscheidend.

Elfriede konnte das Benehmen ihres Mannes nicht begreifen. Wäre heut' der Doctor schon dagewesen, so hätte sie geglaubt, daß Beide sehr stark gefrühstückt und Grünau völlig betrunken sei; aber seine ganze Haltung verrieth seine Nüchternheit. Daß er je an sie eine solche Frage richten würde, hätte sie nie für möglich gehalten, und es setzte sie nicht wenig in Verlegenheit. Was sollte sie entgegnen?! Die volle Wahrheit! Gerade ihr Mann war der Letzte, der sie ertrug.

Als sie nicht gleich antwortete, drängte er von Neuem: „Rücke heraus mit der Sprache. Denke, daß Du zu Einem redest, der morgen schon todt wäre und der vor seinem End' noch einmal ordentlich wissen will, wie er eigentlich war; denn man mag immer in den Spiegel schauen so wie die

Andern Einen betrachten, sieht man sich doch nicht. Aus jedem Glase guckt ein anderes Gesicht.“

Wo nahm nur dieser sonst so bequem und behaglich in's Leben schauende Mann diese nachdenkliche Stimmung her? „Du magst wohl Recht haben,“ entgegnete sie endlich, in der Hoffnung, das Gespräch von diesem heiklen Gegenstande abzubringen. „Aber vielleicht sehen wir eben täglich mit einem andern Gesicht in den Spiegel. Wir sind den wechselndsten Stimmungen unterworfen, und wenn wir uns ehrlich und bis auf den Grund prüfen, dann fragen wir uns selbst, was denn eigentlich in uns war und in uns auf immer bleibt? Unser Fühlen und Denken verändert sich mit unserer wachsenden Einsicht, und was wir gestern noch für die höchste Weisheit hielten, können wir schon heut belächeln.“

War nicht die jetzige Minute ein Beweis für ihre Behauptung?! Wer ihr noch gestern gesagt hätte, daß sie im gemüthlichsten Geplauder mit ihrem Manne Dinge erörtern würde, die ihm sonst so fern ab lagen und die sie noch nie mit ihm besprochen, ja, für die sie ihm nicht einmal das nöthige Verständniß zugetraut hatte! —

Grünau wanderte wieder in tiefem Sinnen an der Seite seiner Gattin hin. „Daran hab' ich gar noch nicht gedacht,“ begann er endlich langsam, „und es ist doch wahr. Wie sich da drinnen alles ändert,“ und er zeigte mit seiner freien Linken auf

die Stirn und dann auf die Bruſt. „Das iſt ganz wunderbar. Man ſollte ſich eigentlich gar nichts zu Herzen nehmen, denn morgen iſt's ſchon wieder vorüber.“

Da zog ja ſeine bequeme Selbſtſucht aus ihren Worten die heiterſte, ſchmerzbefreiendſte Lehre! — Sie vermochte kaum ein Lächeln zu unterdrücken. Unwillkürlich kam ihr die ganze Unterhaltung ein wenig komiſch vor. Ihr ſchlichter Gatte, der mit einem großen Korbe am Arm an ihrer Seite ging und mit dem ſie Betrachtungen anſtellte, die ſie ſonſt nur mit Gabriele, nicht einmal mit Hagedorn erörterte. Zum Glück waren ſie jetzt an Ort und Stelle und das wunderliche Geſpräch konnte ein Ende nehmen.

Sie betraten eine halbverfallene Hütte, durch deren zerriſſenes Dach Regen und Sonnenſchein faſt beſſer den Eingang fanden, als durch die kleinen, noch dazu größtentheils mit Papier verklebten Fenſter. Auf einem elenden Lager ruhte ein junges Weib, mit einem Kinde im Arm. Trotz des Schmutzes und der Lumpen waren Mutter und Kind von maleriſcher Schönheit. Die ſchwarzhaarige Frau mit den großen dunklen, von langen Wimpern überſchatteten Augen, dem gebräunten faſt edel geformten Antlitz, machte ſelbſt in dieſer ärmlichen Umgebung keinen gewöhnlichen Eindruck.

„Ach, gnädige Frau, Sie kommen wirklich? da hat der Doctor doch Wort gehalten,“ ſagte ſie

in einem so gebrochenen Deutsch, daß es Elfriede kaum verstehen konnte. „Ich bin schon ganz verschmachtet.“

„Wo ist denn ihr Mann?“ sagte Herr von Grünau sogleich, noch eh' seine Frau etwas entgegnen konnte.

„O, der ist fortgelaufen, der schlechte Mensch; er will acht Tage nicht mehr nach Hause kommen; er war so böse, weil es ein Mädchen ist. Und es ist doch ein hübsches Mädchen!“ Die Mutter nahm mit glänzenden Augen ihr Kind und herzte es.

„Da siehst Du wieder, wie diese Leute sind,“ wandte sich Grünau leise zu seiner Frau. „Der Kerl hat dies gewiß nur zum Vorwand genommen, um acht Tage im Wirthshaus sitzen und trinken zu können. Ist es Ihr erstes Kind?“ fragte er dann.

„Ja,“ antwortete die Frau, „und Nepomuk wollte einmal, es sollte ein Junge sein. Er ist gleich fortgerannt und er will alles vertrinken.“ Die großen Augen der Wöchnerin füllten sich mit Thränen.

„Da wird er nicht lange dazu brauchen,“ bemerkte Grünau und sein Blick streifte das armselige Hausgeräth, das noch vorhanden war.

„Ach, die Reichen sind glücklich, die wissen freilich nicht, wie die Armuth thut; aber Nepomuk ist sonst sehr fleißig und ordentlich,“ entgegnete das Weib, ihren Mann sogleich warm vertheidigend.

„Er ist Glasschleifer, und wir haben uns erst das Haus von unsern Ersparnissen gekauft.“

Frau von Grünau warf ihrem Gatten einen Blick zu, der sagen sollte: „Da siehst Du, daß Dein Vorurtheil nicht immer gerechtfertigt ist“ und er verstand sie: „Na, dann wird auch Ihr Mann wieder zur Vernunft kommen, und nun, liebe Elfriede, will ich Dich in Deinem Samariterwerk nicht mehr stören. Die Luft ist hier so schwül, da wart' ich lieber draußen, bis Du zurückkommst.“

Ahnte ihr Gatte, daß sie einige Augenblicke mit der armen Frau allein sein wollte? Sie hätte auch eine solche zarte Rücksichtnahme von ihm nie erwartet, und es war ihr, als enthüllte Grünau plötzlich Seiten, die ihr bisher völlig fremd geblieben, obwohl sie gemeint, daß sie mit der Kenntniß dieses einfachen Mannes längst fertig geworden.

Grünau ging langsam vor der Hütte auf und ab. Die Sonne war inzwischen immer höher gestiegen, und sandte ihre brennendsten Strahlen hernieder. Kein Baum war in der Nähe, erst in weiter Entfernung starrte der düstere Fichtenwald zum hellen Frühlingshimmel empor. Eben stieg eine Lerche aus dem nahen Felde in die Höhe und jauchzte, wie berauscht, ihr Lied. — Wie lange würde er sie noch hören, die Sänger des Waldes: wie lange noch die Berge schauen, die so vertraulich, wie alte liebe Freunde herniedergrüßten?!

Die bittere Antwort der armen Frau klang in Grünau's Herzen nach: Ja, die Reichen sind glücklich! und er hätte diesen Mann beneiden mögen, der jetzt seinen Aerger im Branntwein ersäufte und dann in acht Tagen wieder kam und zu Hause ein liebendes Weib und ein hübsches Kind fand, und der mit seiner Hände Arbeit alles wieder erwerben konnte, was er jetzt etwa durch seinen thörichten Leichtsinn verloren. Ihm war auch eine Frist gewährt, wo er sich betäuben, alle düstern Gedanken mit Gewalt ersticken durfte; — aber dann gab es für ihn keine Heimkehr mehr. — Oder doch? Winkte da drüben erst die wahre Heimath? — Die Pfaffen lehrten es; er hatte sich noch niemals darüber den Kopf zerbrochen, die mußten es ja besser wissen, sie hatten darauf studirt. Jetzt wandelte ihn plötzlich die Neigung an, selbst darüber nachzugrübeln, dennoch kam er nicht weit. Sein Gehirn war nicht an solche Thätigkeit gewöhnt, und er fühlte nur eine Unruhe, ein inneres Bangen und Abquälen, das ihm das Herz beklemmte und ihm fast den Athem nahm.

Da erschien schon Elfriede auf der Schwelle, mit einem glückstrahlenden Gesicht, das am deutlichsten bewies, welche Befriedigung sie in dem Gefühl davon trug, diese arme Frau von schwerer Sorge befreit zu haben. Sie entschuldigte sich wegen ihres langen Verweilens, und in ihrer gehobenen Stimmung bemerkte sie seine schmerzliche Aufregung

nicht. Schweigend traten Beide den Rückweg an. Plötzlich unterbach Grünau die tiefe Stille mit der raschen Frage: „Glaubst Du an eine Unsterblichkeit?“ und seine Augen ruhten erwartungsvoll auf ihren Lippen.

Frau von Grünau kam heute aus dem Erstaunen über ihren Gatten nicht heraus. Wie verfiel nur ein Mann auf solche Fragen, der sonst gedankenlos in den Tag hineingelebt und sich um alles Uebersinnliche wenig abgequält hatte?! — Sollte sie ihm sagen, wie es in ihrem tiefsten Innern aussah? wie ihre Seele heiß und sehnsüchtig den Glauben an ein Jenseits festzuhalten suchte, und ihr über die letzten Dinge brütender Geist neue Zweifel aufwühlte und sie sich bis zu dieser Stunde noch nicht ganz zu Frieden und Harmonie durchgekämpft hatte? Wohl war ihr der fromme Kinderglaube nicht ganz abhanden gekommen, und wenn Hans mit seinen philosophischen Gründen ihr den Himmel zu zerstören gesucht, war sie immer wieder zu diesem Altar geflüchtet und hatte dort die tiefste Beruhigung in aller Seelenqual gefunden. Sie mochte ihm nicht ihr Befremden ausdrücken, wie er auf solch' wunderliche Gedanken komme, denn er konnte sich dadurch beleidigt fühlen und glauben, sie wolle mit ihm über solche Dinge nicht sprechen, und dennoch durfte sie auch nicht ihr innerstes Fühlen und Denken preisgeben, daß er doch nicht verstanden hätte, und sie sagte deshalb nach kurzem Zögern: „Wenn man

meine gute Mutter fragte, warum sie nicht einmal ausruhe? antwortete sie stets: Haben wir nicht eine Ewigkeit vor uns, um gründlich auszuruhen? Welch' Vertrauen auf ein Jenseits sprach sich darin aus!" und als ihr Mann darauf nicht sogleich erwiederte, fuhr sie, von Errinnerungen überwältigt, fort: „Ihr frommer Glaube war unerschütterlich. Trotz ihrer gedrückten Lage, und der Sorge für Haus, suchte sie noch Gutes zu thun, so weit ihre Kräfte reichten. Was würden Sie machen, wenn Gott Sie, trotz all' Ihres frommen Wandels, Ihrer Wohlthaten in die Hölle schickte? fragte sie einmal ein ungläubiger Freund, und sie entgegnete ruhig: Wenn es ihm gefällt, mag er's thun, er wird mehr dabei verlieren als ich." Erst jetzt, als Elfriede dies Wort der Mutter erzählte, mußte sie denken, wie sich darin bei aller Frömmigkeit doch ein starkes Selbstbewußtsein aussprach, das ihr unglücklicher Sohn von ihr geerbt hatte, bei dem es nur immer wieder mit ebenso starken Zweifeln an sich selbst qualvoll abwechselte.

„Da mag wohl Deine selige Mutter Recht haben," sagte Grünau nach einer Pause. „Das Beste wird wohl sein, es ruhig abzuwarten, wie es da drüben ausschaut. Aber Du hast mir noch immer nicht gesagt," fuhr er lebhaft fort, „was Du von mir denkst, wie Dir mein Charakter eigentlich vorkommt, das möcht' ich doch zu gern wissen" und er richtete von Neuem auf sie ganz erwartungsvoll seine Blicke.

Nun vermochte sie seinem Drängen nicht länger auszuweichen. Warum sollte sie ihm nicht muthig sagen, wie er ihr erschien? zwischen ihnen war doch eine unausfüllbare Kluft entstanden, aber wenn sie ihm die Wahrheit, die volle, schonungslose Wahrheit sagte, dann wurde er wenigstens aus seinem bequemen Schlendergange aufgerüttelt und lernte vielleicht an dem Weh und Leid Anderer einen wärmeren Antheil nehmen, als bisher: „Ich weiß, Du hältst Dich für sehr gutmüthig," begann sie zögernd und unsicher, „Du glaubst Dich gut Freund mit Dir und der ganzen Welt, weil Du gern Deinen eigenen Weg gehst und nicht leicht Jemand beschwerlich fällst."

Herr von Grünau nickte mit dem Kopfe und auf seinem vollen, blühenden Gesicht stand deutlich zu lesen: „Du hast es wirklich getroffen."

„Und hast Du nicht daran gedacht," fuhr Elfriede mit trübem Lächeln fort: „daß Du eben nur Deinen Weg gehst, daß Dich das Glück der Andern wenig kümmert? Das Leben ist Dir stets leicht geworden; Du hast Dir nichts mühselig erringen und erwerben dürfen, und deshalb taucht so selten der Gedanke in Dir auf, daß es Unglückliche giebt, die über Dornen und Felsen ihre Straße ziehen müssen. Du siehst sie kaum und wunderst Dich wohl, warum sie seufzen und so gebückt umhergehen, aber Du lächelst zufrieden vor Dich hin, denn Du hältst Dein Glück und ihr Elend wohl verdient." Der alte Herr war stehen geblieben

und hatte achtſam jedem ihrer Worte gelauſcht. Es waren bittere Wahrheiten, die er zu hören bekam, und ſie ſchmerzten ihn ganz empfindlich, und doch vermochte er nicht zu widerſprechen. Er ſenkte betroffen das Haupt: „Aber ich neide doch Niemandem ſein Glück,“ begann er kleinlaut, ängſtlich bemüht, ſie möge noch etwas Gutes in ihm finden.

„Du gönnſt es ihnen, weil es Dir ſelbſt nicht fehlt,“ entgegnete Elfriede, die einmal im Zuge, nicht länger an ſich halten konnte, „aber prüfe Dich auf den Grund Deiner Seele, ob Dir je das Geſchick Anderer ernſtliche Sorge gemacht hat, ob Du die Sehnſucht empfunden, ihr geheimes Leid zu entdecken und es zu lindern, wenn es in Deiner Macht ſtand? Und doch erwerben wir uns nur die höchſten Güter in der uneigennützigen Hingabe für das Wohl Anderer — das iſt jetzt meine innigſte Ueberzeugung geworden.“ Die Augen der jungen Frau leuchteten wunderbar, und auf ihrem blaſſen Antlitz ruhte ein förmlich verklärender Glanz.

Selbſt in den Tagen ſeines erſten Liebesrauſches, der nur zu raſch verflogen war, hatte Grünau Elfriede noch nie ſo ſchön gefunden, als eben jetzt! und dieſe Frau war ſein geweſen, und er hatte ihren Beſitz nie in ſeinem vollen Werthe geſchätzt! War nicht der Doctor im vollen Recht, wenn er ihm vorgeworfen, daß für ihn ein blanker Kreuzer gut genug geweſen, weil er den Werth eines echten Goldſtücks nie erkannt? Der Gedanke, daß er dieſe

Frau nun auf immer verlieren solle, ja, daß er sie längst verloren habe, grub allein sich mit Messerschärfe in sein Herz. An die bitteren Wahrheiten, die sie ihm gesagt, dachte er nicht mehr. Traurig senkte er den Kopf auf die Brust, die ein schwerer Seufzer hob. Er vermochte nicht, zu antworten, denn er fürchtete, daß bei dem ersten Wort Thränen seine Stimme ersticken würden.

So hatte sie doch wohl Unrecht gethan, ihm offen und rückhaltlos die Wahrheit zu sagen. Er ertrug sie sicher nicht und war davon gewiß auf das Tiefste verletzt worden. Dennoch bereute sie es nicht. Er hatte sie gefordert und sie war noch schonend genug verfahren. „Nicht wahr, ich habe Dir wehe gethan?“ fragte sie endlich, da er noch immer schweigend an ihrer Seite weiter schritt und ihre weibliche Gutmüthigkeit jetzt in's Spiel trat.

„Du mir? behüte!“ rief er lebhaft aus, indem er aus seinem schmerzlichen Hinbrüten sich gewaltsam aufraffte. „Es ist wahr, ich hab' mich um die Andern niemals viel gekümmert. Wenn mir's gut ging, dacht' ich, es könne der ganzen Welt auch nicht fehlen. Nun, Du sollst sehen, Elfriede, ich bessere mich noch.“ Er blieb bei diesen Worten stehen, reichte ihr die Hand und blickte ihr treuherzig in's Auge.

Frau von Grünau konnte die Wandlung in dem Wesen ihres Mannes kaum fassen. War es nur eine vorübergehende Laune, daß er den scharfen

Tadel, der in ihren Worten lag, so geduldig hinnahm, ohne die mindeste Empfindlichkeit zu verrathen, oder suchte er sie künstlich zu verstecken, um später desto sicherer den verhaltenen Groll zu zeigen? Sie überließ ihm ihre Hand, aber sie vermochte kaum ein Gefühl der Unruhe zu verbergen.

„Viel wird's freilich nicht helfen," fuhr er mit einem müden, traurigen Lächeln fort: „denn ich bin schon zu alt, aber ganz umsonst hast Du zu mir nicht gesprochen. Ich gebe Dir mein Wort," und er drückte mit großer Wärme ihre Rechte. „Da wären wir ja schon zu Hause," setzte er hinzu, plötzlich den Ton wechselnd, als jetzt das freundliche, helle Schlößchen dicht vor ihnen aus dem dunklen Grün hervorschimmerte: „Hab' Dank, daß Du so gut zu mir gesprochen hast, und glaub' mir nur, ich bin im Grunde nicht schlecht, wenn ich auch wohl mehr an mich gedacht haben mag, als es sich für einen wahren Christen geziemt. Er sah ihr noch einmal freundlich lächelnd in die Augen, und ohne ihre Antwort abzuwarten, ging er mit einem fast demüthigen Gruße von ihr hinweg und einem Seitenpförtchen zu, in dem er verschwand.

Elfriede sah ihm bestürzt, keines Wortes mächtig, nach. War denn eine solche Wandlung in dem Wesen eines Menschen möglich? — Ihr Gatte, dessen unbewußte Selbstsucht sich Leben und Welt so behaglich zurechtgelegt, suchte plötzlich Einkehr zu halten in sich selbst und wollte ein neues Dasein

beginnen? Was war überhaupt mit ihm vorgegangen, daß er nach so langer trauriger Zeit sich so geflissentlich ihr zu nähern gesucht und, so weit es an ihm war, die zerrissenen Bande wieder anknüpfen gewollt; denn aus seinem ganzen Benehmen sprach deutlich der Wunsch, mit ihr eine Art Versöhnung anzubahnen.

Die junge Frau war nicht trotzig genug, um ihn sofort schnöde zurückzuweisen. Wohl machte sie sich keine Hoffnung mehr, daß ihr Ehebund ein völlig harmonischer werden könne, dazu waren die Gegensätze doch zu groß und scharf, aber wenn sich zwischen ihnen ein etwas leidlicheres Verhältniß herausstellte, dann mußte sie sich von einem schweren Druck befreit fühlen. Seltsam wunderlich blieb sein heutiges Auftreten immer. Ob es Bestand haben würde? Schwerlich, es hätte nicht Fernande da sein müssen, die sicher dafür sorgte, daß sich das Verhältniß der beiden Eheleute bald wieder auf dem Gefrierpunkt befand.

Zu dem noch größeren Erstaunen Elfriedens blieb es nicht bei diesem ersten Annäherungsversuche ihres Mannes, sondern er suchte jetzt ängstlich jede Gelegenheit, um mit ihr ein wenig zu plaudern, und man sah es ihm deutlich an, wie glücklich er sich fühlte, daß ihn seine Frau nicht schnöde und eigensinnig zurückstieß, daß sie voll Herzensgüte einen Reumüthigen aufnahm, der sich so lange von ihr kalt und gleichgültig abgewandt hatte.

Und was noch mehr: Fernande hatte sichtlich allen Einfluß über ihren Vater verloren. In demselben Maße, wie Herr von Grünau sich jetzt seiner Gattin näherte, entfernte sich Fernande von ihm. Sicher hatte sie alle Hebel eingesetzt, um eine völlige Versöhnung der Eheleute, die ihr so gefährlich schien, zu hindern, und diesmal war es ihr nicht gelungen; das bewies die finstere mißmüthige Laune, die sie jetzt rückhaltlos an den Tag legte. Nun sich ihr Vater nicht mehr von ihr am Gängelbande leiten ließ, war er auch für sie nicht mehr der theure gute Papa, und in bitterster Stimmung zeigte sie ihm zuerst die „feinen Krallchen," die sie bisher gerade ihm so ängstlich verborgen hatte.

Seltsam genug, Grünau nahm sich die üble Laune seiner Tochter wenig zu Herzen; nun versuchte sie es wieder mit Schmeicheleien, um ihn für sich zu gewinnen, und auch dies blieb auf den wunderlichen Mann ohne Wirkung. Da gab sie ihn trotzig auf und ließ ihn um die theure Gattin „girren," wie sie heimlich spottete. Es sah freilich von dem alten Herrn sehr wunderlich aus, und Fernande begriff gar nicht, wie es Elfriede möglich gemacht, den bereits völlig Abtrünnigen noch einmal in ihre Netze zu bekommen und gerade zu einer Zeit, wo sie gehofft, den Riß zwischen den beiden Eheleuten zu einem noch tieferen und völlig unheilbaren zu gestalten. Vergeblich hatte sie ihrem Vater noch einmal lebhaft geschildert, wie sie die Stief-

mutter und den Doctor getroffen, und ihn daran erinnert, daß ſeine Ehre es erfordere, ſie darüber zur Rechenſchaft zu ziehen; er hatte ſehr kühl und entſchieden erklärt, daß er allein über ſeine und ſeiner Gattin Ehre wachen wolle, und ſich alles weitere Geſchwätz verbeten.

Die Tochter war empört darüber. Hatte denn Elfriede ihren Mann völlig zu blenden gewußt, daß er plötzlich als Geſchwätz bezeichnete, was ihn doch zuerſt, als er es erfuhr, ſo furchtbar aufgeregt und in völlige Verzweiflung gebracht hatte? Sicher war es zwiſchen den beiden Eheleuten zu Auseinanderſetzungen gekommen und ſie hatte es verſtanden, ſich nicht nur völlig weiß zu waſchen, ſondern ihn auch von Neuem zu bezaubern. Wie ſie es nur fertig bekommen? Sie hätte ihrem ſonſt ſo ruhigen Stiefmütterchen ſolche Künſte gar nicht zugetraut; aber es blieb ſchon wahr: Stille Waſſer ſind tief.

Wozu ſollte ſie ſich härmen und vor der Zeit beunruhigen? — Mochten ſie auch jetzt wie die Turteltauben zuſammenſitzen, lange konnte es doch nicht währen, dazu ſchienen ihr die Gegenſätze viel zu groß. Und ſie hatte gar nicht einmal ihre Stiefmutter abſichtlich verläumdet; ſie trug ſich wirklich mit dem Gedanken, daß Elfriede ſich ſehr ſtark für den Doctor intereſſire, und wie ſie nun einmal die Welt und das menſchliche Herz kannte, vermochte ſie nicht zu glauben, daß die Beiden dann bei einem bloßen Ideenaustauſch ſtehen bleiben würden. Nach

ihrer Ansicht war auch gerade Hagedorn nicht der Mann dazu, der sich damit begnügte.

Etwas mußte vorgefallen sein, und doch vermochte Fernande es nicht zu ergründen. Von ihrem Papa war auch nicht das Mindeste herauszulocken; er zeigte sich jetzt gegen sein kluges Töchterchen von einer Zugeknöpftheit, die sie vollends abscheulich fand. Doctor Hagedorn hatte sich nur noch einmal in Grünau flüchtig sehen lassen und war dann wie verschollen. Obwohl sie eines Tages bei gemeinschaftlicher Tafel ihre Stiefmutter nach Hagedorn fragte und warum derselbe plötzlich unsichtbar geworden sei, hatte sie nicht einmal den Triumph, diese dadurch in Verlegenheit zu setzen.

Friede gab ganz unbefangen zur Antwort, daß ihn gewiß seine große Praxis zurückhalte.

„Aber er ist doch früher weit öfter gekommen,“ rief sie, und ihre Augen blitzten dabei mit einem eigenthümlichen Ausdruck zu ihrer Stiefmutter hinüber.

„Er hat mich in der letzten Zeit reichlich mit Büchern versorgt, und Oscara klagte mir gestern in ihrem Briefe auch, daß ihr armer Mann kaum noch zu Athem komme, und da wir Alle hier glücklicherweise gesund sind, so können wir es wohl dem Arzt verzeihen, daß uns der Freund vernachlässigt. Nicht wahr?“ wandte sie sich freundlich zu ihrem Gatten. Seitdem ihr Mann sich in so herzlicher und zutraulicher Weise ihr näherte, war es

ihr unmöglich, sich noch so kühl und schweigsam wie früher zurückzuhalten.

„Gewiß," bestätigte dieser eifrig, dessen Stirn sich schon bei den ersten Worten der Tochter finster gerunzelt hatte, aber er mochte ihr immer mit seinen Blicken Schweigen gebieten, sie kehrte sich wenig an seinen Unmuth und setzte ihre versteckten Angriffe ruhig fort.

„Meine Freunde, es giebt keine Freunde, soll einmal ein griechischer Weiser ausgerufen haben; ich glaub' auch nicht an die Freundschaft, besonders nicht an die zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechtes. Dahinter verbirgt sich immer eine heimliche Liebe, die nur noch gern unter einer Maske herumschleicht, bis es den guten Leutchen unter der Larve zu heiß wird;" — und Fernande lachte übermüthig auf.

Elfriede hielt es unter ihrer Würde, etwas darauf zu erwidern, aber Herr von Grünau rief sogleich zornig aufflammend: „Schweig! Es ist schlimm genug, daß Du in dem leichtsinnigen Wien da unten solch' frivole Ansichten aufgelesen; nur an meinem Tische will ich sie nicht hören!"

Das hochgeröthete Antlitz, die funkelnden Augen des alten Herrn belehrten Fernande, daß sie die Sache nicht weiter treiben dürfe. Hatte sie doch ohnehin alle Macht über den Vater verloren, der jetzt ganz unter dem Zauberbann dieser stillen Frau stand, die sich doch weit verschlagener zeigte, als

ſie je gedacht hatte. Fernande war empört über die Behandlung, die ihr jetzt von ihrem Vater zu Theil wurde, und je mehr ſie durch ſeine frühere Zärtlichkeit verwöhnt worden, je härter empfand ſie den Schlag. Ihr eitles, ehrgeiziges Herz fühlte ſich zu tief gedemüthigt, daß ſie nicht mehr im Schloſſe ihres Vaters der Mittelpunkt ſein ſollte, um den ſich bisher Alles gedreht hatte. Wer etwas bei ihrem Papa erreichen wollte, der wandte ſich an ſie, denn er wußte, daß ihre mächtige Fürſprache allein ihn an's Ziel führen könne. Die Dienerſchaft hatte nur ſie als die Herrin anerkannt, geliebt und gefürchtet, je nachdem. Ihr Wort war überall entſcheidend geweſen, und ſich dieſe Herrſchaft zu bewahren, dazu hatte ſie all' ihre Klugheit angewandt. Es war ihr bisher trefflich gelungen, und jetzt ſank plötzlich alles in Trümmer. — Bisher hatte ſie mit ihrer Stiefmutter jenen kleinen Kampf auf Stecknadeln geführt, für den manche Vertreterin des weiblichen Geſchlechts ſo viel Vorliebe hat, aber es war ihr nicht eingefallen, ſie heiß und glühend zu haſſen, dazu war ſie doch zu leichtfertig. Erſt jetzt empfand ſie gegen ihre ehemalige Freundin einen tiefen, unauslöſchlichen Groll.

Zuweilen blitzte der Gedanke durch ihren Kopf, ob nur der ſchlaue Doctor den Schlag, den ſie gegen ihn geführt, dadurch abgewendet, daß er ihren Vater mit demſelben albernen Verdacht bewirthet, den er gegen ſie zu äußern gewagt. Anfangs war

sie wohl furchtbar empört gewesen über diesen unerhörten Angriff und sie hatte sich fest vorgenommen, den Unverschämten dafür empfindlich zu strafen, aber zuletzt siegte doch ihre süddeutsche Leichtlebigkeit über ihre Erbitterung und sie hätte zuweilen über die Dummheit des Doctors hell auflachen mögen. Sah sie denn wirklich wie eine Lady Macbeth aus, die noch dazu mit eigenen Händen Diejenigen beseitigte, die ihr etwa im Wege standen? Sie also sollte ihren kleinen Stiefbruder mit Gift beseitigt haben, wie der Doctor herausgeklügelt, weil ihn eben seine Wissenschaft im Stich gelassen hatte? Nein, der Gedanke war ihr nicht einmal gekommen, daß der kleine Ferdinand ihr gefährlich werden könne, geschweige denn, daß sie ihn heimlich aus der Welt zu schaffen gesucht. Dazu lebte sie doch viel zu sehr der Gegenwart, und wenn auch die Moral sie nicht von einem Verbrechen zurückgehalten, die Klugheit allein hätte es gethan. Warum sollte sie ein solches Wagniß versuchen, das so leicht am geringsten Umstand scheitern konnte. „Und woher das Gift nehmen? mein lieber, kluger Doctor," fragte sie spottend. Seltsam genug, wie sehr sie auch anfangs der schwarze Verdacht schwer gekränkt hatte, zuletzt schmeichelte es ihrer Eitelkeit, daß ihr der Doctor eine solche Schlauheit zutraute, der es doch gelungen sei, allem Forschen der Aerzte ein Schnippchen zu schlagen. Sie spielte jetzt Hagedorn gegenüber die Dämonische und war

entzückt, wenn sie ihn durch ihre Aeußerungen von furchtbarer Rachsucht ein wenig zum Gruseln gebracht hatte. Und das will nun ein kluger Mann sein! dachte sie heimlich und machte sich im Stillen über die Beschränktheit des Doctors nicht wenig lustig. Das kleine Zerwürfniß mit Hagedorn bestärkte Fernande nur in der Ansicht, daß die Herren der Schöpfung im Grunde doch eigentlich dumm und beschränkt seien. — Die meisten Männer sprechen gewöhnlich von den Frauen schlechter, als sie von ihnen denken, beim weiblichen Geschlecht ist es in der Regel umgekehrt, und Fernande besonders, die so geschickt den Herren zu schmeicheln wußte, fand einen wahren Triumph darin, von den geistigen Fähigkeiten der Männer so gering wie möglich zu denken. Ihr Vater war ihr wieder ein Beweis dafür, wie leicht es einer nur leidlich klugen Frau wurde, das Bischen Verstand des Mannes vollständig unter Wasser zu setzen.

Fernande fühlte sich seitdem nicht mehr wohl in Grünau, denn ihr Vater ging sogar so weit, daß er jetzt seine Gattin bat, sich der Führung der Wirthschaft ein wenig anzunehmen, und ihr damit den letzten Rest der Herrschaft aus den Händen wand. Sie schrieb tief empört über all' die Zurücksetzung, die sie von ihrem Papa erfuhr, an ihre Tante in Wien und bat sie dringend, sie durch eine baldige Einladung aus einem Hause zu erlösen, in dem sie kaum noch zu athmen vermöge. „Wenn

Du nicht willst, daß ich hier völlig tiefsinnig werden soll, so rufe mich bald nach Wien. Ich vermag kaum die Stunde zu erwarten, in der ich Grünau endlich verlassen kann.“ Mit Schmerzen wartete Fernande auf eine Antwort. Für ihre fieberhafte Ungeduld dauerte es viel zu lange, eh' ein Brief von ihrer Tante zurückkam. Wenn sie nun kurz entschlossen abreiste und ihre Tante überfiel?! Ich will nur noch acht Tage warten, dachte sie, kommt dann kein Brief, so fahre ich ab, auch ohne Einladung.

Diese acht Tage sollten ihr noch der bitteren Kränkungen in Hülle und Fülle bringen. — Ihr Papa wurde zum völligen Narren, sie konnte es nicht anders sagen. Er legte für seine Frau eine Schwärmerei an den Tag, wie er sie in den Flitterwochen ihrer Ehe nicht fertig bekommen. Es war geradezu lächerlich und widerwärtig von dem alten Manne, noch einmal so zu schmachten, wie ein junger Lieutenant, der in sein erstes Liebesgefecht stürmt. Wie oft mußte sie mühsam an sich halten, um nicht durch ihren Spott vollends alles zwischen ihrem Vater und ihr zu verderben, denn daß derselbe jetzt keinen Spaß mehr verstand, darüber war sie völlig im Klaren. Er betete ja seine Gattin förmlich an; vielleicht wollte er sie dadurch wieder an sich fesseln und so den gefährlichen Doctor am besten beseitigen?

Wirklich zeigte sich Elfriede, wie Fernande bemerken konnte, nicht unempfindlich für die plötzlich erwachte

Zärtlichkeit ihres Gatten. Sie entfaltete jetzt wieder jene Sanftmuth und Milde, mit der sie schon damals den guten Günther völlig bezaubert und in der sie, wie ihre Stieftochter spottete, eine wahre Virtuosität besaß.

Ja, Fernande hatte Recht. In ihrem Vater lebte noch einmal ein tiefes, wahres Gefühl auf; tiefer und wahrer, als es je durch seine Brust gezittert. — Die Stunde drängte, und er wollte in vollen Zügen das Glück genießen, das ihm jetzt im Verkehr mit seiner Gattin entgegenblühte. Nun erst lernte er sie wahrhaft würdigen und so weit verstehen, als es seine beschränkte Geistesbildung irgend zuließ. Aber es schienen ihm förmlich andere Organe zu wachsen; Elfriede konnte sich jetzt mit ihrem Gatten selbst über Dinge unterhalten, die seinem Gesichtskreis bisher gänzlich fern gelegen hatten, und er wußte ihr doch zu folgen, ja er spielte am liebsten die Gespräche auf Gebiete hinüber, die ein tieferes Nachdenken forderten und einen reichen Inhalt boten.

Warum hatte er diesen Schatz nicht eher erkannt? — Dieser Gedanke allein nagte an seinem Herzen. Es war ihm ein traurig-süßer Genuß, in der Umgegend umher zu streifen und das segensreiche Wirken zu verfolgen das seine Frau in aller Stille geübt. Ueberall hörte er mit förmlicher Schwärmerei von ihr sprechen. Wo es Krankheit und Unglück gab, war sie erschienen, um zu trösten und zu helfen,

ſo weit ihre Kräfte irgend reichten. Auch an dem neuen Doctor hingen dieſe einfachen, ſchlichten Leute mit wahrer Begeiſterung; er hatte ſich ihnen ſtets nicht nur als Arzt, ſondern als wahrer Freund gezeigt.

Grünau mußte ſich zu ſeiner Beſchämung geſtehen, wie ſehr er Hagedorn unterſchätzt. Seitdem er ſeine Schwäche für einen edlen Trank entdeckt, hatte er ſich ein Vergnügen daraus gemacht, ihn ſo oft wie möglich zu einem Frühſtück einzuladen. Im Hintergrunde lauerte wohl die Abſicht, dem Doctor am beſten ſein Herzensgeheimniß zu entlocken, indem er ihn berauſchte. Und Hagedorn gab ſich dann ſtets ſchlechter, als er wirklich war, wenn er ſich einmal in übermüthiger Weinlaune gehen ließ, kannte er kein Maß. Jetzt begriff Herr von Grünau freilich, daß der Doctor nur ſeine tollen Späße mit ihm getrieben. Er war weit beſſer, edler, als er in ſeiner Trunkenheit erſchien.

Dieſer Mann hatte in den wenigen Jahren ſeines Hierſeins bereits unendlich viel Gutes gewirkt, und was hatte er dagegen gethan, der beinah' ſein ganzes Leben hier zugebracht? — Es kam dem alten Herrn mit einem Schlage zum Bewußtſein, daß ſein ganzes Daſein werthlos geweſen, denn er hatte die ſchöne Gelegenheit völlig verſäumt, den Menſchen etwas Gutes zu thun. Ja, es war ihm nicht einmal in ſeinem langen Leben der Gedanke dazu gekommen, und Elfriede hatte vollkommen Recht. Die glück-

lichen, behaglichen Verhältniſſe, in denen er ſich von je befunden, hatten ihm die Augen verſchloſſen, für fremdes Leid und Wehe. Wenn ſich Unglückliche an ihn herandrängten, dann hatte er wohl mit einer Gabe nicht gekargt, aber dieſe Unglücklichen ſelbſt aufzuſuchen, zu forſchen, ob irgendwo eine verlaſſene Menſchencreatur heimlich ſeufzt und klagt, dieſe Vorſtellung hatte niemals in ſeiner Seele Raum gefunden. Wie gut, wie vortrefflich war er ſich trotz alledem vorgekommen; er hatte eine ſolche Selbſtzufriedenheit beſeſſen, und jetzt erſt, wo alles mit ihm zu Ende ging, wurden ihm plötzlich die Augen geöffnet, ſollte er erfahren, welch' unnennbare Seligkeit im Wohlthun liegt, und wie das ſelbſtſüchtige Glück, das er bisher genoſſen, nichts war im Vergleich zu der hohen reinen Befriedigung, die der Gedanke gewährt, die Schmerzen eines Andern gelindert, zu ſeinem Glück ein wenig beigetragen zu haben.

Nun wollte er wie ein Verſchmachtender, dem plötzlich ein nie gekannter Labetrunk kredenzt wird, dieſen koſtbaren Becher mit um ſo größerer Gier an die Lippen ſetzen. Er drängte ſeine Gattin beſtändig, ihn zu all' ihren Armen zu führen, und ſie hatte die größte Mühe, ſeinem Wohlthätigkeitseifer die nöthigen Schranken zu ſetzen. Jetzt wollte er mit vollen Händen geben, und er machte nicht einmal zwiſchen den ihm ſo verhaßten Czechen und den Deutſchen einen Unterſchied. Elfriede brauchte

alle ihre Ueberredungskunst, um ihn dabei vor Uebertreibungen zurückzuhalten. „Du darfst mir diese Leute nicht verderben," ermahnte sie mit ihrer klaren, ruhigen Vernunft: „wenn wir sie von der schwersten Sorge und Noth befreien, ist es vorläufig genug. Sie gleich mit zu reichlichen Gaben überschütten, macht sie nur verwirrt, dann glauben sie, dieser Ueberfluß könne kein Ende nehmen und sie bringen in wenigen Tagen alles leichtsinnig durch."

„Aber sie sind wenigstens einmal glücklich," meinte Grünau.

„Nein, nein, der Arme muß sich erst an behaglichere Zustände, an den Gedanken gewöhnen, daß er auch etwas besitzt, was über die dringendste Sorge des Lebens hinausragt," eiferte Elfriede. „Wie viel Tüchtigkeit und Charakter gehört dazu, um einen plötzlichen Glückswechsel zu ertragen, und diese armen Menschen vollends sind wie Kinder, denen sehr vorsichtig der Tisch eines gewissen Ueberflusses gedeckt werden muß."

Bald nach Tisch war Fernande wieder in den Park gewandert, und Herr von Grünau suchte ihr rasch zu folgen. Dennoch entdeckte er sie erst nach einem halbstündigen Wandern. Sie saß auf derselben Bank, die einst die beiden Freunde zu ihrem traulichen Geplauder gewählt und die in ihrer dichtbeschatteten Lage ihr die beste Gelegenheit geboten hatte, ganz in der Nähe ihr Gespräch zu belauschen.

Wie oft dachte sie an jene Stunde, an ihre Thorheit, daß sie nach solchen Herzensbekenntnissen noch immer diesen einfältigen Menschen weiter geliebt. Sie begriff sich selbst nicht. Warum war sie nicht klüger gewesen und hatte einen von den hübschen Schmetterlingen eingefangen, die sie früher in der Kaiserstadt umgaukelt. Vielleicht hatte sie schon ihre Zeit verpaßt und Hans mit seiner damaligen Anspielung behielt Recht. Sie wahr jetzt dreiundzwanzig Jahre, ein schon bedenkliches Alter, wenn man noch immer sorgfältig wählen will. Eigentlich hatte sie bisher wenig an's Heirathen gedacht; sie wollte sich huldigen, umschwärmen lassen; man sollte ihren Geist, ihren Witz bewundern; es war so hübsch, wieder Einen zu erobern, den ihre Mitschwestern für einen Menschen ausgegeben, auf den weibliche Reize keinen Eindruck übten. Ein schöner junger Graf, den sie noch am ehesten erhört und ohne jedes Bedenken frisch weg geheirathet hätte, wollte sich doch nicht so gleich in ihr Netz finden, und die Andern, die sich so leicht fangen ließen und so prächtig darin zappelten, die warf sie wieder als nicht geeignete Beute hochmüthig zurück. Es waren sogar Barone darunter gewesen, und sie bereute jetzt ihre Thorheit, die sich mit einer solchen Eroberung nicht begnügt. Erst hier in der Heimath erwachte völlig ihr Herz, und hier wäre ihr ein schlichter Landedelmann gut genug gewesen, wenn er nur überhaupt für sie Augen gehabt hätte. Wie

sie jetzt diesen Menschen haßte, diesen Schatten des großen klugen Doctors!

Ach, das Leben war eine alberne Komödie, und lohnte sich nicht der Mühe, die übernommenen Rollen gar so ausgezeichnet zu spielen; es fand sich doch kein wahrhaft verständnißvolles Publicum, das Beifall klatschte. Wenn sie nur erst wieder in die Hauptstadt kam, dann war sie in ihrem eigensten Element, und diesmal wollte sie noch weit anmuthiger die glatte Fluth durchschwimmen und eine Zahl schwärmerischer Verehrer hinter sich herziehen.

Aus ihrem Brüten und Sinnen wurde sie durch die Erscheinung ihres Vaters aufgeschreckt. „So in Gedanken?“ fragte er freundlich: „Ich stör' doch nicht, wenn ich mich einen Augenblick zu Dir setze?“

„Durchaus nicht,“ sagte sie kühl und rückte ihre bauschige Sommerrobe etwas zusammen, um ihm besser Platz zu machen.

„Du warst so versunken, an was dachtest Du eben?“ fragte er theilnahmvoll.

Sie sah ihn mit ihren grauen Augen, die einen so kalten, starren Ausdruck annehmen konnten, verwundert an.

„Ja, woran dachtest Du?“ wiederholte er, als sie nicht sogleich antwortete.

„Interessirt es Dich wirklich?“ fragte sie, nicht ohne einen Anflug von Hohn. „Wenn ich Dir's offen sagen soll, ich dachte an Wien, ich brenne vor Ungeduld, wieder einmal hinzukommen. Wenn

die Tante nicht bald schreibt, reise ich fort, ohne ihre Einladung abzuwarten. Die Luft erstickt mich hier, ich muß endlich fort.“

„Was treibt Dich dazu?“ fragte er sanft. „Fernande, warum grollst Du mir? Was hab' ich Dir gethan? Bin ich nicht nach wie vor gut und freundlich zu Dir gewesen? Warum ziehst Du Dich plötzlich so gefliſſentlich zurück?“

„Du kannſt noch fragen?“ grollte die Tochter: „Ich ſoll es länger mit anſehen, wie Du dieſer gewiſſenloſen Perſon den Pantoffel küſſeſt, die, die“ —

„Nicht weiter! Fernande!“ unterbrach er ſie und ergriff heftig ihren Arm, mit dem ſie eine verächtliche Bewegung gemacht. „Du ſprichſt von meiner Frau, die ich hoch verehre. O, hätte ich ſie gleich ſo erkannt, wie ich ſie jetzt kenne, ich wäre ein glücklicher Menſch geworden!“ und er bedeckte mit ſeinen beiden Händen die feucht gewordenen Augen.

Dieſe warme Begeiſterung ihres Vaters für Elfriede war nicht geeignet, Fernande freundlicher zu ſtimmen. „Es iſt wirklich wunderbar, wie ſie es verſtanden hat, Dich plötzlich ſo gründlich zu bezaubern,“ ſagte ſie mit einem höhniſchen Lächeln, während ihr Blick mit einer gewiſſen Geringſchätzung auf dem ſchwachen Manne ruhte, der ſich ſo unerwartet von ſeiner klugen Frau hatte unterjochen laſſen.

„Durch die einfachsten Mittel," entgegnete er, auf ihren Spott nicht achtend und das thränenfeuchte Antlitz von ihr abwendend, das er heimlich mit seinem Taschentuche zu trocknen suchte: „Durch ihre unnennbare Herzensgüte und ihren edlen Geist, durch tausend Vorzüge, die sie über Viele ihres Geschlechts erheben."

Fernande stieß ein spöttisches Lachen aus. Dies schwärmerische Lob verletzte ihre Eitelkeit noch empfindlicher, als all' das vorangegangene Benehmen ihres Vaters.

„Lache nicht," sagte Herr von Grünau sehr ernst. „Suche lieber Elfriede kennen zu lernen, schließe Dich an sie innig an; es wird für Dich ein hoher Gewinn sein."

„Lieber Papa, Du müßtest Dir selbst bittere Vorwürfe über meine vernachlässigte Erziehung machen, wenn ich jetzt noch die schönen Lehren und das gute Beispiel meiner Stiefmutter nöthig hätte;" und der höhnische Zug auf ihrem Antlitz verstärkte noch ihre höhnische Antwort.

Herr von Grünau fühlte wohl die Schärfe derselben, aber in seiner Sehnsucht nach einer aufrichtigen Versöhnung zeigte er sich darüber nicht weiter verletzt. Mit ruhiger Würde entgegnete er nur: „Glaube mir, Fernande, ich liebe Dich noch so zärtlich wie sonst; Du verlierst dadurch nichts, daß ich auch endlich meiner Frau die Achtung schenke, die sie so sehr verdient. Sei vernünftig,

Kind! Grolle mir nicht mehr. Denke, wer weiß, wie lange Du noch Deinen Papa haſt.“ Er ergriff ihre Hand und ſah ihr mit offenen Augen in's Antlitz, aus denen bereits ein Gruß aus andern Welten ſtrahlte.

Auf das einmal verbitterte Gemüth der Tochter blieben dieſe Vorſtellungen ohne Eindruck. Wollte er ſie durch ſolche ſentimentale Redensarten mürbe machen? Ihre Blicke ſchweiften ruhig über die ſtattliche Geſtalt, ſein blühendes Antlitz. „Du haſt niemals wohler und geſunder ausgeſehen, als eben jetzt,“ entgegnete ſie kühl, um damit anzudeuten, daß es mit ſeinem in Ausſicht geſtellten nahen Tode noch gute Wege habe.

Ein trübes Lächeln glitt um ſeine Lippen. „Es werden mache Bäume gefällt, die noch grüne Wipfel haben, und ich fühle bereits, daß ich angeblattet bin.“

„Das redeſt Du Dir nur ein,“ antwortete ſie im gleichgültigſten Tone.

„Nun denke, wenn meine Tage gezählt wären, würdeſt Du dann nicht noch einmal meine liebe Tochter ſein wollen? Komm' leg' Deinen Kopf an meine Bruſt, wie Du Schmeichelkätzchen es ſo gern gethan. Wie ſehne ich mich, Dich noch einmal an mein Herz zu drücken!“ und er breitete zärtlich die Arme nach ihr aus.

Fernande war nach ihrer letzten Entgegung bereits aufgeſtanden, um ſich zu entfernen; denn dieſes rührende Geſchwätz war ihr gradezu unerträglich.

„Du haſt ja für dieſen Platz Deine liebenswürdige Gattin!“ und mit einem höhniſchen Auflachen eilte ſie hinweg.

„Fernande!“ rief Herr von Grünau verzweifelt; er erhob ſich, um ſie mit Gewalt zurückzuhalten, aber ſie hörte ihn nicht und flog raſch über den Kiesweg, daß ihr helles Gewand bald hinter dem dunklen Gebüſch verſchwunden war.

Grünau ſank mit einem dumpfen Schmerzenslaut auf die Bank zurück und ſuchte vergeblich die Thränen zurückzuhalten, die unaufhaltſam über ſeine Wimpern rollten.

Einunddreißigstes Kapitel.

Am Mittag des andern Tages brachte man die Leiche des Herrn von Grünau in das Schloß. Holzschläger hatten sie in der Grünau'schen Forst gefunden. Der gnädige Herr hatte wie schlafend im Moose geruht und nur beim Näherhinschauen war den Leuten das blasse Antlitz aufgefallen und das Blut, das die Brust des Schlummernden völlig überströmte. Er schlief bereits den ewigen Schlaf. Seine Flinte lag abgeschossen neben ihm.

Hatte er sich selbst das Leben genommen oder war er ein Opfer von Wilddieben geworden? — Schon die beiden letzten Nächte war er nicht im Schloß geblieben, sondern hatte plötzlich die wunderliche Marotte bekommen, den Wilderern aufzulauern, die in letzter Zeit, wie er geklagt, kecker als je ihr Wesen trieben. Er hatte freilich nur seinem alten Kutscher diese seine heimlichen Ausgänge anvertraut und ihm das strengste Stillschweigen anbefohlen. Niemand im Schlosse sollte seine nächtlichen Streifzüge erfahren, damit man sich nicht um ihn beun-

ruhige. Vergeblich hatte ihm der Kutſcher vorgeſtellt, daß der gnädige Herr dies Wachen doch den Förſtern überlaſſen möge, die ja dazu angeſtellt und bezahlt würden; Herr von Grünau war von ſeinem Vorhaben nicht abzubringen geweſen. „Nein, ich muß auch einmal den Wilddieben auflauern, das macht mir Vergnügen!“ hatte er entgegnet und war hinweggeeilt, ſogar ohne ſeinen Jagdhund, den er nicht mitgenommen, obwohl ihm der Kutſcher zugeredet. „Nein, nein, der könnte mich nur verrathen!“ war ſeine Antwort geweſen.

Die Lage, in der Herr von Grünau gefunden wurde, das abgeſchoſſene Gewehr deutete darauf hin, daß er ſelbſt Hand an ſich gelegt habe. Aber was hätte dieſen Mann dazu bewegen ſollen, der in den glänzendſten Verhältniſſen lebte, eine ſchöne, junge Frau hatte, mit der er gerade in der letzten Zeit, wie Alle im Schloſſe hatten bemerken können, ein Herz und eine Seele war? Und wie zufrieden, wie glücklich war Herr von Grünau ſtets geweſen; ein ſolcher wirft nicht ſo leicht ein Daſein ſchnöde und undankbar fort, das ihm ſo Vieles bietet. — Konnte nicht der gnädige Herr auf Wilddiebe geſtoßen ſein, zuerſt ſeine Flinte abgefeuert haben und dann von den Nichtswürdigen den tödtlichen Schuß erhalten haben? Die öffentliche Meinung neigte ſich ganz entſchieden zu der letzteren Annahme. Freilich war es ſeltſam, daß Herr von Grünau wenige Tage vorher ſein Teſtament gemacht, aber hatten ſolche

Todesahnungen nicht schon Andere gehabt und waren sie so selten? Nur zwei Menschen im Schlosse wußten, daß Herr von Grünau nicht unter Mörderhände gefallen sei, daß er freiwillig den Tod gesucht habe — es waren seine Frau und seine Tochter.

Als man am andern Tage die Leiche ihres Vaters ins Schloß brachte, warf sich Fernande mit einem Verzweiflungsschrei an der Bahre nieder und bedeckte das bleiche kalte Antlitz des Todten mit ihren Küssen. — Die starre Rinde von ihrem Herzen war gesprungen, jetzt hätte sie ihm tausend liebe, gute Worte zuflüstern mögen, aber das Auge war gebrochen, das dazu selig gelächelt hätte. . . O, warum war sie gestern so starr und unversöhnlich gewesen! Ihre Härte hatte ihn in den Tod getrieben. — Zwischen die Tochter und die Gattin gestellt, war ihm kein anderer Ausweg möglich gewesen. Diese Gedanken wirbelten durch ihr fieberhaft erregtes Hirn, als sie sich jetzt unter heißen Thränen über seinen Leichnam hinwarf und ihm vergeblich die süßesten Schmeichelworte zuflüsterte. Seine fest geschlossenen bleichen Lippen verzogen sich nicht mehr zu einem Lächeln.

Sie war die Erste gewesen, die der Zufall an die Leiche des Vaters geführt, jetzt erschien auch schon die herbeigerufene Schloßherrin. Wohl wankten ihre Knie, als sie die Bahre und darauf die Leiche sah, aber sie suchte sich gewaltsam zu fassen und

die wilde, wahnsinnige Verzweiflung Fernandens legte ihr nun um so mehr die Pflicht auf, ihr Herz in beide Hände zu nehmen und nicht durch einen ähnlichen Schmerzensausbruch die Verrwirrung zu vergrößern, die sich bereits Aller bemächtigt hatte.

„Fernande," sagte sie leise, die noch immer jammernd und wehklagend den Leichnam ihres Vaters umschlungen hielt: „Laß uns gemeinsam den Schmerz um den lieben Todten tragen. Wir werden dann Beide gefaßter sein." Sie beugte sich zärtlich über ihre Stieftochter hinweg und wollte sie aufrichten, um sie mild und schonend hinwegzuziehen.

„Nein, nein, o ich Unselige! O wenn Du wüßtest!" rief Fernande und erhob ein wenig ihr verstörtes Antlitz zu Elfrieden.

Frau von Grünau winkte den neugierig zuschauenden Leuten, sich mehr zurückzuziehen und man folgte ehrfurchtsvoll ihrem stummen Befehl.

„Wohl weiß ich, wie unendlich viel Du an Deinem Papa verloren," begann Elfriede von Neuem ihren Versuch, die wilde Verzweiflung Fernandens zu beschwichtigen. „Aber glaube mir, ich habe in der letzten Zeit seinen Werth völlig erkannt, und mein Schmerz ist nicht minder groß." Sie war jetzt dicht an die Leiche herangetreten, wollte sich über das bleiche Haupt des Todten zärtlich hinwegbeugen und hielt dennoch in ihrer Bewegung inne, als fürchte sie jetzt noch die Eifersucht ihrer Stieftochter, die zu der erwachten Liebe ihres Vaters

ſo ſcheel geſehen hatte und auch jetzt wieder in ihrer leidenſchaftlichen Weiſe den Todten für ſich allein in Anſpruch zu nehmen ſchien.

Fernande hatte ihre Abſicht gemerkt; ſie ſprang plötzlich auf: „Ja, Du Glückliche, Du darfſt Dich ihm mit ruhiger Seele nahen! Aber ich Elende! ich!“ — und ſie warf ſich laut ſchluchzend an Elfriedens Bruſt.

„O, dieſe Stunde hat mir alles genommen und giebt mir doch ſo viel!“ flüſterte dieſe und hielt die wiedergewonnene Freundin lange und innig umſchlungen.

„Ach, Du weißt nicht, Elfriede, was ich gethan,“ ſtammelte Fernande in wilder Verzweiflung und ſich wie hülfeſuchend noch immer an ſie anlehnend. „Ich allein habe Papa mit meinem elenden Trotz in den Tod gejagt.“

„Sage das nicht! Quäle Dich nicht mit Hirngeſpinnſten!“ rief Frau von Grünau erſchrocken.

„Es iſt die Wahrheit,“ flüſterte ſie mit einem noch immer völlig verſtörten Ausdruck im Antlitz. „Er wollte ſich geſtern mit mir verſöhnen; er war ſo lieb und gut und ich ſtieß ihn höhniſch zurück, und jetzt habe ich ihn damit in den Tod getrieben, und er hört nicht mehr, wenn ich ihm ſag', daß ich nicht mehr neidiſch auf Dich ſehen und ihm Deine Liebe gönnen will. Geſtern hätte ich an ſeinem warmen Herzen noch einmal ruhen können, und jetzt kann ich vergeblich mein Haupt an ſeine

Bruſt lehnen, ſein Herz ſchlägt nicht mehr!“ . . . Sie wollte ſich von Neuem über die Leiche ihres Vaters hinwegwerfen, aber Elfriede hielt ſie zurück. „Störe nicht ſeine Ruhe! Er hat den Frieden gefunden, den wir alle angſtvoll ſuchen. Quäle Dich nicht länger mit ſolchen entſetzlichen Selbſtanklagen. Es iſt unmöglich, daß ihn nur Dein Starrſinn in den Tod gejagt.“

„Doch Elfriede!“ entgegnete Fernande, die nach Art aller ſanguiniſchen Naturen in ihrer wilden Verzweiflung für alle Vernunftsvorſtellungen unzugänglich war. Ihr unruhiges, leicht erregbares Herz hatte das heiße Verlangen, ſich als die eigentliche Mörderin ihres Vaters anzuklagen, um den wildeſten Sturm durch ihre Bruſt zu leiten. „Hätte ich ſeine Bitte erfüllt, dann würden ſie ihn nicht heut als Leiche heimgebracht haben.“

„Still, Fernande!“ ſagte Elfriede faſt ſtreng und blickte dabei auf die noch immer ſich zurückhaltenden Leute, die leicht ihren lauten Ausruf hören konnten. „Wer darf behaupten, daß er ſelbſt den Tod geſucht? Mir hat man geſagt, daß Wilddiebe ihn erſchoſſen! Fernande,“ ſetzte ſie mit großer Beſtimmtheit hinzu: „das allein iſt die Wahrheit und wir handeln gewiß in ſeinem Geiſte, wenn wir daran feſthalten.“

Mochte es für ſie ein unauflösbares Räthſel ſein, was den Unglücklichen plötzlich in den Tod getrieben, die Welt ſollte ihn wenigſtens nicht als

Selbſtmörder verurtheilen, das war ihre nächſte Sorge. Daß er freiwillig das Leben weggeworfen, darüber war ſie, nach ſeinem Benehmen in den letzten Tagen, nicht in Zweifel. Wie er vollends am geſtrigen Abend von ihr Abſchied genommen, mußte ſie jetzt, wenn ſie darüber nachdachte, zu dem Schluß bringen, daß er den Tod geſucht habe. Wenn er ſich auch zuletzt ſtets freundlich und gütig zu ihr gezeigt, aber ſo weich, faſt träumeriſch war er ihr noch nie vorgekommen, als an dieſem Abend. Er hatte lange mit ihr geplaudert; ſie mußte ihm von Hans erzählen, an deſſen Schickſal er jetzt einen ganz andern, wärmeren Antheil nahm.

Wenn ihn die Aerzte freigeben, dann ſoll er hier in aller Stille vollends geſund werden; er iſt doch ein recht guter Menſch, und nun begreif' ich, warum Du ihn ſo lieb gehabt," hatte er geſagt und dann nachdenklich hinzugeſetzt: „Was der alles in ſeinem Kopfe hat, es iſt erſtaunlich, da kommt man ſich dagegen recht dumm vor."

Wie hatte ſich Grünau früher auf ſeinen geſunden Menſchenverſtand ſo viel zu gute gethan. Mit ſeiner nüchternen practiſchen Lebensrichtung waren ihm die Leute, die andere Ziele verfolgten, recht närriſch und dumm erſchienen. Er konnte, wie alle Realiſten, auf jeden Träumer, der über das Alltäglichſte hinauslangte, recht mit Geringſchätzung herabſehen. Es waren in ſeinen Augen zu verdrehte Schrauben. Jetzt begriff er plötzlich,

was in seinem Schwager lebte, mochte ihn auch sein allzukühner Idealismus zum Irrsinn geführt haben, es war immer ein ungewöhnlicher Geist, der mit seinen Ideen liebend die ganze Menschheit umfaßte, während sein ganzes Streben sich in das Enge und Kleine verloren und er doch, wie er sich jetzt gestehen mußte, für sein Inneres nicht den mindesten Gewinn davongetragen hatte. Er vermochte auf sein vergangenes Dasein nicht mit Befriedigung zu blicken; er hatte nur in schnöder Selbstsucht die beschränktesten Kreise um sich selbst gezogen. Vielleicht konnte er wenigstens mit seinem Tode so Vieles gut machen.

„Grüße mir Hans, wenn Du ihm schreibst, und sag' ihm, daß er hier für immer eine Heimath haben soll." Wie glücklich hatte Elfriede dies Wort des Gatten gemacht! Sie war dankbar an seine Brust gesunken und hatte ihm gesagt: „O, Du bist viel, viel besser, als ich je geahnt, und ich muß Dir nur gestehen, ich habe Dich sehr verkannt. Mir kam es zu hart und lieblos vor, daß Du meinen armen Bruder plötzlich im Stiche ließest, und doch sehe ich ein, wie Recht Du damals gehabt."

„Nein, Elfriede, ich hatte nicht Recht," entgegnete er eifrig: „Ich hab' stets nur an mich und mein Behagen gedacht und mich wenig um Andere gekümmert. Wäre es denn für mich ein so großes Opfer gewesen, wenn ich ihn noch weiter

unterſtützt hätte? Und nun ſeh' ich erſt ein, wieviel ich dadurch verloren. Du hätteſt Dich dann nicht völlig von mir abgewendet, und ich" — er vollendete nicht, ein ſchwerer Seufzer hob ſeine Bruſt und er ſtarrte düſter zur Erde.

„Du hatteſt ja ſo viel gewährt, als er gefordert, und ich begreife es jetzt, warum Du dann Deine Hand zurückzogſt."

„Elfriede! mein liebes, theures Weib! ja Du biſt engelgut! Jetzt erſt weiß ich, was ich an Dir habe, an Dir" — er vollendete nicht, heiße Thränen erſtickten ſein[illegible]ne, als er die Gattin zärtlich an ſich zog. Dann raffte er ſich plötzlich auf; er ſchien ſich ſeiner allzuweichen Stimmung zu ſchämen; ſah ſie noch einmal mit einem Blicke an, als wolle er ihr Bild in die Ewigkeit hinüber nehmen, und mit einem letzten Lebewohl eilte er aus dem Zimmer. . .

Elfriede ließ noch einmal jenen Abend an ihrer Seele vorüberziehen. Jedes Wort, was er geſprochen, war ihr im Gedächtniß geblieben; alles, ſein ganzes Weſen, ſeine tiefe Ergriffenheit deutete darauf hin, daß er geſtern mit dem Bewußtſein von ihr geſchieden, ſie in dieſer Welt nicht mehr lebend wieder zu ſehen. Wohl war ihr die überweiche Haltung Grünau's aufgefallen; aber ſie hatte geglaubt, daß ihn ihre Schilderung von dem Beſuch des Irrenhauſes zu tief gerührt und noch milder als ſonſt geſtimmt habe. Erſt ſein Abſchied

war ihr aufgefallen; ſo ſchwermüthig ſieht man nicht einer Frau ins Antlitz, die man am andern Morgen noch zu beſitzen hofft. Das war ein Lebewohl geweſen, nicht für dieſen Abend, — für das ganze Leben. . . .

Ja, er hatte freiwillig den Tod geſucht, der gute ſtille Mann, der noch kurz vor ſeinem Ende mit wunderbarer Kraft die Schlacken ſeines Weſens von ſich abgeſtreift und ein Anderer, ein beſſerer und edler Menſch geworden war. Was hatte ihn dazu getrieben, ein Leben von ſich abzuſchütteln, das bisher für ihn eine ſüße Laſt geweſen, die ihn nie oder kaum gedrückt? Er hatte zu den Glücklichen gehört, die ſich auf Erden häuslich niedergelaſſen haben und nie ein Heimweh empfinden. . . Oder war es doch in ihm erwacht? und gerade jetzt, wo ſein Geiſt eine höhere Richtung nahm und ſein Seelenleben einen tieferen Inhalt zu gewinnen ſuchte? Hatte ihn vielleicht der Gedanke gequält, daß dies Glück, das er jetzt genoß, doch nicht von Dauer ſein könne? Oder war ſeinem plötzlich feiner gewordenen Empfinden der Zweifel gekommen, ob er dies Glück überhaupt verdiene? — Der Mund, der hierüber Aufſchluß geben konnte, war geſchloſſen, und ein tiefer Schleier verhüllte die eigentlichen Beweggründe ſeiner verzweifelten That.

In der ganzen Umgegend erregte der plötzliche Tod des Herrn von Grünau das größte Aufſehen. Niemand zweifelte, daß er ihn durch Wilddiebe

gefunden. Sicher hatte er sie überrascht, angerufen und vielleicht zuerst geschossen; die Wilderer hatten dann besser getroffen. Der alte Herr galt in der letzten Zeit ohnehin nicht mehr als guter Schütze; er hatte auf der Jagd so manchmal fehl geschossen.

Die Theilnahme für den beliebten und geschätzten Mann war allgemein. Er hatte Niemand absichtlich gekränkt, war bei Festlichkeiten ein munterer Kamerad gewesen, und seine Gutmüthigkeit war stets gepriesen worden, ohne daß man dafür rechte Beweise beibringen konnte. Es wird manchen Menschen so leicht gemacht, in diesen Geruch zu kommen, sie dürfen nur ihren Nebenmenschen nicht mit Rath und Dienst beschwerlich fallen wollen.

Gerichtsbeamte erschienen, auch Doctor Hagedorn wurde herbeigerufen, und sie Alle erklärten zur großen Herzenserleichterung Elfriedens, daß Herr von Grünau ermordet worden. Der Doctor vertrat am entschiedensten diese Ansicht.

„Mein verehrter Freund war ein viel zu practischer Lebensphilosoph, als daß er freiwillig hätte eine Welt aufgeben sollen, die ihm stets ihre freundlichste Seite zugekehrt. Er ist durch Mörderhände gefallen," mit dieser so bestimmten Erklärung schnitt er alle weiteren Erörterungen in seiner kurz entschlossenen Weise ab.

Auch hier zeigte Hagedorn wieder ein feineres Empfinden, als man von dem sonst so burschikosen, stürmischen Wesen des Doctors erwarten konnte.

Er näherte ſich der Wittwe nicht mit leeren, nichtsſagenden Troſtesworten, lobte auch jetzt nicht den Verſtorbenen überſchwänglich, wie dies von den überlebenden Freunden ſo gern geſchieht, ſondern drückte nur Elfrieden die Hand und ſprach in einfach herzlicher Weiſe ſeinen Schmerz aus über das plötzliche düſtere Ereigniß und die Hoffnung, daß ſie ihn noch ferner zu ihren Freunden zählen werde und zu allen Zeiten auf ſeinen Beiſtand rechnen dürfe. Hagedorn wußte ja nicht, wie theuer ihr in der letzten Zeit der Verſtorbene geworden war, und da er das frühere kühle Verhältniß der beiden Eheleute gekannt hatte, ſo ſchätzte ſie ſeine Wahrheitsliebe, die jetzt nicht von einem unerſetzlichen Verluſt zu ſprechen wagte. Jetzt war auch nicht die Gelegenheit dazu, ihm zu ſagen, wie viel ſie durch dieſen plötzlichen Tod verloren, ſelbſt wenn ſie ihrem Schmerze nachhängen gewollt, ſie hatte nicht einmal die Zeit dazu.

Mit dem plötzlichen Tode eines Angehörigen ſtürmen auf die Nächſtſtehenden ſo viel Aeußerlichkeiten ein, daß für ſie der heiße tiefe Schmerz um den Todten wenigſtens für die nächſten Tage untergeht in den betäubenden Sorgen, die jede Begräbnißfeier im Gefolge hat.

Nur Fernande überließ ſich völlig ihrem Schmerz und ihrer Verzweiflung. Ihr ſcharfer, unruhiger Geiſt, der ſonſt ſo geſchickt war im Anordnen und Befehlen, ſchien noch immer wie gelähmt. Sie bekümmerte ſich um nichts, und Elfriede hatte die

Last der wahrhaft peinlichen und erdrückenden Angelegenheiten allein zu tragen. Man sagt, es sei eine Wohlthat — der Schmerz könne durch diese äußerlichen Sorgen nicht seine vernichtendste Wirkung auf die Seele üben. — Elfriede empfand es nicht. Es war für sie eine grenzenlose Qual, die sie fast bis zu besinnungsloser Ermattung führte, jetzt von Dingen in Anspruch genommen zu werden, die ihr nicht eine ruhige Stunde gönnten, wo sie ihrem Schmerz nachhängen konnte. Sie empfand eine wahre Sehnsucht, sich vor der Welt abzuschließen, sich zu sammeln und dem geliebten Todten noch einmal das freundlichste Gedenken zu widmen, eh' seine sterblichen Ueberreste die kühle Erde aufnahm, und von früh bis in die späte Nacht stürmte alles auf sie ein, um sie müde zu hetzen.

Die Vorbereitungen eines öden, leeren Schaugepränges wurden mit einer Beflissenheit und einem Eifer betrieben, die sie in innerster Seele peinlich berührten, und doch vollzog sich alles rings um sie, wie eine Art Naturgesetz. Die Sitte und Gewohnheit hatten bereits hier die festesten Schranken gezogen, all' das mußte geschehen: so lärmend und prunkvoll mußte der gnädige Herr zur Gruft bestattet werden; es durfte nicht das Mindeste fehlen, für alles mußte vorgesorgt werden.

Vergeblich bat Elfriede, sie mit ferneren Anfragen zu verschonen, sie sei mit Allem einverstanden, um nur einen freien Athemzug für sich zu

haben. Niemand achtete auf ihre Qual und hatte einen Begriff dafür; immer wieder hielt man es für ganz nothwendig, wegen jeder Kleinigkeit bei der gnädigen Frau anzufragen und wenn sie dann doch von diesem leeren Prunk so Manches beseitigen wollte, war dies gerade unmöglich. Die Begräbnißfeier eines Herrn von Grünau durfte eben nicht anders stattfinden, als sie vorbereitet wurde.

Elfriede gewahrte nirgends mehr einen Schmerz um den Verblichenen, überall nur die Sorge und das Bemühen, ihn so glänzend und feierlich wie möglich zur Erde zu bestatten.

Die Einzige, die sich endlich ihrer rettend annahm und sie von einer Qual erlöste, die sie zu erdrücken drohte, war Gabriele. Sie kam zur Freundin, sobald sie die Trauerkunde erfahren. Wußte sie doch, wie gut und freundlich sich das Verhältniß der beiden Eheleute in letzter Zeit gestaltet hatte, sie konnte am ehesten den wahren und aufrichtigen Schmerz Elfriedens begreifen, und an ihrer Brust weinte diese die ersten leidentlastenden Thränen. Durfte und mochte sie doch nicht der Welt ihren Jammer zeigen, um nicht als Heuchlerin zu gelten. Man wußte ja, wie wenig sie mit ihrem Gatten glücklich gewesen war, der seit ihrem damaligen Zerwürfniß auch nicht mehr den Schein gewahrt und deutlich an den Tag gelegt hatte, daß sie innerlich geschieden seien.

Gabriele kam jetzt, so oft es nur ihre Zeit er-

laubte, nach Grünau; ſie gewahrte bald, wie furchtbar die Freundin unter dieſen qualvollen Sorgen litt, die von allen Seiten auf ſie einſtürmten, und mit ihrem friſchen jugendlichen Geiſte wußte ſie dieſelbe zu befreien. Sie fand ſogleich einen Ausweg. Dem Förſter des Herrn von Grünau, einem alten ehrlichen Manne, wurde die weitere Ordnung der traurigen Angelegenheiten übertragen und ihm für alles die ausreichendſte Vollmacht ertheilt.

„Du giebſt die ſtrengſten Befehle, daß ſich fortan Alle nur noch an den Förſter zu wenden haben, und Du biſt von einer Qual erlöſt, die Dich noch erdrückt," rieth Gabriele, die auch hier wieder ihre kluge, weit über ihre Jahre hinausgehende Umſicht bewies.

Elfriede hätte ohne ihre Freundin keine Rettung aus dem traurigen, wüſten Gedränge gefunden. Nun konnte ſie endlich aufathmen, ſich auf ſich ſelbſt beſinnen und ſchon jetzt dem Verblichenen ein friedliches, ſtilles Gedenken weihen. Noch einmal wurde ſie aus der ſanften Wehmuth, der ſie ſich bereits überlaſſen, durch eine andere Aeußerlichkeit aufgeſcheucht — die Teſtaments-Eröffnung. Fernande war dazu ebenfalls geladen worden. Anfangs hatte ſie ſich geweigert, zu erſcheinen, plötzlich wurde ſie andern Sinnes und fand ſich noch vor der beſtimmten Stunde ein. Während Elfriede kaum auf den Inhalt des Teſtaments hörte, lauſchte Fernande ſehr auf-

merkſam, obwohl ſie es unter einer tiefen, ſchmerzlichen Niedergeſchlagenheit zu verbergen ſuchte.

Herr von Grünau beſtimmte in der Einleitung ſein Begräbniß, das ganz einfach ſtattfinden ſolle; ſetzte dann ein Legat von einigen tauſend Gulden an die Ortsarmen aus, das durch ſeine Wittwe bald zur Vertheilung kommen ſolle, und ſetzte ſeine Ehegattin zur Univerſal-Erbin ein, während für die Tochter beim Eintritt ihrer Majorennität ein Betrag von 20,000 Gulden beſtimmt war. Im Fall der Wiederverheirathung ſeiner Frau ſollten die Kinder aus erſter Ehe die runde Summe von Hunderttauſend Gulden bekommen, ſie aber Grünau behalten.

„Ich würde für wohlthätige Stiftungen noch größere Beträge ausgeſetzt haben," ſchloß der Erblaſſer; „aber ich kenne den edlen, hochherzigen Sinn meiner Gattin, der ich das Glück nicht rauben will, für das Loos Unglücklicher in ihrer warmherzigen Weiſe weiter zu ſorgen."

Mit dieſem Teſtament wurde in Fernande aller Schmerz und jede Verzweiflung tief verſchüttet. Nicht die pekuniäre Seite war für ſie das Empfindlichſte, obwohl ſie ſich ſtets mit der Hoffnung geſchmeichelt, einmal Herrin von Grünau zu werden, aber daß ihr Vater ſeine Gattin noch in ſeinem Teſtamente ſo glänzend herausgeſtrichen, ſie bis zu den Sternen erhoben und ihrer mit keinem Worte beſonders erwähnt hatte, das grub ſich mit tauſend

Messern in ihr Herz und verletzte ihre Eitelkeit tödtlich. Wohl suchte sie sich zu beherrschen und mit keiner Miene, keinem Hauch verrieth sie, was in ihr vorging, aber die bittern Selbstanklagen waren plötzlich verstummt; sie begriff nicht, daß sie sich einbilden gekonnt, ihre Härte allein habe ihren Papa in den Tod getrieben. Als ihr jetzt das Testament vorgezeigt wurde, um die Unterschrift ihres Vaters zu prüfen, warf sie noch einen Blick darauf und das Datum belehrte sie, daß sie eine Närrin gewesen. Papa hatte ja zwei Tage vor ihrer Begegnung im Park sein Testament gemacht und sie also damals schon verstoßen gehabt. Und trotzdem hatte er sich mit ihr versöhnen wollen! — Sie sah jetzt darin nur eine schwächliche Heuchelei.

Nun konnte sie die trauernde Tochter mit Würde und Anstand spielen; aus ihrem Herzen war alles wahre Schmerzgefühl herausgebrochen, das sich stets so ungeschickt giebt, ja so ungeschickt, daß oft Niemand an seine Echtheit glaubt, während ein künstlicher Schmerz die schwarzen Gewänder in die schönsten Falten zu legen und eine Allen verständliche Trauer zu zeigen weiß.

Fernande hatte sogleich den plötzlichen, unerwarteten Tod des Vaters ihrer Tante angezeigt und zu ihrer großen Herzenserleichterung erhielt sie jetzt endlich die Nachricht, sie möge nach Wien kommen, um bei ihren Verwandten einen Ersatz für ihren furchtbaren Verlust zu finden.

Zwei Tage nach dem Begräbniß, das trotz der letzten Verfügung des Herrn von Grünau weit glänzender stattfand, als der Verstorbene angeordnet hatte, reiste Fernande ab. Mit keiner Miene hatte sie verrathen, wie schwer sie durch das Testament ihres Vaters gekränkt worden. Sie nahm sogar von Elfrieden den zärtlichsten Abschied und bat, ihr ein freundliches Andenken zu bewahren. Nicht ein bitteres, stachelichtes Wort, wie sonst so leicht über ihre Lippen kam, entschlüpfte ihr.

„Hoffentlich machst Du bald einmal einen Ausflug nach Wien, um Dich auch etwas zu zerstreuen, und dann zeige ich Dir die Herrlichkeiten unserer Kaiserstadt. Was wirst Du für Augen machen! Da ist Alles so weit schöner und romantischer, als in dem sandigen Berlin," sagte sie beim Scheiden und umarmte die Stiefmutter noch einmal auf das zärtlichste. Dann stieg sie rasch in den Wagen, winkte mit der Hand heraus und legte sich zurück, ohne noch einen letzen Blick auf ihr väterliches Schloß zu werfen. Durch ihre bewegliche Seele jauchzte nur der eine Gedanke: Wien! Jetzt endlich lag alles hinter ihr — die Oede und Langeweile dieses ununterbrochenen zweijährigen Aufenthaltes, die tiefe Demüthigung der letzten Tage; sie wollte alles, alles vergessen und sich in den Genüssen berauschen, die ihr in der Hauptstadt winkten. Ihre Freunde und Verehrer sollten die geistreiche, witzige Fernande weit brillanter wiederfinden, als

sie dieselbe je kennen gelernt. Jetzt war sie in der rechten tollen Laune, wie man sie in der lustigen Kaiserstadt liebte, sie wollte auf dem offenen wogenden Meer des Gesellschaftslebens mit ganz anderer Anmuth herumplätschern und Alle bezaubern. — Mit diesen lachenden Bildern, die vor ihrer Seele gaukelten, fuhr sie der österreichischen Hauptstadt zu.

Frau von Grünau wußte wohl, daß sie ihre ehemalige theure Freundin längst verloren, und zwischen ihnen sich niemals wieder ein wahrhaft inniges und herzliches Verhältniß herausbilden konnte, und dennoch empfand sie ihre Abwesenheit wie eine schmerzliche Lücke. Zu tief war die Einsamkeit, die sie jetzt umgab. Freilich nahm die neue große Aufgabe, die ihr plötzlich zugefallen, sie so in Anspruch, daß sie dem herben Verlust, der sie getroffen, nur wenig nachhängen konnte. Wohl ging ihr Sinn nicht nach irdischem Besitz, aber der Gedanke berührte sie doch wohlthuend, daß ihr Gatte ihr noch einen solch' großen Beweis seiner Liebe und seines Vertrauens gegeben hatte.

Ihr Erstes war jetzt, ihre Stieftöchter aus der Schweiz zurückzurufen. Sie hätte so gern auch nach ihrer Verheirathung die Erziehung derselben allein weiter geführt, aber Grünau mochte davon nichts wissen und hatte sie sofort in eine schweizer Pension geschickt. Jetzt erst begriff sie, daß er es vielleicht aus Rücksicht für sie gethan, damit seine

Kinder nicht etwa seine Frau mit der Gouvernante verwechseln sollten. In ihrer tiefen Verlassenheit hatte sie aber eine wahre Sehnsucht nach den jungen Mädchen, die ihr stets gutgearteter vorgekommen waren, als Fernande.

Wenige Wochen später trafen sie in Grünau ein, und Elfriede erschrak. Aus den beiden harmlosen Kindern waren in den drei Jahren eitle, innerlich leere Geschöpfe geworden, die sich auf ihre Fertigkeit im Französischplappern und Musikfreveln nicht wenig einbildeten. Sie hatten bereits das Backfischalter von fünfzehn, sechszehn Jahren erreicht und noch dazu alle Unarten desselben mitgebracht. — Hier winkte Frau von Grünau eine schwere und große Aufgabe, die sie für die nächste Zeit völlig in Athem hielt. Aus diesen kleinen selbstgefälligen und bereits recht hochnasig gewordenen Dingern die groben Fehler einer falschen, vernachlässigten Pensionsbildung herauszumerzen, war nicht leicht und forderte ein Erziehungswerk von Jahren. Die kleinen Fräulein von Grünau fühlten sich schon als große Damen und glaubten, daß sie mit ihrer Entlassung aus der Pension nun auch fertig seien und für ihre weitere Geistesbildung nicht mehr zu sorgen hätten. Sie waren mit dem Gedanken in die Heimath zurückgekehrt, daß ihnen hier nun alle Vergnügungen offen ständen, die sie sich mit ihrer Entfernung aus der Schule stets erträumt. Und nun sollten sie plötzlich von Neuem lernen und

weit eifriger und gründlicher als je zuvor! — Ihre Stiefmama erschien ihnen etwas überstudirt, ja, als ihnen die Dienerschaft das traurige Schicksal des Bruders der gnädigen Frau ausgeplaudert, waren die kleinen kecken Geschöpfe sogleich bereit, die Schwester für das Irrenhaus ebenfalls reif zu halten.

Die beiden Backfischchen suchten an Unbotmäßigkeit zuerst das Unerhörteste zu leisten, sie gingen in ihrem frechen Widerstande bis an die Grenze des Möglichsten, aber dem festen, unerschütterlichen Willen Elfrieden's mußten sich die kleinen Rebellen allmählich beugen. Sie mußten vorerst Gehorsam lernen, und Frau von Grünau scheute nicht davor zurück, in den Ruf einer bösen Stiefmutter zu kommen: sie hielt es für ihre heiligste Pflicht, diese innerlich verwahrlosten Geschöpfe zur Ordnung zu bringen und ihre Seelen auf etwas Anderes zu richten, als auf leere Aeußerlichkeit und hohlen Schein.

Vielleicht wäre ihr doch diese schwere Aufgabe nicht gelungen, aber wenige Wochen später erhielt sie die beglückende Nachricht, daß ihr Bruder als völlig geheilt entlassen werden könne. Sie eilte gleich nach Berlin, ihn heimzuholen, und die Geschwister sanken sich in die Arme, als ob ihnen mit ihrer Wiedervereinigung ein neues Leben geschenkt sei.

Schon mit der ersten Begegnung fand Elfriede den Bruder sehr verändert, und je näher sie ihn

kennen lernte, je wunderbarer machte sich diese Veränderung bei ihm geltend. Er hatte nichts mehr von jener fieberhaften Unruhe, die ihn früher umhergetrieben und die seltsam mit einer gewissen Schläfrigkeit abgewechselt; sein ganzes Auftreten war stiller, ruhiger geworden. Er mochte es selbst fühlen, wie sehr anfangs sein veränderter Seelenzustand auf die Schwester befremdend wirken mußte, denn er sagte lächelnd: „Du darfst nicht etwa sorgen, daß ich unglücklich bin; in mir ist nur jetzt, wie Carlyle sagen würde, das Schweigen vorherrschend.“ So blieb Hans auch während der ganzen Fahrt. Elfriede mußte erzählen und er hörte aufmerksam zu. Sie berichtete mit tiefer Rührung von den letzten Lebenstagen Grünau's und wie sich plötzlich sein Herz zu ihr zurückgefunden und er eine Zartheit und Wärme des Empfindens gezeigt, die sie nimmer in ihm gesucht hätte. „Ja, mein Schwager hat nur die alte schmerzliche Erfahrung gemacht,“ sagte er nachdenklich: „wie traurig ist es, das Glück hinter sich zu haben, das man nicht erkannte, als es noch frisch und glänzend vor uns lag, ... und glaube mir, liebe Schwester,“ fuhr er mit einer leichten Erregung fort, „nur der wahrhaft gebildete Mensch kann bewußt glücklich sein; Ungebildete sind wie Kinder, die nicht wissen, in welch' seligem Zustande sie sich gerade befinden.“

Elfriede wußte wohl, welche Wahrheit in diesen

Worten lag; die mangelnde Geistesbildung ihres Gatten war ihm hinderlich gewesen, sich ihr völlig zu eigen zu geben und mit ihr eine wahrhaft harmonische Ehe zu führen.

„Und wie findet sich Fernande in den harten Verlust?“ fragte Hans, als die Schwester noch immer schwieg. Es war das erste Mal, daß ihr Name über seine Lippen kam, und doch sprach er ihn jetzt völlig ruhig und unbefangen aus; obwohl noch immer ihr Bild in seiner Seele lebte und er es inmitten seines Wahnsinns treu und fest wie ein verschwiegenes Heiligthum bewahrt hatte.

„Sie ist bereits in Wien bei ihrer Tante,“ und sie blickte dabei heimlich auf ihren Bruder, um zu sehen, wie er diese Nachricht wohl aufnehmen werde? Obgleich Hans selbst in seinem Irrsinn nie den Namen Fernandens erwähnt, war Elfriede doch überzeugt, daß sie es gewesen, die ihm trügerisch eine Liebe vorgegaukelt und mit ihrer leichfertigen Koketterie angestachelt, seine Erfindung zu Ende zu führen.

„Wann will sie wiederkommen?“

Sollte sie ihm die volle Wahrheit sagen und konnte diese auf seinen noch schwachen Geist nicht beunruhigend wirken? „Ich weiß es nicht, sie hat nichts davon gesagt, ich denke, daß sie wohl den nächsten Winter in der Kaiserstadt bleiben wird.“ Daß Fernande vielleicht nie wieder in die Heimath zurückkehren würde, durfte sie ihm gewiß nicht vorwerfen.

„Dann bist Du ja ganz allein," bemerkte er nach einer Weile nachdenklich.

„Ich habe die jüngsten beiden Töchter meines Mannes aus der Schweiz zurückkommen lassen und will ihre weitere Erziehung selbst übernehmen."

„Die müssen wohl schon fünfzehn-, sechszehnjährige Backfische sein?"

„Nur die Aelteste, Gertrud, ist fünfzehn."

„Ich werde Dir bei diesem Werke helfen," sagte er sogleich, und etwas von dem alten Feuer lebte dabei in ihm auf. „Das ist immer für eine Frau eine kaum lösbare Aufgabe, denn unsere fünfzehnjährigen Mädchen von heut glauben schon fix und fertig zu sein. Sie haben keine Ahnung davon, daß nun die Erziehung und das Lernen erst recht beginnen soll, ja, daß wir kein Recht haben, jemals damit aufzuhören."

Elfriede war über diese übereinstimmenden Ansichten hoch erfreut. Ihr Bruder hatte also doch aus seiner schweren Krankheit den heißen, redlichen Drang nach Weiterentwickelung, den schönen Idealismus, der nur in sich selber die höchsten Güter zu erwerben sucht, treu herübergerettet.

„Ah, wie freue ich mich, Du wirst mir ein starker Bundesgenosse sein," entgegnete sie lebhaft, „und ich will Dir ehrlich meine Schwäche bekennen, wie ich schon jetzt fühle, daß ich Deine Hülfe sehr nöthig brauchen werde. Meine Töchter sind ganz so, wie Du vermuthest. Sie halten es für sehr

überflüssig, noch einmal ein Buch in die Hand zu nehmen. Ich will die jungen Mädchen nicht besonders anklagen; ich sehe nur darin ein Zeichen unserer Zeit, die von einer gewissen Frühreife nicht freizusprechen ist."

„Vielleicht können wir Aeltern dem jüngern Geschlecht nie ganz gerecht werden," bemerkte Hans mit gutmüthigem Lächeln, „und es mag von je so gewesen sein; immer erheben die Alten Klagen über den Verfall der Zeit und der Sitten und dennoch schreitet sie unaufhaltsam vorwärts und aus der mit Mißtrauen betrachteten Jugend entwickelt sich eine Generation, die uns doch über die Schultern sieht."

Welche milde, mit Welt und Leben ausgesöhnte Stimmung brachte Hans zurück! Ja, er war ein Anderer geworden; aber aus den tiefen Abgründen, in die seine Seele versunken, hatte er einen Frieden gewonnen, wie er ihn früher nie besessen. Und diese ruhigere Lebensanschauung, die wie von einem sichern Hafen aus auf das bunte Weltgewühl schaute, blieb in dem Bruder vorwaltend. Elfriede fand an ihm in der That die beste Stütze für ihr mühseliges Erziehungswerk. Mit seinem idealen, stets dem Höchsten zugewandten Sinne riß er selbst diese bereits arg verwahrlosten jungen Mädchen mit fort. Er zeigte ihnen, daß es noch etwas Herrlicheres und Unvergänglicheres gäbe, als die ängstliche Sorge für Putz und Vergnügen, und bewies

ihnen mit ſeiner reichen Begabung, daß ſie erſt eine Welt in ſich aufbauen müßten, eh' ſie ein Recht hätten, in die Welt hinauszutreten. Er wurde nicht müde, ihnen klar zu legen, daß alle irdiſchen Genüſſe nichts ſeien gegen das Götterglück, das ihnen im Verſenken in die Schönheiten der Natur, der Kunſt und Poeſie entgegenblühe und allein vermöge, ihnen einen wunderbaren ewigen Frühling in das Herz zu zaubern.

Hans ſchien ſelbſt wieder jünger zu werden, indem er im treuen Verein mit ſeiner Schweſter dieſen jungen Mädchen den Blick in eine reiche Ideal- und Geiſteswelt eröffnete. Es war nicht leicht, in dieſen bereits arg verflachten Herzen die nöthige Wärme für Dinge zu erzeugen, die ſie kaum kennen und doch ſchon verachten gelernt hatten; dennoch gelang es mit Geduld und Ausdauer, und zuletzt begann es doch in ihnen zu dämmern; ſie erhielten ſchon ein gewiſſes Verſtändniß für eine Dichtung, konnten ſich an dem milden Zauber eines herrlichen Sommertages erfreuen und lauſchten voll Theilnahme den naturwiſſenſchaftlichen Belehrungen, die Hans auf ihren Spaziergängen an jeden Gegenſtand anzuknüpfen wußte. Sein ungeheures, ihm zu allen Zeiten zur Verfügung ſtehendes Wiſſen kam dann ſelbſt für Elfriede überraſchend zum Vorſchein. Die jungen Mädchen mochten mit den verſchiedenartigſten Fragen ihn beſtürmen, er wußte ihnen auf allen Gebieten mit gleicher Sicher-

heit Auskunft zu geben und war unerschöpflich in seinen Belehrungen, die er spielend anzubringen verstand.

Wohl hatten die jungen Mädchen von ihrer Pension aus mit ganz anderen Hoffnungen in die ihnen noch verschlossene Welt geschaut, — auf ein Meer von Vergnügungen gerechnet, auf dem sie lustig herumsteuern würden, und jetzt erinnerte sie Hans beständig an den Ausspruch Pope's: „Amusement is the happiness of those who cannot think." Er stachelte ihren Ehrgeiz; sie wollten doch nicht als Gänschen gelten, die nicht denken konnten und deshalb das Glück in den Vergnügungen suchen mußten, und zuletzt fanden sie wirklich ein reines, volleres Vergnügen auf den Wegen, die zu gehen man sie gezwungen hatte.

Die Bewohner Grünau's führten jetzt ein stilles, tiefinneres und dennoch unendlich reiches Leben.

Gabriele hatte sich seit der Rückkehr von Hans wieder zurückgezogen; sie kam weit seltener und vermied fast ängstlich einen näheren Verkehr mit dem Bruder ihrer Freundin. Richthoff bemühte sich auch ihr gegenüber nicht mehr, sich im geistreichen Lichte zu zeigen; seiner Eitelkeit war es unmöglich, ihr den Korb völlig zu vergessen, den er von der Kleinen erhalten hatte, und er ging ihr ebenso geflissentlich aus dem Wege wie sie ihm. Dagegen blieb das Verhältniß zwischen dem Doctor und Hans so herzlich, als es kurz vor dem tragischen

Ausgang der Luftschiff-Erfindung gewesen war, und wenn diese beiden geist- und kenntnißreichen Männer zusammenkamen, dann sprühten von allen Seiten die Funken, und Elfriede fand in dieser anregenden Unterhaltung den höchsten Genuß; selbst ihre jungen Stieftöchter lauschten voll Aufmerksamkeit und Theilnahme.

Hans schnellte in solchen Stunden aus seiner Schweigsamkeit empor, die bei ihm ohnehin mehr aus körperlicher Ermüdung entsprang; wenn er durch den Widerspruch des Doctors aufgestachelt wurde, dann war er der Alte, und mit unermüdlicher Kraft ließ er die Raketen seines unruhigen Geistes steigen. Niemand hätte ihm so trefflich zu secundiren verstanden als Hagedorn, dessen Ehrgeiz es niemals zuließ, daß er an Vielseitigkeit des Wissens etwa von seinem Freund verdunkelt wurde und wirklich wußte er ihm die Waage zu halten. Es war in der That ein Genuß, diese beiden Männer in einem förmlichen Wettkampf zu sehen.

Alles was nur den Menschengeist zu beschäftigen, ihn mit höheren Sphären in Verbindung zu bringen vermag, wurde von den beiden wunderlichen Freunden aufgewühlt und in ihr Gespräch gezogen. Hans war dabei der unverbesserliche Optimist, der über die Schäden und Gebrechen des Lebens einen versöhnenden Schleier zu werfen wußte und die Welt für ein wunderbares Zaubermärchen hielt, das ein Gott in guter Stunde gedichtet. . .

Doctor Hagedorn vertrat die entgegengesetzte Ansicht; er war Pessimist bis zur Wurzel, fand an der ganzen Schöpfung so unendlich viel zu mäkeln, ja erklärte sie selbst für ein einziges großes Verbrechen, und hielt es mit der traurigen Weise der Indier, daß, nie geboren zu sein das Beste, und die einzige Seligkeit in dem Gedanken bestehe, einmal wieder in das Nichts zurückzusinken. Seltsam genug, hielt diese seine pessimistische Weltanschauung Hagedorn durchaus nicht ab, sich der Gaben zu erfreuen, die ihm diese mißlungene Erdenschöpfung in reicher Fülle bot, ja er war der echte unverfälschte Genußmensch, der mit allen Sinnen die Freuden des Daseins zu erfassen suchte, während der optimistische Hans mit bewundernswürdiger Enthaltsamkeit selbst das Beste und Schönste nur mäßig genoß, ja sehr oft freiwillig darauf verzichtete. Trotz, ja gerade dieser tiefinneren Widersprüche halber, fühlten sich die beiden Männer sehr lebhaft von einander angezogen. Seitdem Hans mit seinen kühnen Erfinderträumen den Ehrgeiz des Doctor nicht mehr beunruhigte, entspann sich zwischen ihnen eine weit bessere und ehrlichere Freundschaft. Sie fanden selbst einen besonderen Reiz darin, sich mit ihrem Wissen, ihrem Geiste zu messen, und sie hatten dafür ein zwar sehr kleines, aber doch ausgewähltes Publicum, denn Oscara fehlte jetzt bei diesen Besuchen äußerst selten. Es war für sie kein kleiner Triumph, wenn sie sah, daß ihr Mann

dieſem ungeheuren Vielwiſſer mit dem rieſigſten Gedächtniß dennoch gewachſen war. Ihr Gatte konnte ja nirgends ſeinen hervorragenden Geiſt ſo zeigen, als in dieſem kleinen Freundeskreiſe, denn die guten Leute in der kleinen Stadt durften nicht erſt mit einem ſolchen Brillantfeuerwerk in Verwirrung geſetzt werden, wie es hier in Grünau aufleuchtete, ſie würden ſonſt ihren ſo viel bewunderten Doctor für ebenſo verrückt gehalten haben, wie den Erfinder des Luftſchiffes.

Wenn dann nach einer ſolchen Unterhaltung, die noch lange in den Seelen ihre glänzenden Furchen zog, Elfriede die großen vielſeitigen Kenntniſſe ihres Bruders wie des Doctors anerkennen mußte, entgegnete Hans lächelnd: „Ich halte es mit der Rahel, die einmal an einen ihrer Freunde ſchrieb: Was bleibt einem anders übrig, als recht viel zu wiſſen.“ Seine Eitelkeit hatte jetzt doch mildere Formen angenommen; das heiße verzehrende Fieber nach Ruhm und Ehre war verſchwunden, ſeine unruhigen Erfindungspläne wie aus ſeinem Hirn verſtoben. „Ich trage jetzt ſo leicht, ſo heiter mein Leben,“ ſagte er oft, und wirklich war in ſeine Seele ein Frieden eingekehrt, wie er ihn früher nie gekannt hatte.

„Nur die Dummen ſind immer traurig,“ ſagte er zu ſeiner Schweſter, als ſie ihre Freude über ſeine gleichmäßige, echt philoſophiſche Heiterkeit ausſprach: „Wer einen Funken Geiſt beſitzt, arbeitet

ſich wenigſtens von Zeit zu Zeit aus ſeiner Schwermuth heraus, aber ein dummer Menſch kommt über nichts hinweg; er vermag das Unbedeutendſte nicht zu überwältigen, das ihm feindlich entgegentritt, und verliert ſich deshalb fortwährend in leeren Klagen.“ Hagedorn war überraſcht, daß ſein Freund dieſelben Gedanken ausſprach, die er damals gegen Grünau geäußert hatte.

Mit ſeiner weichen, freilich oft überſchäumenden Phantaſie wußte Hans das Stillleben in Grünau zu verſchönen, und die Tage floſſen in reiner Befriedigung dahin. Aus den arg verwahrloſten kleinen Geſchöpfen wurden durch die eifrigſten Bemühungen der Geſchwiſter zwei liebenswürdige junge Mädchen, die jetzt redlich beſtrebt waren, ſich weiter zu entwickeln, und durch ihre jugendliche Friſche zur Belebung des traulichen Verkehrs nicht wenig beitrugen. Fernande ließ nicht das Mindeſte von ſich hören; nicht mit einer einzigen Zeile gab ſie über ihr Befinden Nachricht. Elfriede hatte freilich nichts Anderes von ihr erwartet, und zu ihrer großen Herzensberuhigung fragte Hans nach ihr mit keinem Wort. Vielleicht war ſie doch im Irrthum geweſen und Fernande an dem traurigen Geſchick ihres Bruders unſchuldig, denn er würde ſonſt doch für die Geliebte eine größere Theilnahme an den Tag gelegt haben, ſelbſt wenn ſeine Schwärmerei für die ohnehin ſo herzloſe Kokette bereits erloſchen.

Dagegen traf von Günther ein Brief ein; noch

unter der Adresse des Herrn von Grünau, in dem er sich beklagte, daß ihn der Oheim so ganz ohne Nachricht lasse, denn er habe bereits auf zwei Briefe keine Antwort erhalten. Aus dem Inhalte des Schreibens ging hervor, daß ihm früher Herr v. Grünau von der Geisteskrankheit seines Schwagers Mittheilung gemacht habe, denn Günther erkundigte sich von Neuem nach dem Befinden des theuren Freundes, an dessen Geschick er den innigsten Antheil nahm.

Der Brief Hermsdorf's war aus Rom datirt, und trotz des künstlich heitern Tones athmete er eine Schwermuth, die Elfrieden nicht entging, als sie das lange, ausführliche Schreiben, das natürlich in ihre Hände gekommen war, aufmerksam las.

Wohl hatte Günther schon ein gut Stück Welt gesehen, und seine Schilderungen waren warm und anschaulich; aber aus jeder Zeile klang die Sehnsucht nach einem Glück, das er nirgends gefunden.

Auch Hans, dem sie den Brief zum Lesen gab, entdeckte sogleich den Gemüthszustand des Schreibers dieser Zeilen. „Dieser gute Kerl ist doch unheilbar," sagte er lächelnd, „ich werde ihm antworten und unsern unterbrochenen Briefwechsel wieder aufnehmen, da es mir wohlthut, daß er meiner noch mit solcher Wärme gedenkt."

Nach der Abreise Günthers waren zwischen den Freunden einige Briefe hin- und hergegangen, als dann über Hans das Unglück hereinbrach, mochte

sich Hermsdorf wohl an seinen Oheim gewandt und endlich über den Grund dieses hartnäckigen Schweigens Auskunft erhalten haben. Seltsam genug, in dem Briefe Günthers war Freund Hagedorn mit keinem Wort erwähnt; die Geschwister konnten deshalb von dem Eintreffen dieses Schreibens dem Doctor gar keine Mittheilung machen; eine solch starke Vernachlässigung des Jugendfreundes würde ihm gewiß empfindlich gewesen sein. Freilich hatte der Doctor offen erklärt, daß durch seine Saumseligkeit der Briefwechsel zwischen Günther und ihm sehr bald eingeschlafen sei und ihm der Freund gewiß zürnen möge; aber es blieb doch das Beste, ihm den Brief Hermsdorfs ganz und gar vorzuenthalten.

Hans beantwortete das Schreiben Günther's in seiner geistreich wunderlichen Weise auf der Stelle. Er ermahnte den Freund, sich von der tiefen Schwermuth Roms, die diese untergegangene Götterwelt hervorrufe, nicht erdrücken zu lassen, sondern den Blick zu erheben zum Sonnenäther der Kunst, der sich ja gerade dort in der ewigen Roma in wunderbarer, unvergänglicher Schönheit ausspanne. Er solle daran denken, daß man bei den alten Griechen den Göttern auch nicht in Trauergewändern nahen durfte, sondern heiter und in Festkleidern, und er stehe jetzt auch vor ihren Altären.

Er erzählte dann seine und seines Schwagers Schicksale und wie er es aus den dunklen Irrgängen des Wahnsinns sich wieder glücklich heraus-

gerettet habe. — „Wie Sie wiſſen, war in Aegina ein berühmtes Heiligthum des Asklepios," ſchloß er ſeinen langen Brief, „und die im Tempel des Asklepios ſchliefen, träumten dort ihren Geneſungstraum. — Ich habe ihn auch geträumt. Glauben Sie Einem, der aus den tiefſten Abgründen der Seele wieder voll neu gewonnener Lebensluſt emportaucht, all' unſer Glück und Unglück iſt ein Werk unſerer Einbildungskraft, wenn wir ihr in die Zügel fallen und ſie zwingen, uns auf lachende Gefilde zu führen, ſo trägt ſie uns auch treulich hin. Ich rufe Ihnen mit dem Dichter zu:

Stets trotzen wird ein Stein der Fluth,
Ein Baum im Wind wird ewig rauſchen,
So folg' auch Du dem eignen Muth,
Mit keinem Andern kannſt Du tauſchen.'

Hinweg alſo mit allem Trübſinn, aller Schwermuth, die Welt mit hellen, klaren Augen angeſchaut, und in die Seele ſenkt ſich neues Leben. . ."

Hans ſandte ſein Schreiben ab und erhielt zu ſeiner nicht geringen Verwunderung keine Antwort.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Wann hätte nicht jedes Menschenherz ein gewisses Bangen überschlichen bei dem Gedanken an das leise Abblühen alles Glückes, alles Lebens. Es läßt sich auf Erden nichts ewig festhalten; wir mögen es noch so krampfhaft umklammern, die Zeit weiß es uns allmählig, oft mit rascher Gewalt aus den Händen zu ziehen. In der Pflanzenwelt bezeichnet die Blüthe den höchsten Grad der Entwickelung, aber auch den Anfang zur Rückbildung, zum geräuschlosen Verfall. Und dieses Blühen bis zur vollen Kraftentfaltung, ja bis zur Erschöpfung, vollzieht sich nach ewigen unabänderlichen Gesetzen überall; die Blume wie das Menschenherz zerstäuben und verblühen, die Einzelnen wie ganze Völker verfallen dem gleichen Geschick und man sagt, daß auch die Welt, diese große herrliche Riesenblume, einst ebenso verwelken und vergehen werde, wie das gebrechliche Menschenherz und die Rose, die sich noch jetzt am Stengel wiegt. . .

In Oscara tauchte auch zuweilen der trübe,

qualvolle Gedanke auf, daß ihr unsagbar hohes, herrliches Glück sich dem Abblühen zuneige. Sie hatte noch keine Gewißheit; Wallrath war gegen sie so innig, so feurig stürmisch wie sonst, aber er kam oft mit einer Wolke auf der Stirn zurück, die selbst ihre Zärtlichkeit nicht zu verscheuchen vermochte. Ja, wenn er seine düstern Anfälle hatte, vermied er sie und suchte sogleich sein Studirzimmer auf. Vergeblich hatte sie ihn angefleht, in solch' finstern Stunden erst recht seine Zuflucht zu ihr zu nehmen; er war nicht dazu zu bewegen gewesen: „Gönne mir dies Alleinsein, dann finde ich mich am ehesten zurecht," hatte er sie dringend gebeten. „Es ist der wilde Titanentrotz, der einmal seine Ketten schütteln muß, und Dir darf ich dann nicht zeigen, wie es in mir aussieht."

Wohl verstand Oscara solch' verzweifelte Stimmungen; neigte sie sich doch ebenfalls zu einer mehr pessimistischen Lebensanschauung. Sie begriff Wallrath, der trotz all' seiner glänzenden Erfolge in Ausübung seines Berufes nicht die rechte Befriedigung finden konnte, wenigstens hier nicht in dieser kleinen beschränkten Welt, die ihn umgab. Hatte er doch, außer Hans Richthoff, Niemand, der an seinen gewaltigen Geist nur hinanreichte; er mußte sich stets tief herabdrücken, wenn man ihn verstehen sollte, und hielt sich nur an die andere Seite seines Wesens, seinen genialen Humor, der um so stärker hervorbrach, je sorgfältiger er den

Schatz seines Wissens vor diesen guten Philistern verbergen mußte. Vergeblich suchte Oscara ihren Gatten aus dieser beschränkten und beschränkenden Atmosphäre hinauszudrängen: „Du kannst nur in einer großen Stadt wahrhaft zur Geltung kommen; dann wird man nicht nur den ausgezeichneten Arzt, sondern auch den Alles überragenden Geist anerkennen.“ — Er war dennoch zu einer ernstlichen Aenderung seiner Lage nicht zu bewegen.

Wohl sprach der Doctor beständig davon, daß er fort, sich wieder in einen breiten, vollen Strom des Lebens stürzen müsse, wenn er hier nicht versauern und versimpeln wolle; aber es blieb bei diesen Gedanken, die ihm den nöthigen erfrischenden Luftzug zuführen und ihn so an der Ausführung seiner beständigen Idee hindern mochten.

Hagedorn war trotz alledem ein Gewohnheitsmensch. Nur wenn von Außen etwas Zwingendes mit furchtbarer Gewalt auf ihn einstürmte, konnte er sich zu rascheren Entschlüssen und zu einer völligen Aenderung seiner Lebenslage aufraffen; sonst schlenderte er gern die alten bequemen Stege. Er verachtete die Kleinstädter gründlich, machte sich über ihren Stumpfsinn, ihre geistige Trägheit und den beschränkten Standpunkt lustig, den sie einnahmen, und dennoch war es ihm bereits ein Vergnügen geworden, mit ihnen zu verkehren. Mit seinem bedeutenden Geiste, der durch ein starkes selbstbewußtes Auftreten und eine imponirende Persön-

lichkeit unterstützt wurde, hatte er es verstanden, sich in der kleinen Stadt die allgemeinste Geltung zu verschaffen; es schmeichelte seinem Ehrgeiz, wenn er bemerken konnte, wie er überall der Mittelpunkt jeder Gesellschaft wurde, wie man sich an ihn heranbrängte, seine geistreichen oder humoristischen Bemerkungen, mit denen er verschwenderisch um sich warf, sorgfältig aufhob und weiter trug. — Man beugte sich gern und willig seinem Geiste, und Hans, der wohl begriff, wie gerade dadurch um den sonst so feurigen und unruhigen Doctor die Zauberfäden gewoben worden, die ihn an den kleinen Ort fesselten, sagte deshalb: „Unser Freund will auch lieber, wie Cäsar, in einem Dorfe der Erste, als in Rom der Zweite sein.“ Er mochte wohl damit das Rechte getroffen haben. Wir lassen uns niemals mehr gehen, als im Umgang mit Leuten, nach deren Achtung wir nicht fragen. Doctor Hagedorn hatte erreicht, was sein Ehrgeiz in diesem stillen, verlorenen Winkel nur erreichen konnte; er war der gesuchteste Arzt im weitesten Umkreise. Aus meilenweiter Entferung kamen die Kranken und suchten bei ihm Hülfe; die reichsten und angesehensten Leute der ganzen Umgegend rechneten es sich zur Ehre, ihn als Hausarzt zu haben; er hatte die glänzendste und einträglichste Praxis, trotzdem er nicht müde wurde, allen Armen bereitwilligst und unentgeltlich seine Dienste zu leihen, aber Hagedorn war jetzt wie eine Pflanze, die aus dem

Boden, auf dem sie stand, alle Nahrung aufgesogen; er konnte nicht weiter wachsen und gedeihen und mußte langsam absterben, wenn er an seiner Stelle blieb.

Der Doctor hatte freilich von seiner eigenthümlichen Lage kein Bewußtsein; er war wie ein Mann, der nun behaglich auf den Lorbeeren ausruht, die er gesammelt, und der durchaus nicht den Drang in sich verspürt, neue zu erwerben. Im Gegentheil trat bei ihm bereits eine gewisse Abspannung ein. Höher konnte sein Ruhm nicht mehr wachsen, man pries ihn als den klügsten Arzt, der wahre Wunderkuren verrichtet, und jetzt übte der Glaube an seine Kunst allein seine noch stärkere Wunderkraft. Wer das Glück hatte, von Doctor Hagedorn behandelt zu werden, der fühlte sich schon nach der ersten Begegnung mit dem gefeierten Arzte weit wohler. Es war auch in der That etwas um ihn gebreitet, das wie Zauber wirkte. Die Schärfe seines Blickes, mit der er jede Krankheit sofort erkannte, und der unerschütterliche Glaube an sich selber gab ihm eine eigenthümliche Macht über seine Kranken; sie fühlten sich von ihren Schmerzen erleichtert, wenn er ihnen sagte: jede Gefahr ist vorüber; in wenigen Tagen können Sie aufstehen. — Sie mußten dann seinem Wort unweigerlich gehorchen, und die Gewalt, die er auf seine Patienten ausübte, führte sie wirklich zur Genesung. Er wußte, besonders bei den weiblichen Kranken, den Willen zu wecken, und mit

seinem unwiderstehlichen Geiste gelang es ihm stets. Der vorwiegende Zug in dem Charakter nervöser oder hysterischer Frauen ist die Willensschwäche bis zur Willenslosigkeit, war seine Behauptung, und Hans gab ihm hierin Recht. „Kant nennt die Schwäche, sich seinen krankhaften Gefühlen ohne bestimmtes Object muthlos zu überlassen, die Grillenkrankheit," bemerkte er sogleich, als einst auf diese Dinge die Rede kam.

Doctor Hagedorn konnte dann bei solchen Gelegenheiten mit seinem Wissen niemals zurückbleiben. „Das ist vollkommen wahr," entgegnete er eifrig: „Bei der allgemeinen Aufregung, welche die erste französische Revolution hervorbrachte, wurden eine Menge seit Jahren kränklicher und schwächlicher Menschen gesund, und die gewöhnlichen Nervenübel der vornehmen und müßigen Stände verschwanden ganz. Man muß also die Kranken in solch' außergewöhnliche Seelenzustände künstlich versetzen."

„Da haben Sie meine beständige Behauptung, daß unsere Einbildung allein alles schafft!" rief Hans lebhaft.

„Ja, Hypochondrie ist auch ein Werk der Einbildung; aber sie ist nur möglich durch centripetale Nervenverstimmung," erwiederte der Doctor.

Mochte auch Hagedorn in Grünau wahlverwandte Menschen finden, die ihm geistig ebenbürtig waren, für sein leidenschaftliches, unruhiges Tem-

perament genügte dieser Umgang nicht, ja er brauchte noch andere und besonders Leute, die geistig tief unter ihm standen, über die er sich heimlich lustig machen konnte, die aber wenigstens muntere Zechgenossen waren und wenn sie einmal beim Weine saßen, nicht so leicht die Flucht ergriffen. Freilich auch in der Kunst des Trinkens überragte er selbst die Tüchtigsten, die sich sonst etwas darauf zu gute gethan, daß sie beim vollen Glase sattelfest seien. Es war für ihn kein kleines Vergnügen, auch die ältesten und anerkanntesten Zecher unter den Tisch zu trinken.

Hier in der Weinstube war Doctor Hagedorn ein Anderer; dann brach seine wilde, unbändige Natur ohne jeden Rückhalt hervor und übersprang alle Schranken. Der billige Ungarwein führte stets eine Menge lustiger Kumpane herbei, die es sich zur Ehre schätzten, mit dem berühmten Doctor ein Glas zu trinken, und er war hier niemals wählerisch: wer ihm beim feurigen Tokayer am längsten Stand halten, über seine Späße und Witze am tollsten lachen konnte, der war sein Mann. Andere Ansprüche machte er an seine Zechgenossen nicht, und so saß er oft bis lange nach Mitternacht und ging nicht eher nach Hause, als bis er die Anderen sinnlos betrunken sah. Wohl fühlte er dann auch seine gehobene Stimmung, er hätte nicht in geradester Richtung den Heimweg antreten können; aber es war sein höchster Triumph, daß er sich noch immer

aufrecht erhalten, während die Anderen der ſtärkeren Macht des Weines elend zur Beute gefallen waren. Vielleicht empfand er bei ſeinen gelungenſten Kuren nicht eine ſolche Befriedigung, als wenn er endlich die Weinſtube mit dem Bewußtſein verlaſſen konnte, daß hinter ihm gute Freunde zurückblieben, die nicht mehr den Muth fanden, ſich auf die Straße zu wagen.

Lange blieben Oscara die heimlichen Trinkgelage ihres Mannes verborgen, denn er mochte noch ſo ſpät und mit ſchwerem Kopfe nach Hauſe gekommen ſein, am andern Morgen ſtand er doch zur regelmäßigen Zeit in ſeinem Sprechzimmer und fertigte mit alter Sicherheit ſeine Kranken ab. Wie ſich aber auch die junge Frau gegen ihre Umgebung abſchloß, allmählig drangen dunkle Gerüchte über dieſe unſelige Leidenſchaft zu ihr; ſie wollte ſie anfangs nicht glauben und für elende Verläumdung halten, aber ſie wiederholten ſich und traten mit größerer Sicherheit auf.

Schon ſein verändertes Benehmen hätte die junge Frau ſtutzig machen müſſen; nach ſolch' wüſten Gelagen vermied er es, mit ihr in Berührung zu kommen. Bei Tiſche, wo ſie ihn oft zuerſt ſah, war er einſilbig, klagte über Kopfſchmerz, über die furchtbaren Anſtrengungen ſeines Berufs und zeigte ſich für ihre Aufmunterungsverſuche ziemlich unzugänglich. Deutlich ſtand dann auf ſeiner Stirn eine gewiſſe Ermüdung; kaum hatte er einige Biſſen

genoſſen, entfernte er ſich raſch, unter dem Vorwande, ſeinen Kopfſchmerz ein wenig auszuſchlafen. Oscara war viel zu ſtolz und zu vertrauungsvoll geweſen, um ihn über ſeine nächtlichen Ausgänge auszuforſchen; ſie hatte gemeint, daß er dann noch zu Kranken gerufen werde, oder ſich in der Geſellſchaft einiger guten Bekannten ein wenig erholen wolle, und dann ſind ja oft gerade die oberflächlichſten Leute ſo bequem, wie man, um ſich zu zerſtreuen, gewöhnlich auch nur eine leichte Unterhaltungslectüre wählt.

Jetzt, da ſie einmal aufmerkſam gemacht worden war, konnte ihr die Art ſeiner Erholung nicht länger zweifelhaft ſein. Mochte er bei ſeiner ſpäten Nachhauſekunft auch noch ſo ſorgfältig ſeinen Rauſch zu verbergen und ſo geräuſchlos wie möglich in das Bett zu kommen ſuchen, ſie wachte jetzt regelmäßig auf und merkte zu ihrem Entſetzen ſeinen Zuſtand. Zuweilen beugte er ſich über ſie hinweg, um ſich zu vergewiſſern, ob ſie ſchlafe, dann mußte ſie, wie ſie auch jede Verſtellung haßte, ſich den Anſchein geben, als ob ſie ſanft ſchlummere; es wäre ihr unmöglich geweſen, ihm zu verrathen, daß ſie munter ſei, aber aus ſeinen ſchweren Athemzügen, dem Weingeruch, der ihn umgab, der Unſicherheit ſeiner Bewegungen, mußte ſie die Ueberzeugung gewinnen, wie es mit ihm ſtand.

Seitdem vermochte Oscara nicht mehr einzuſchlafen, wenn ſie ihren Mann nicht daheim wußte; Stunde um Stunde verrann im ſchmerzlichen Warten;

tausend Gedanken und Vorstellungen durchstürmten sie, wie sie ihn von dieser unseligen Leidenschaft heilen solle. Es war regelmäßig Mitternacht längst vorüber, oft begann schon der Morgen zu grauen, eh' sie seinen schweren Tritt auf der Treppe hörte und nun die müde geweinten Augen schloß. Wenn sich Wallrath allzusehr verspätet hatte, dann suchte er gar nicht erst sein Schlafzimmer auf, sondern tappte sich in seine Studirstube, um dort, in einem Lehnstuhl, den Anbruch des Tages zu erwarten.

Dennoch wagte Oscara nicht, ihrem Gatten Vorstellungen zu machen, ja nicht einmal mit einem Wort zu berühren, daß sie bereits von seiner traurigen Schwäche Kenntniß habe. Ihr Vater sogar, der sich sonst wenig um die Seinigen kümmerte, hatte von der unglücklichen Leidenschaft seines Schwiegersohnes erfahren und sprach sogleich in seiner rücksichtslosen Weise mit Oscara. „Ich habe von vornherein dem Tollkopf nicht recht getraut. Ist es nicht eine wahre Schande!? Hat eine ausgezeichnete Praxis und könnte in wenigen Jahren sich ein schönes Vermögen zusammenschlagen, und nun verjubelt er alles leichtsinnig, und wenn er dann betrunken ist, kurirt er die Leute umsonst. Begreif' nun, warum er sich das Bettelvolk auf den Hals zieht; aber Du mußt ihm den Kopf zurechtsetzen, Oscara, eine kluge Frau kann viel. Hätte gewünscht, daß ich eine Frau gehabt, die mich im

Zügel gehalten, dann wär' ich als Bettler hier nie hinausgegangen."

Dieſen empfindlichen Schlag ſchien er noch heute nicht überwunden zu haben, ſobald ſeine Gedanken zu der trübſten Vergangenheit ſeines Lebens zurücklenkten, verzerrte ſich ſein Antlitz, rollten ſeine Augen unruhiger und ein bitteres Lächeln ſpielte um ſeinen harten Mund.

Als Oscara das nächſte Mal nach Tannenheim kam, drang der Vater noch heftiger in ſie: „Er bringt alles durch, ich hör' ja mein blaues Wunder! Willſt Du auch einmal am Hungertuche nagen, wie ich es gemußt? Oder rechnet der leichtſinnige Patron auf ſeinen Schwiegervater? Sag' ihm, dann hat er fehl geſchoſſen. Dies Tannenheim iſt ein Strick, der mich noch erwürgt. Die Ausgaben fließen fort, wie ein Strom, und die Einnahmen ſickern nur tropfenweis, das kann ich auf die Länge nicht aushalten."

Wirklich begann ſich das entſetzliche Sparſyſtem des Barons bereits furchtbar zu rächen, wie ihm ſeine kluge Schwägerin vorausgeſagt. In ſeinem ſchmutzigen Geize hatte er ſich vor jeder Ausgabe ſo lange geſcheut, bis darüber auch ſeine Einnahmen zu Grunde gingen. Die ohnehin nicht vorzüglichen Ländereien brachten unter dieſer knappen und überall kargenden Wirthſchaft einen immer geringeren Ertrag. Ueberall wurden ihm gerade dadurch die empfindlichſten Verluſte, daß er ſich nicht entſchließen konnte,

zur rechten Zeit eine kleine Summe auszugeben; dann, wenn alles verfallen war, mußte er doch endlich, wenn auch nur an den nothdürftigsten Ersatz denken.

Sicher ging es trotz seines fürchterlichen Geizes mit dem Baron rückwärts, und je mehr er dies merkte, je mehr verdoppelte sich sein Geiz, wenn dies überhaupt noch möglich war. Ohne seine Einnahme, die er von Fränzchen bezog und regelmäßig und gewissenhaft erhielt, wäre er schon mit seinem Baarvermögen auf die Neige gekommen. Oft verwünschte er seine Lage und er suchte sie freilich dort zu verbessern, wo es für ihn noch unheilvoller werden mußte, — in der noch größeren Beschränkung der Wirthschaftsausgaben.

Es war jetzt völlig unmöglich, von ihm Geld zu erhalten für einen Zweck, der ihm nach langer Zeit erst einen Gewinn versprach. Mochte Gabriele, deren klarer Verstand die traurigen Folgen seines verkehrten Sparsystems völlig übersah, ihm immerhin die beweglichsten Vorstellungen machen und die Vortheile auseinandersetzen, die eine andere Wirthschaftsführung im Gefolge haben mußte, er grinste nur höhnisch vor sich hin und murmelte: „Die Jugend! ja die Jugend! die glaubt immer Gold wieder zu erhalten, wenn sie Silber hinauswirft; aber ich weiß jetzt schon: Der Thaler, den ich nicht mit Gewalt festhalte, der kommt nicht mehr zurück!“ Und er blieb seiner alten Gewohnheit treu,

die ihm wie Gabriele zu ihrem Leidwesen erkannte, jährlich Tausende kostete. Da hatte wohl Wallrath Recht: in dieser Verblendung, in diesem bis zu völliger Beschränktheit gehendem Geize lag auch eine Krankheit und was noch schlimmer, ein Leiden, das völlig unheilbar schien.

Auch nach Grünau drang das Gerücht von der überhandnehmenden Trunksucht des Doctors. Wenn er mit seiner Gattin zu den Freunden kam, dann war er freilich der Alte, voll Geist und Feuer und voll ritterlicher Liebenswürdigkeit gegen seine Gemahlin, aber dem schärferen Beobachter entging der müde Zug um seine Augen, eine gewisse Aufgedunsenheit nicht, die sich bereits in seinem Antlitz bemerklich machte.

Oscara verrieth mit keinem Wort Elfrieden, wie schwer sie bereits litt; wie tief die Enttäuschung sie schmerzte, daß der von ihr verehrte, ja förmlich vergötterte Mann von seiner Höhe herabsank und sich blind einer Leidenschaft überließ, die ihn immer tiefer stürzen mußte. Die junge Frau machte sich länger keine Illusionen; mit ihrem hellen durchdringenden Geiste kannte sie ihr Schicksal, wenn sich Wallrath seiner Neigung immer mehr überließ, dann verlor auch sie endlich für ihn den rechten Werth, dann fand er nur noch im Weine, bei seinen lustigen Freunden sein einziges Glück. War das Unheil noch abzuwenden? Gab es für sie eine Rettung und halfen vernünftige Vorstellungen, wie der Vater gemeint?

Wohl hatte sie sich ein Herz gefaßt und ihn lächelnd, schmeichelnd zurückzuhalten gesucht, als er sich Abends heimlich fortstehlen gewollt. Er war geblieben, obwohl sie ihm die größte Unruhe angemerkt. Vergeblich strengte sie all' ihren Geist an, um ihn zu unterhalten, ihn in die anregendsten Gespräche zu verwickeln; er blieb zerstreut und zeigte sich unverkennbar gelangweilt.

Vielleicht hatte Elfriede mit ihren leisen Warnungen Recht gehabt, und sie hätte weit weniger sich um die Wirthschaft sorgen und ihm allein ihre Aufmerksamkeit widmen, seinen unruhigen, hochfliegenden Geist beständig aufstacheln sollen. — Sie hatte ihm sein Heim so behaglich wie möglich zu machen gesucht, und er kehrte ihm jetzt doch den Rücken. War es nicht noch möglich, den Fehler gut zu machen? Sie plauderte lächelnd weiter, errinnerte ihn an die erste goldene Zeit ihrer Liebe und zeigte ihm, wie in ihrer Brust noch dieselben Empfindungen lebten, nur wärmer, tiefer, von den heiligsten Anschauungen geweiht. Seine Antworten fielen gleichgültig aus, und er vermochte kaum ein Gähnen zu unterdrücken.

In Oscara's stolzem Herzen war es bei dieser Entdeckung, als müsse sie vor Schmerz vergehen. Sie preßte die Hände über die leidzerrissene Brust, und vor den thränenfeuchten Augen sank es wie Nacht herab.

„Du bist ermüdet, Kind! ich sehe es Dir an,"

ſagte Wallrath: „Lege Dich ſchlafen. Mir iſt es zu heiß im Zimmer geworden, ich muß noch einmal in die Nachtluft hinaus, leb' wohl, meine theure Oscara!“ er küßte ſie zärtlich, und als er von ihrer Seite keinen weiteren Widerſpruch erfuhr, eilte er erleichterten Herzens hinweg.

Oscara wollte aufſpringen, die Lippen zu einem Schrei öffnen; aber kein Ton kam heraus, und lautlos ſank ſie auf ihren Stuhl zurück.

Seit jenem Abend lag ihr Glück in Scherben... Sie klagte gegen Niemand und hielt ſich ſtandhaft aufrecht; Alles ging bei ihr ſeinen ruhigen Weg, aber um ihre Augen ruhte jetzt ein müder, ſchmerzlicher Zug, und man konnte es ihnen anſehen, daß ſie wußten, was heiße, bittere Thränen ſind.

Elfriede berieth manchmal mit ihrem Bruder, ob es nicht möglich ſei, den Doctor von ſeinen Abwegen noch abzubringen. Es war tief bedauerlich, daß ſich dieſe wahrhaft groß angelegte Natur völlig zu verlieren drohte, aber das Ergebniß alles Ueberlegens und Grübelns war, daß ſie kein Recht hatten, hier einzugreifen, und ihre Warnung leicht das Uebel noch ſchlimmer machen könne. So lange ſie ſich den Anſchein gaben, als ſei ihnen ſeine traurige Leidenſchaft unbekannt, kam er zu ihnen und fand hier noch einen gewiſſen Halt; wenn ſie die Wunde nur leiſe mit dem Finger berührten, blieb er gewiß auf immer weg. Und an Oscara konnten die Geſchwiſter jetzt bemerken, wie gern ſie

nach Grünau kam und es oft ihr Antrieb allein war, der Hagedorn zu ihnen geführt hatte. Deutlich sahen sie dann, wie die sonst so verschleierten Augen der jungen Frau im alten Glanze strahlten und sie sich sehnte, an ihr früheres Glück von Neuem zu glauben.

Auch Hagedorn war in dem Verkehr mit den Freunden wie verwandelt; dann kehrten die guten Geister in ihm zurück, die ihn verließen, sobald er die Weinstube betrat und mit seinen Zechbrüdern in Verbindung kam. Er schien selbst zu fühlen, daß er in Grünau den letzten Anhalt für sein besseres Ich fand und der treuen Freunde bedurfte, wenn er sich nicht völlig verlieren wollte. Besonders Elfriede übte auf ihn diese Wirkung aus; er brachte stets eine gehobenere Stimmung von ihr zurück, die oft so lange nachwirkte, daß er Tage lang das Weinhaus mied. Er begriff es selbst kaum, und doch gestand er sich, daß er es weit eher verschmerzt hätte, von seiner Gattin als von dieser edlen hochherzigen Frau gering geachtet zu werden. Ihre freundschaftliche Gesinnung, ja die Achtung, die sie ihm zollte, hatte für ihn den höchsten Werth.

Länger als ein Jahr war seit der Genesung Richthoff's verstrichen; die Geschwister konnten auf diese Zeit mit Befriedigung zurückblicken; sie glaubten selbst, niemals ein innerlich reicheres Leben geführt zu haben als eben jetzt. Die Mühe und Sorgfalt, die sie auf die jüngsten Töchter Grünau's gewandt,

um sie von den Schlacken einer falschen Erziehung zu befreien, trugen bereits ihre schönsten Früchte. Wirklich zeigten sich jetzt die beiden jungen Mädchen völlig verwandelt; sie hatten Augen und Verständniß für alles Schöne, Wahre und Gute erhalten und suchten es bereits selbstständig, ohne daß die Geschwister nöthig hatten, noch fortwährend zu drängen und zu lehren. Mit wahrer Liebe und Begeisterung gingen sie den Weg, der ihnen gezeigt worden, und nun gewahrten sie, daß er gar nicht so mühsam war, wie es ihnen anfangs erschienen, und er ihnen die reichsten und wunderbarsten Genüsse bot, wie sie ihnen die eitlen und leeren Vergnügungen der Welt, nach denen sie so sehr geschmachtet, nie gewähren konnten. Wenn die Stiefmama, um den Mädchen eine Unterhaltung zu verschaffen, Altersgenossinnen der Umgegend einlud, oder ihren Töchtern den Besuch der Nachbarn gestattete, so kamen sie stets mit tiefer Unbefriedigung zurück, obwohl sie dort all' jene Vergnügungen gefunden, die ihnen damals in der Pension so wunderbar vor den Augen geschillert hatten.

Hans blieb im ruhigen Geleise; seiner Schwester ein treuer Freund und Berather, überall mit seinem regen Geiste fördernd und belebend, wohin er kam. Selbst für die Führung der großen Wirthschaft zeigte er bald eine außerordentliche Befähigung. Der selige Grünau würde freilich zu all' den Neuerungen bedenklich den Kopf geschüttelt haben,

die sein Schwager plötzlich einführte. Alle landwirthschaftlichen Maschinen, die sich praktisch bewährt hatten, kamen zum Erstaunen der ganzen Nachbarschaft hier zuerst in Gebrauch. Der Boden wurde nach den Weisungen der tüchtigsten landwirthschaftlichen Schriftsteller in Cultur genommen und kein Opfer gescheut, um ihm den höchsten Ertrag abzugewinnen. Es gab im weitesten Umkreise nur Eine Stimme: Der Mann ist noch immer verrückt und wird nicht eher ruhen, als bis er seine Schwester an den Bettelstab gebracht hat.

Selbst Baron Tannenheim, der sonst jeden Narren seines Weges trollen ließ, und sich nur heimlich über die Tollheit ergötzte, brachte es nicht über das Herz, dieser unsinnigen Wirthschaft ruhig mit zuzusehen. Frau von Grünau war ihm ohnehin stets so verständig vorgekommen, daß er ihr eine gewisse Theilnahme schenkte, so weit er deren überhaupt noch fähig war. Oft führten ihn rein geschäftliche Dinge hinüber; irgend ein Ackergeräth war zerbrochen, und er wollte von der Frau Nachbarin ein ähnliches Stück augenblicklich geborgt haben. Elfriede erklärte ihm dann regelmäßig: „Behalten Sie nur die Sachen, so lange Sie wünschen, wir nehmen sie nicht mehr in Gebrauch. Hans hat sie bereits bei Seite stellen lassen.“

Das war freilich eine Freundlichkeit, die der Baron zu schätzen wußte, und deshalb hielt er sich endlich verpflichtet, die gute schwache Frau zu warnen.

Er warf bei einer solchen Gelegenheit den verächtlichsten Blick auf die vielen Maschinen, die in einem großen Schuppen untergebracht waren, und sagte mit schmerzlichem Bedauern: „Sie verpulvern da mit dem Zeuge ein schönes Geld, liebe Freundin.“

Und als ihm Elfriede ruhig entgegnete: „Die Ausgaben waren aber nothwendig,“ rief er sogleich in großer Erregung: „Unsinn, verzeihen Sie, aber ich kann mir nicht helfen. Sie thun mir aufrichtig leid. Hier sind Tausende weggeworfen. Nicht einen Heller würde ich für diesen Trödel ausgeben, und man könnte mich eher in Stücke schneiden! Das versichere ich Ihnen bei meiner Ehre.“

Frau von Grünau lächelte; sie hätte Tannenheim auch ohne diese lebhafte Versicherung geglaubt. „Trotzdem werden all' unsere Gutsnachbarn allmählig zur Anschaffung dieses Trödels gezwungen werden,“ war ihre Antwort.

„Nur ich nicht!“ entgegnete der Baron energisch, „zu solchen Dummheiten bringt mich kein Mensch.“

„Aber die Verhältnisse! Was wollen Sie, lieber Baron, bei der ungeheuren Steigerung der Löhne und dem Mangel an ländlichen Arbeitern ist dem Ackerbau im Großen nur mit Maschinen zu helfen.“

„Danke schön!“ sprudelte der Baron heftig hervor. „Ich finde, daß ich noch viel zu viel Müßiggänger habe, möchte sie am liebsten alle fortjagen.“

„Sie können doch nicht den Acker selbst bestellen?"

„Möchte es können! Werde die Hälfte brach liegen lassen, das ist das Beste. Finde das überhaupt ganz nothwendig. Der Mensch will auch einmal schlafen."

In diesem Augenblick trat Hans hinzu; er hatte die letzte Bemerkung Tannenheim's noch gehört und entgegnete sogleich: „Mein Verehrtester, diese Anschauung ist veraltet und von unsern tüchtigsten Oekonomen längst glänzend widerlegt. Der Boden muß niemals ruhen, er muß wie ein tüchtiger Mensch gezwungen werden, die höchsten Erträgnisse zu liefern, freilich auch darnach behandelt werden. Je reicher wir mit der einen Hand geben, je glänzendere Ernten werden wir gewinnen."

„Bravo, junger Agriculturist!" ließ sich plötzlich eine Stimme vernehmen, und ein hochgewachsener breitschultriger Mann stand in der Thür des Schuppens, in dem die Unterhaltung stattgefunden hatte. Ein voller blonder Bart umschattete das gebräunte Antlitz, aus dem ein paar helle kluge Augen hervorblickten.

Hans drehte sich betroffen um; er hatte dem Ankömmling den Rücken gekehrt. Verwundert schaute er eine Secunde auf den Fremden, dann rief er voll freudigen Erstaunens: „Hermsdorf! Sie sind es? Wollen Sie nach Jahr und Tag die Antwort auf meinen Brief selbst bringen?"

„Verzeihen Sie, lieber Freund, meine Unart.

Ich hoffe mich ſpäter noch einmal vertheidigen zu können, und auch Sie, gnädige Frau, müſſen mir verzeihen, daß ich ſo unerwartet bei Ihnen einbreche.“

Frau von Grünau hatte dem Eintretenden gerade ihr Geſicht zugewendet und ihn, trotz der Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, ſogleich erkannt. Wohl ſchien er förmlich noch gewachſen, oder wenigſtens in die Breite gegangen zu ſein; aber das waren dieſelben blauen Augen, aus denen ſo viel deutſche Treue geſchaut, und ſelbſt der ſchwermüthige Ausdruck, mit dem er ſpäter in das Leben geblickt, war geblieben. Eine größere Feſtigkeit ſchienen jetzt die ernſten männlichen Züge zu verrathen, ein etwas energiſcher Zug um die Lippen deutete darauf hin, daß er in dem Weltgetümmel ſeine allzugroße träumeriſche Weichheit doch wohl abgeſtreift.

Elfriede begrüßte ihn ruhig und unbefangen und reichte ihm die Hand. Ebenſo ruhig zeigte ſich Günther, nicht die leiſeſte Bewegung in ſeinem Antlitz verrieth, ob er noch für ſie die alten ſchwärmeriſchen Gefühle mitgebracht habe.

„Ah, lieber Hermsdorf, wieder zurück?“ wandte ſich auch Tannenheim mit ungewöhnlicher Freundlichkeit zu Günther. „Nicht wahr, überall ſchön, aber daheim am Beſten? Werden wohl nun in Grünthal bleiben, bei Ihrer Tante? Arme Frau, braucht einen tüchtigen Menſchen, der alles ver-

nünftig in den Zügel nimmt," und ſeine grauen ſtechenden Augen ſchweiften dabei voll Geringſchätzung über Hans hinweg.

Anſtatt aller Antwort, die der Baron erwartet hatte, nahm Richthoff Günther beim Arm und ſagte lachend: „Kommen Sie, wir wollen Ihnen unſere ſoeben heimgebrachte Ernte zeigen. Ihnen, Baron, wird es auch nichts ſchaden," wendete er ſich etwas ſpöttiſch zu Tannenheim: „Sie können daraus lernen, wie vortheilhaft es iſt, wenn närriſche Leute das Feld beſtellen."

Ohne Weiteres führte er die beiden Herren mit ſich fort. Der Alte wollte zwar Einwendungen machen und ſich entſchuldigen, daß er keine Zeit habe, aber Hans hielt ihn unerbittlich feſt: „Gerade Sie ſollen aus dieſer Wanderung einen Nutzen ziehen."

Nicht ohne einen gewiſſen Triumph zeigte Richthoff den Gäſten die bis oben herauf gefüllten Scheunen; ließ ſie die vorzügliche Güte der eingeheimſten Feldfrüchte prüfen, und Günther mußte ehrlich bekennen, daß von den Grünau'ſchen Gütern noch niemals eine ſo außerordentliche Ernte eingebracht worden.

„Wir haben freilich Tauſende aufgewandt, um dem Boden einen ſolchen Ertrag abzugewinnen, aber wir ſehen bereits in dieſem Jahre den Lohn, und er wird ſich mit der Zeit noch bedeutend ſteigern. Hoffſt Du das nicht auch Elfriede?"

Sie ſtimmte ihm eifrig zu, und Hermsdorf war nicht wenig über die Verwandlung erſtaunt, die mit der theuren Frau vorgegangen. Sie ſchien früher für alles Praktiſche nicht den mindeſten Sinn zu haben, und auch ihrem Bruder hätte er eine ſolche Tüchtigkeit auf einem ihm ganz fremden Gebiete niemals zugetraut. Aus dem verworrenen Idealiſten war ein Mann geworden, der wirklich mit Verſtand und Umſicht ein großes Gut vortrefflich zu verwalten wußte.

„Ich habe den Oheim auch immer zu Neuerungen und Verbeſſerungen aufzuſtacheln geſucht; aber er war aus ſeinem gewohnten Geleiſe nicht herauszubringen,“ meinte Günther. „Was würde er für Augen machen, wenn er eine ſolch' vorzügliche Ernte ſähe!“

Tannenheim ſchaute mit der Gier des Habſüchtigen auf die ungeheuren Vorräthe, die hier ſorgfältig aufgeſpeichert und die noch dazu von vorzüglichſter Güte waren. Er dachte mit Neid an den dürftigen Ertrag, den ihm ſeine Felder geliefert und der ſehr bequem in einer einzigen Scheune untergebracht worden.

„Nun, Sie äußern kein Wort? ſoll ich Ihnen ſagen, zu welch' vernünftigem Schluß Sie nothwendig kommen müſſen?“ fragte Hans nicht ohne einen gewiſſen Uebermuth des Siegers.

Der Baron ſah ihn nur mit ſeinen kalten grauen Augen ingrimmig an.

„Daß es für Sie die höchste Zeit ist, unserm Beispiele zu folgen," fuhr Richthoff ruhig fort, „und jeder Gulden, den Sie zur Verbesserung des Bodens anwenden, die reichlichsten Zinsen trägt." Und als Jener noch immer schwieg, setzte Dieser rasch hinzu: „Glauben Sie mir, Baron, nirgends rächt sich eine unzeitige Sparsamkeit so furchtbar, als bei der Landwirthschaft. Hier findet Göthe's Wort seine practische Anwendung:

„Mann mit zugeknöpften Taschen! Dir thut
Niemand was zu lieb,
Hand wird nur von Hand gewaschen! wenn
Du nehmen willst, so gieb!"

Jetzt erst raffte sich Tannenheim zu einer Antwort auf: „Daß ich ein Narr wär; mein gutes Geld in die Erde zu werfen! Haben gerade diesmal Glück gehabt. Wollen sehen, wie Sie das nächste Mal pfeifen werden. Also den Pflug kann ich holen lassen?" wandte er sich zu Frau von Grünau, um anzuzeigen, daß er dem ihm unliebsamen Gespräch ein Ende machen wolle; und mit kurzem mürrischem Gruß entfernte er sich.

„Und dieser Mann glaubt vernünftig zu sein?" rief Hans mit komischer Entrüstung: „Ach, wenn alle wirklich Irrsinnigen eingesperrt würden, wie Wenige liefen noch frei herum; aber nun, lieber großer Schweiger, bekennen sie vor allem erst, warum Sie auf meinen gewiß sehr freundschaftlichen Brief nicht einmal geantwortet haben?" und Hans stellte

sich mit seiner langen hageren Gestalt vor Hermsdorf auf und sah in seiner Gebrechlichkeit wirklich wie ein einziges Fragezeichen aus.

„Sie haben gewiß schon die Erfahrung gemacht, daß Einen gerade die Fülle des Mittheilungsstoffes schweigsam macht," entgegnete Günther, den diese energische Art und Weise, wie er wegen seiner Unterlassungssünde zur Rechenschaft gezogen wurde, zu belustigen schien. „Ich hatte Ihnen so viel zu sagen, wußte nicht, wo ich zuerst anfangen sollte und unterließ es deshalb ganz und gar, obwohl ich wegen meiner Saumseligkeit beständig Gewissensbisse empfand."

„Die ich Ihnen von Herzen gönne," scherzte der Freund; „aber Sie werden nun das Alles nachholen und Monate lang nichts weiter zu thun haben, als uns von Ihren Fahrten und Abenteuern zu erzählen. Aristipp wurde einmal über den Unterschied gefragt, welcher zwischen einem aufgeklärten Manne und einem Dummkopf bestände. Man schicke sie außer Landes, und man wird den Unterschied sehen, war seine Antwort, und, lieber Freund, Sie haben auch die Probe bestanden." Hans schlug die langen Wimpern auf, die für gewöhnlich schläfrig seine Augen bedeckten, und sein Blick ruhte voll Anerkennung auf dem jetzt weit männlicheren Antlitz Hermsdorf's, das deutlich eine größere Geistesklarheit und Tüchtigkeit verrieth.

Das war noch immer der alte Richthoff, der

es bei keiner Gelegenheit unterlassen konnte, die Fülle seines Wissens zu verrathen, oft griff er nur mit zu verschwenderischer Hand in den aufgespeicherten Schatz und fragte zuweilen nicht einmal darnach, wem er diese Gaben bot. Freilich hatte er schon damals gesagt: „Ich bin wie ein Säemann, der ausstreut, mag Vieles der Wind wieder verwehen, Einiges geht doch vielleicht in irgend einem Herzen auf.“

Alles erinnerte Hermsdorf daran, daß er wieder in der Heimath war, und doch schien es ihm schon jetzt, als ob die Schranke zwischen ihm und Elfrieden niemals höher aufgerichtet worden, als jetzt, da keine mehr vorhanden war. Sie hatte sich so ruhig, fast unbeweglich gezeigt, weder eine freudige Ueberraschung noch irgend eine leichte Bestürzung gezeigt. Es war nicht, als ob er nach Jahren zum ersten Male wieder ganz unerwartet vor sie trat, sondern als sei er nur von einem kurzen Spaziergange zurückgekehrt. Sie hatte ihn nie wahrhaft geliebt; jetzt in diesem Augenblick wußte er es mit voller Gewißheit; es war eine Thorheit gewesen, ihr Andenken überall mit sich herumzutragen. — Warum hatte ihn ihr Bild auf all' seinen Wegen begleitet und warum war in seinem feigen, thörichten Herzen die Hoffnung nach ihrem Besitz von Neuem aufgekeimt, nachdem er wußte, daß sie frei war? Jetzt, wo er vor ihr stand, zerflatterten mit einem Schlage die süßen Träume, und die Wirklichkeit nahm ihn

2339914

rauh und kalt bei der Hand und rief ihm mahnend zu: Erwache!

Deshalb, als Hans jetzt mit großer Herzlichkeit wiederholte: „Nun müssen Sie wenigstens einige Monate bei uns rasten, wir freuen uns aufrichtig auf die Genüsse, die uns durch Ihren Umgang erwarten. Nicht wahr, Elfriede?“ — entgegnete Günther kurz entschlossen· „Das ist unmöglich. Mein Besuch ist nur auf einige flüchtige Stunden berechnet, ich habe mein Gepäck in der Stadt zurückgelassen und bin bei diesem herrlichen Herbsttage zu Fuß herübergewandert.“

„Dann werden Sie niemals von hier fortkommen!“ rief Hans lachend.

Hermsdorf sah ihn nur verwundert an und dieser fuhr in der besten Laune fort: „Wissen Sie nicht, daß es die Vorsehung liebt, unsere Pläne zu durchkreuzen und daß man nirgends länger bleibt, als dort, wo man seinen Aufenthalt auf Minuten berechnete?“

„Ich werde der Vorsehung nicht diese Macht einräumen,“ erwiderte Günther entschieden, da er auf dem ruhigen Antlitz Elfriedens auch nicht das leiseste Zeichen ablesen konnte, ob ihr sein längeres Verbleiben angenehm sei, oder nicht.

„Ah, theurer Freund, glauben Sie denn wirklich an Ihren völlig freien Willen? Sie meinen aus ureigensten Entschlüssen zu handeln und werden doch an leisen unsichtbaren Fäden geführt, die Sie

freilich erſt bemerken, wenn Sie am Ende der Wanderung angekommen ſind. Denken Sie an Goethe: Nach ewigen, ehernen, großen Geſetzen müſſen wir alle unſers Daſeins Kreiſe vollenden. So beſtimmt das Schickſal!"

Günther erſchrak. Wie oft hatte er das Nämliche gedacht! Selbſt in dieſer langen, langen Zeit war es ihm nicht gelungen, ſich von der Liebe zu einer Frau frei zu machen, die doch nur ein ſchnödes Spiel mit ihm getrieben. Seine Vernunft hatte ihm tauſend Mal geſagt: Du biſt ein Thor! Sie hat Dich damals leichtſinnig und verrätheriſch aufgegeben, und wie unter einem Bann hatte ſein Herz ſich nicht losringen können von einer Leidenſchaft, die ſtärker war, als er ſelbſt. Wo war die vielgerühmte Freiheit der Gedanken und des Willens, wenn jeder heiße Blutstropfen in's Hirn ſchießen und das Menſchenſein blind in andere Bahnen lenken konnte! — Als er den Brief von Hans erhielt, hatte er ihn mit dem feſten Entſchluſſe bei Seite gelegt — jede trügeriſche Hoffnung zu begraben und die Geliebte nie mehr wieder zu ſehen. Nun der Weg zu ihr frei war, durfte er ſie nicht mehr aufſuchen; ſie hatte ſein Herz zu ſchändlich mißhandelt; er war ſich dieſe Genugthuung ſelbſt ſchuldig, daß er ſie gerade jetzt auf immer vergaß. — Wo waren ſeine feſten Vorſätze geblieben?! Er ſtand jetzt wieder auf demſelben Boden, den er auf immer fliehen gewollt. Es war ein Unglück

für ihn, daß er sein Herz nicht mehr von ihr losreißen konnte, und dennoch fühlte er sich glücklich, daß er Elfriede ohne alle Gegenliebe weiter lieben mußte, denn sein Stolz hätte sich doch empört, sich auch den kleinsten Grad weniger geliebt zu wissen, als er sie liebte.

„Nicht wahr, Sie fühlen die Wahrheit meines Wortes, und nun wagen Sie nicht mehr von einem augenblicklichen Fortgehenwollen zu sprechen? Vorläufig werden Sie wenigstens den Kaffee bei meiner Schwester einnehmen, denn nachdem Sie diesen langen Weg zurückgelegt und hier all' unsere Herrlichkeiten beschaut, werden Sie einer Erfrischung bedürfen."

Elfriede stimmte in die Einladung ihres Bruders ein; aber doch in einem Ton, den Günther allzu kühl und höflich fand.

Alle Drei betraten das Schloß, und bald saßen sie in dem kleinen, Hermsdorf so wohlbekannten Salon am Kaffeetische, nach dem auch die beiden jungen Mädchen herbeigerufen worden. Aeußerlich hatte sich auch hier nichts verändert, das waren noch dieselben blauen Möbel, die er kannte, und die ihn an manch' frohe und trübe Stunde erinnerten; nur er selbst kam sich völlig verwandelt vor, und als sein Blick in den ihm gegenüberliegenden Pfeilerspiegel fiel, schaute ihm ein so ernstes, kaltes Gesicht entgegen, daß er selbst davon betroffen wurde. Trug auch er eine größere Frostigkeit zur Schau, als er

innerlich beſaß? Die Gegenwart der jungen Mädchen, die mit dem Onkel Hans harmlos plauderten und noch ſo hell und glücklich lachen konnten, brachte ihm zum Bewußtſein, wie alt er in den drei Jahren geworden war. Er hätte in das luſtige Lachen nicht mit einzuſtimmen vermocht, und doch zeigte ſich ſelbſt Elfriede von der Plauderei ihres Bruders, der die Koſten der Unterhaltung faſt allein trug, ebenfalls erheitert.

Plötzlich hörte man das Rollen eines Wagens auf dem Schloßhof. „Das iſt der Doctor!“ rief die kleine Gertrud, die, trotzdem ſie die Aeltere war, von ihrer Schweſter um einige Zoll überagt wurde. „Ich höre das ſchon im Vorfahren.“ Die Geſchwiſter eilten ſogleich an's Fenſter. „Es iſt wirklich der Doctor!“ beſtätigten ſie wie aus einem Munde und ſehr erfreut. Für ihre Einſamkeit war die Ankunft Hagedorn's immer ein Ereigniß. Mit ſeinem feurigen Geiſte brachte er ſtets Leben und Bewegung mit und die jungen Mädchen beſonders wußte er durch allerlei harmloſe Scherze zu unterhalten. Onkel Hans thaute dann auch noch ganz beſonders auf, ſobald der Doctor erſchien.

„Ah, das iſt prächtig! Da ſehen ſich ja ſogleich die alten Freunde wieder!“ wandte ſich Hans zu Hermsdorf.

„Wir waren es,“ entgegnete Günther ruhig und feſt und hielt ſtandhaft den faſt betroffenen Blick aus, den Elfriede auf ihn richtete.

Hans ſchüttelte ebenfalls verwundert den Kopf; aber es war jetzt nicht Zeit zu weiteren Auseinanderſetzungen, denn die Töchter Grünau's waren ſchon hinabgeſtürzt und brachten wie im Triumph die lieben Gäſte zurück.

Die jungen Mädchen hatten ſicher ſchon dem Doctor ausgeplaudert, wer plötzlich bei ihnen eingetroffen ſei, dennoch blieb Hagedorn einen Augenblick auf der Schwelle ſtehen, ſchaute prüfend auf Hermsdorf, und rief dann etwas überlaut: „Günther, iſt es möglich, Du biſt's!“ Er wollte auf ihn zueilen und ihn vielleicht mit alter ſtürmiſcher Herzlichkeit in die Arme ſchließen; aber als er die ruhige ſtarre Kälte in dem Antlitz des ehemaligen Freundes bemerkte, änderte er ſogleich den Ton, und weit kühler und nicht ohne Spott ſetzte er hinzu: „Alſo die verordnete Lehrreiſe glücklich beendigt? Wirſt Deinem Schöpfer danken!“ Und dann wandte er ſich ſehr traulich Elfrieden zu und bat um Entſchuldigung, daß er heut ſchon ſo früh erſcheine, doch der herrliche Herbſttag habe Oscara hinausgelockt.

Die Begrüßung zwiſchen Hermsdorf und Frau Doctor Hagedorn fiel noch kühler aus. Wenn auch das Glück ihrer Ehe ſich bereits zu trüben begann, konnte der Stolz Oscara's dieſem Manne nicht verzeihen, daß er ſie in ſolch' eindringlicher Weiſe zu warnen gewagt hatte; ja ſelbſt, wenn ſie ſchon jetzt ſich bekennen gemußt, daß er mit ſeiner

Warnung im Recht geweſen, hätte ſie ihm deſto heftiger gezürnt. Und mit welch' durchdringenden Augen ſuchte ſie jetzt der Unverſchämte zu muſtern; er ſchien in ihrer tiefſten Seele leſen zu wollen, um zu erforſchen, ob ſeine düſtern Prophezeiungen nicht ſchon in Erfüllung gegangen ſeien. Sie durfte ihm dieſen Triumph nicht gönnen; ſie bemühte ſich zu lächeln, ſeit langem hatten ihre Augen nicht ſo geſtrahlt, zeigte ſie ſich ſo innig und hingebend gegen ihren Gatten und legte ſie ſo offen an den Tag, daß ihre Liebe noch immer die alte Gluth beſitze, wie einſt. Zu andern Zeiten würde ſie ein ſolches Komödienſpiel tief verachtet haben; aber heut' empfand ſie eine wahre Seligkeit, daß auch Wallrath ſich zärtlicher, inniger ihr zuneigte, als je. Ach, und trotzdem zuckte zugleich das tiefſte Weh durch ihre Bruſt, daß dieſes ſonnige Lächeln, das den Frühling ihrer Liebe zurückzubringen ſchien, nur ein trügeriſches Herbſtroth war, das vielleicht bald völlig verblaßte. . .

Ließ ſich dieſer ernſte, ſchweigſame Menſch trotzdem nicht täuſchen? Zuweilen ruhten ſeine Augen mit dem Blick der tiefſten Theilnahme auf ihr, der zu ſagen ſchien: Zieh' immer über Dein Unglück den tiefſten Schleier, ich erkenne es doch!

Nach der kurzen, bündigen Erklärung Günther's war dies heutige Zuſammentreffen für das feine Empfinden Elfrieden's äußerſt peinlich, und je froſtiger ſich der Erſtere gegen ſeinen ehemaligen

Jugendfreund zurückhielt, je mehr fühlte sie sich verpflichtet, dem Doctor durch die größte Aufmerksamkeit über seine unangenehme Lage hinwegzuhelfen. Sie wollte zu gleicher Zeit Günther zu verstehen geben, wie sehr sie im Lauf der Zeit Hagedorn wahrhaft schätzen gelernt habe, und wie sie fordern könne, daß er schon um ihretwillen ihren theuren Gästen freundlicher begegne.

Hagedorn's scharfer Beobachtungsgabe entging diese zarte Aufmerksamkeit der liebenswürdigen Wirthin nicht, und sie berührte ihn äußerst wohlthuend. Dennoch schien die unerwartete Anwesenheit Hermsdorf's einen Druck auf ihn auszuüben, von dem er sich vergeblich frei zu machen suchte. Er wurde eine gewisse Unruhe nicht los, und sein Geist schien heut' die alte Federkraft verloren zu haben. Wenn er sich unbeachtet glaubte, irrte sein Blick verstohlen über das ruhige Antlitz Günther's hinweg, auf dem sich jetzt eine unbeugsame Festigkeit abspiegelte, die ihn in Verwirrung setzte.

Vergebens wandten die Geschwister alles auf, um die Unterhaltung so zu beleben, wie es sonst der Fall gewesen war. Eine gewisse Lähmung schien sich aller bemächtigt zu haben; es wollte kein Gespräch in rechten Fluß kommen. Man griff bereits, wie dies bei solchen Gelegenheiten gern geschieht, nach Auskunftsmitteln, blätterte in Albums, die in reicher Fülle umherlagen, und Einer oder der Andere suchte nun daran eine Bemerkung zu knüpfen.

Auch Günther hatte ein Album zur Hand genommen und plötzlich den Kopf erhebend, wandte er ſich zu Hans: „Da finde ich eben Hamlet. Sie haben mich einmal mit dieſem unglücklichen Träumer verglichen, theurer Freund! Aber ich habe in dieſen drei mir verordneten Reiſejahren die Hamletnatur gründlich abſtreifen gelernt. Ich würde jetzt nicht mehr, wie dieſer ſchwankende Dänenprinz ausrufen: Doch brich mein Herz, denn ſchweigen muß mein Mund.“ Seine Augen ruhten dabei mit einem faſt drohenden Ausdruck auf dem Jugendfreunde.

Dieſer zuckte unwillkürlich zuſammen, ſtarrte einige Secunden düſter brütend vor ſich hin, dann irrte ſein Blick wie verzweifelt umher und blieb plötzlich auf dem milden, freundlichen Antlitz Elfrieden's haften, die ſoeben theilnahmvoll zu ihm hinüberſah.

Ein Gedanke durchblitzte ſein Hirn; er ſtrich noch einmal mit der Hand über die heiß gewordenen Schläfen, dann ſchien er zu einem Entſchluß gekommen; ſeine Bruſt athmete förmlich freier und ſein umdüſtertes Antlitz hellte ſich auf. Er war plötzlich wie verwandelt; ſo friſch, ſo unterhaltend wie immer, der ſtörende Geiſt ſchien nicht mehr für ihn vorhanden zu ſein, ja die Funken ſeines Geiſtes ſprühten heller als je und dabei entfaltete er jene hinreißende Liebenswürdigkeit, der ſelten Jemand zu widerſtehen vermochte. Während unter ſeinen

Zechkumpanen ſein wilder Humor ſtets ſich in's Zügelloſe verlor, wußte er ſich mit bewunderns-würdigem Geſchick hier in den Schranken des feinſten Anſtandes zu halten. Günther mußte ſich ſagen, daß Wallrath noch immer von dem Zauber nichts verloren hatte, den ſeine bedeutende Perſön-lichkeit auf Alle ausübte, die mit ihm in Berührung kamen. Wenn er wollte, dann verſtand es Hage-dorn ſeine burſchikoſe Wildheit zur gewinnendſten Heiterkeit abzudämpfen. Jetzt begriff Hermsdorf auch, warum der ehemalige Freund ſelbſt die ſonſt ſo ſcharfblickende, feinſinnige Elfriede ganz für ſich gewonnen hatte; denn daß ſie ihm eine wahre, ja die achtungsvollſte Freundſchaft ſchenkte, daran durfte er nach der Art nicht länger zweifeln, wie ſie mit dem Doctor verkehrte. Sollte er wirklich dulden, daß dieſer rohe, wüſte Menſch das Glück hatte, mit der edelſten Frau ſo herzlich zu verkehren und von ihr eine Verehrung zu genießen, die er nimmer-mehr verdiente?

Günther vermochte die Gegenwart Wallrath's nicht länger zu ertragen; die liebenswürdige Auf-merkſamkeit, mit der Elfriede, dem ſich heut an Geiſt und Wiſſen förmlich überbietenden Doctor lauſchte, that ihm geradezu wehe und er mußte fort. Raſch entſchloſſen ſtand er auf, um ſich zu empfehlen.

„Sie wollen alſo wirklich nicht einmal die Gaſt-freundſchaft Grünau's in Anſpruch nehmen?“ fragte Hans vorwurfsvoll.

„Ich erlaube mir in einigen Tagen darum zu bitten," entgegnete Günther. „Wir haben wirklich noch Manches zu plaudern, was heut unterblieb. Darf ich deshalb meinen Besuch wiederholen?" wandte er sich zu Elfriede.

„Welche Frage?" entgegnete sie: „Als Neffe meines seligen Gatten haben Sie das vollste Recht auf unsere Gastfreundschaft, und artiger hätte ich es sogar gefunden, wenn Sie darauf gepocht und sogleich hier in Grünau dies Recht gefordert hätten," setzte sie hinzu, und ihr freundliches Lächeln suchte diesen Vorwurf in ihren Worten abzumildern.

Hermsdorf hörte nur ihre Antwort und ihn wehte daraus ein Frosthauch an. „Man lernt in der Fremde jeden Gasthof wie seine Heimath betrachten und wagt es gar nicht, an irgend eine andere Thür zu klopfen," entgegnete er kühl scherzend.

„Wagen Sie es nur, lieber Freund," erwiederte Hans sogleich, der es seiner Schwester anmerkte, daß ihr diese Unterhaltung peinlich sei. „Und denken Sie, daß Hotel Grünau Ihnen immer offen steht."

„Ich danke Ihnen, theurer Freund," sagte Günther und drückte Richthoff herzlich die Hand. „Also auf baldiges Wiedersehen."

„Wollen Sie nicht wenigstens zurückfahren?"

„Nein, ich danke, in einer halben Stunde kommt der Mond, und ich kenne ja hier im weitesten Umkreise Weg und Steg."

„Leben Sie wohl, Elfriede," wandte er sich im

Fortgehen leiſe zu Frau von Grünau. „Darf ich wirklich wiederkommen? Ich habe mit Ihnen zu ſprechen," und er ſah ihr mit einem Blick in die Augen, aus dem ſeine tiefe, unveränderte Liebe hell hervorleuchtete.

Sie nickte nur ſchweigend mit dem Haupte. Es war ihr unmöglich, ihm freundlicher zu begegnen, er war zu verändert wiedergekommen mnd hatte ſich zu ſcharf und kühl gezeigt. Ja, aus der weichen, faſt träumeriſchen Natur war ein kalter, rückſichtsloſer Menſch geworden. Wie ſteif und förmlich hatte er ſich von dem Freunde empfohlen, für den er einſt ſo glühend geſchwärmt! Und jene edle Begeiſterung hatte ſie an ihm höher geſchätzt, als dieſe Nüchternheit, die er von ſeinen Reiſen heimgebracht und auf die er ſich förmlich etwas zu gute zu thun ſchien.

Das raſche Aufbrechen Hermsdorf's hatte nur eine kurze Störung verurſacht; er wurde nicht weiter vermißt nnd die lebhafte, geiſtreiche Unterhaltung nahm bald wieder ihren Fortgang. Die kleine Geſellſchaft hatte ſich ſelten in einer ſo gehobenen Stimmung befunden, wie heute. Jeder fühlte, daß dieſer Abend noch lange in ihnen nachklingen mußte, ſo anregend, und ſo intereſſant, ſo tief bedeutſam waren die Geſprächsgegenſtände noch nie geweſen, die man im bunteſten Wechſel berührt hatte, und Alle empfanden ein ſchmerzliches Bedauern, als es zum Scheiden kam.

Noch an der Thür wurde das lebhafte Geplauder fortgesetzt. Während Hans Frau Hagedorn hinabgeleitete, bot der Doctor Elfrieden den Arm. Sein eben noch lachendes Gesicht war plötzlich verwandelt, eine tiefe Blässe bedeckte es und mit unruhig bebenden Lippen flüsterte er hastig: „Eine einzige Bitte, theure Freundin! Hören Sie Günther nicht an, wenn er schon morgen kommen sollte, sagen Sie ihm, ich würde Ihnen alles selbst bekennen, in der Hoffnung, einen gnädigern Richter zu finden. Sie und Hans sollen alles erfahren, vielleicht morgen schon. O, dann werde ich Ruhe finden, sebst dann, wenn auch Sie mich verdammen', wie mein so strenger Freund.“ Er hatte fast im Fieber gesprochen. „Nicht wahr, Sie erfüllen meine Bitte?“ und als sie ihm verwirrt und bestürzt, aber dennoch freundlich zugesagt, begann er schon hastig von andern Dingen zu plaudern, bis sie den bereit stehenden Wagen erreicht hatten.

„Leben Sie wohl,“ sagte er, als er jetzt einstieg und ihr noch einmal die Hand reichte, „das war ein glücklicher Tag!“ und Hagedorn versuchte zu lächeln.

„Ja Wallrath, ich bin lange nicht so glücklich gewesen, wie heut',“ bestätigte seine Frau und dann fuhr das Ehepaar davon.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Am andern Tage, in ganz später Abendstunde, als sich die Geschwister eben zur Ruhe begeben wollten, erschien plötzlich der Doctor. „Verzeihen Sie, daß ich noch so spät komme, aber es trieb mich mit stürmischer Gewalt zu Ihnen, ich habe heute furchtbar gelitten.“ Er strich mit der Hand über die Stirn und auf seinem Antlitz prägte sich dieselbe fieberhafte Hast aus, die er gestern kurz vor dem Abschied Elfrieden gezeigt hatte. „Ich bin so spät gekommen, um mit Ihnen allein zu sein, Sie sollen meine Beichte hören, Sie und Hans, und Sie mögen mich dann verurtheilen, wie es Günther gethan, ich will es ertragen! O, ich bin namenlos unglücklich!“ Er warf sich völlig erschöpft auf einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

Weder Frau von Grünau noch ihr Bruder fanden in ihrer ersten Bestürzung ein beschwichtigendes Wort für den furchtbar aufgeregten Zustand ihres Freundes. Hans glaubte einen Betrunkenen vor

sich zu haben, denn die Schwester hatte ihm noch nicht den gestrigen Wunsch des Doctors mitgetheilt. In seiner großen Mäßigkeit vermochte er kaum einen gewissen Widerwillen zu überwinden; ein Berauschter gewährte ihm niemals ein angenehmes Schauspiel und er hätte gewünscht, daß ihnen Hagedorn einen solch' widerwärtigen Eindruck erspart.

„Sie werden mich für wahnsinnig halten, vielleicht bin ich es auch!" begann der Doctor plötzlich, richtete den Kopf in die Höhe und starrte die Freunde mit seinen großen dunklen Augen wie geistesabwesend an.

„Beruhigen Sie sich, lieber Doctor!" sagte Elfriede mit großer Herzlichkeit, „und denken Sie, daß Sie an uns treue, aufrichtige Freunde haben, die für Sie ein wahres, inniges Verständniß mitbringen."

Wallrath drückte ihr die dargebotene Hand und sie fühlte, daß sie kalt und feucht war, als habe sich alles Blut zu seinem Kopf und Herzen gedrängt. „Ja, Sie allein werden mich verstehen, Ihnen will ich alles sagen, so wahr und ohne alle Beschönigung, als ob ich in diesem Augenblick vor den ewigen Weltgeist treten müßte." Er hatte sich hoch aufgerichtet und erhob feierlich die Hand. Alles an ihm war seltsam, wunderlich, nervös erregt bis zum Uebermaß.

Da er von den Geschwistern mit keinem Wort unterbrochen wurde, fuhr er in leidenschaftlicher Erregung fort: „In jener Nacht, als Sie ihrem Kleinen das Leben schenkten, war ich bis zur tödt-

lichen Ermüdung erschöpft. Ihr seliger Gatte zwang mich in seiner Vaterfreude, eine Flasche Wein mit ihm zu trinken; ich stürzte ein Glas nach dem andern hinunter, um meine von der Anstrengung fieberhaft erregten Gehirnnerven zu beruhigen; mein Trinken übte die entgegengesetzte Wirkung. Der Sturm der Elemente, der draußen tobte, wühlte vollends in mir alle entschlafenen Dämonen auf, denn ich habe mich stets einem solch' düstern Naturschauspiel mit Leidenschaft überlassen. Als Günther längst entschlafen war, stürzte ich noch immer Glas auf Glas hinunter, nun erhielten die düstern Bilder einer stürmischen Vergangenheit, die mich ohnehin beständig verfolgen, eine weit fratzenhaftere Gestalt, sie wurden ungeheuerlicher als sie vielleicht in Wirklichkeit dennoch sind und als Freund Günther erwachte und theilnahmvoll nach meinem Zustand fragte, stürzte ich an sein Bett und entlastete gegen ihn meine von den furchtbarsten Erinnerungen zerquälte Brust. Meine erhitzte glühende Phantasie, die sich so gern im Grotesken ergeht, mag noch übertrieben haben, — ich weiß es nicht — aber seit jener Stunde hat sich Günther schaudernd von mir abgewendet, wie von dem elendsten und gemeinsten Verbrecher."

Hagedorn war bei seinen Mittheilungen unruhig in der Stube auf- und abgeirrt, den glühenden Blick zu Boden geheftet, jetzt schlug er seine großen dunklen Augen zu den Freunden auf; seine Lippen bebten, als er leise hinzusetzte: „Sie sollen

alles erfahren, aber nicht die übertriebenen Fieberphantasien eines Berauschten, — kein Tropfen ist heute über meine Kehle gekommen, — und Ihrem Urtheil will ich mich unterwerfen. Wenn Sie auch sich entsetzt von mir abwenden, dann weiß ich, daß ich mit meiner titanenhaften Neigung kein halb Wahnsinniger, daß ich ein Verbrecher war.“ — Er sank erschöpft auf einen Stuhl zurück, ließ schlaff die Arme herabsinken und verharrte so lange Zeit. Sowohl Elfriede wie Hans konnten sich eines tiefen Mitleids mit dem Freunde nicht erwehren. Mochte auch seine Vergangenheit sein, wie sie wollte, einer geradezu gemeinen Handlung war er gewiß nicht fähig gewesen, trotz all seiner blinden wilden Leidenschaftlichkeit ging sein Sinn immer wieder auf das Hohe und Große. Vielleicht hatte er sich nur von seinem heißen Blut zu einer übereilten That hinreißen lassen, die er bereits längst schwer bereute. Richthoff fielen die Verse des Aeschylos ein:

„Von Eisen ist und hartem Steine dessen Herz,
Den nicht zum Mitleid, o Prometheus, deine Pein
Bewegt: ich wollt' ich hätte dieses nie
Ansehen gedurft — jetzt bricht's mir, da ich's sah,
das Herz.“

denn noch niemals hatte ihm der Freund mit einem gefesselten, tief gebeugten Titanen so viel Aehnlichkeit gehabt, als heut: aber er schwieg.

Und seltsam, auch Hagedorn's Gehirn durchblitzte eine Stelle aus derselben Dichtung. Als er jetzt langsam das bleiche verstörte Antlitz erhob,

begann er mit unsicherer Stimme: „Schon auf der Schulbank nannten meine Freunde mich Prometheus und wandten gern die Verse des Aeschylos auf mich an:

„Dem ungezähmten Rosse gleichst Du, das den Zaum Zerbeißend, wild sich bäumend, aller Lockung trotzt."

Wirklich war, wie jenem Titanen, mein trotziger Muth nicht mit klugem Sinn gepaart. Mit achtzehn Jahren war ich für die Universität reif. Kein Wunder, das ich mir auf diesen schnellen Lauf etwas zu gute that und mir die geniale Kraft zutraute, im Fluge jedes Ziel zu erreichen. Ich ging nach Berlin, aber es litt mich nicht lange dort, für die medicinische Wissenschaft hatte Paris damals die höchste Bedeutung; ich eilte dorthin, mein Vater starb bald darauf und ich kam in den Besitz eines, meine Erwartungen weit übertreffenden Vermögens. Nun glaubte ich, mit stürmischem Jugendmuth die Genüsse einer großen Stadt schlürfen zu müssen, es fand sich ein welterfahrener Freund, der meine Führung übernahm. Ich schloß mich mit jugendlicher Begeisterung an ihn an und eines Tages hatte sich mein Freund heimlich von mir entfernt und den Rest meines Erbes mit sich genommen. Er versprach mir, in einem höchst sarkastischen Briefe, den er zurückgelassen, einen besseren Gebrauch von dem Gelde zu machen, als ich. Ob er dennoch Wort gehalten hat, ist mir später zweifelhaft geworden. — Da befand ich mich plötzlich dem Nichts gegenüber, nun galt es sich zusammenzuraffen

und die empfindliche Lehre zu beherzigen, die mir mein guter Freund ertheilt hatte. Paris mochte ich dennoch nicht aufgeben, das litt nicht mein Stolz, es blieb mir nichts anderes übrig, als wie so viele Pariser Studenten, das Leben eines Bohemien zu führen. Auch eine Grisette war bald gefunden, ich war ja noch jung und der hochgewachsene, stattliche Deutsche erregte im Quartier latin die nöthige Aufmerksamkeit. Das Glück hatte mir gelächelt, ma petite femme war das schönste, reizendste Geschöft, das ich in jenen Kreisen je gesehen. O, diese uneigennützige hingebende Liebe, die mir zufiel, ohne das ich etwas anderes für das liebliche Kind thun durfte, als mit ihm zu lachen und seine Aufopferung willig anzunehmen?" —

Die Augen des Doctors leuchteten, die Erinnerung an jene schöne glückliche Zeit schien einen sänftigenden Hauch über sein blasses Antlitz zu wehen; er legte die Hände übereinander und blickte wie in selige Träume verloren vor sich hin.

Hans war erstaunt; er hatte die furchtbarsten Enthüllungen erwartet und das klang wie eine Idylle, wie eine jener Pariser Studentengeschichten, die dort an der Tagesordnung sind.

„Wir genossen Beide die Seligkeit um so höher," begann der Doctor von Neuem, „weil wir wußten, daß sie nicht von langer Dauer sei. Nicht, daß Einer von uns an der Ewigkeit unserer gegenseitigen Liebe gezweifelt hätte, wann käme über-

haupt ein ſolcher Frevelgedanke zu einem jungen Herzen? und ſobald er auftauchte, wäre auch ſchon die Liebe entflohen; aber Fleurette hatte den Keim unheilbarer Schwindſucht in ihrer Bruſt; ich hatte mich längſt darüber nicht täuſchen gekonnt, auch Fleurette wußte es leider, wie es mit ihr ſtand. Sie kam ja täglich mit meinen Collegen, Studenten der Medicin, in Berührung und es iſt merkwürdig, wie ein ſolch' junges Mädchen ſich Alles aneignet. Sie wußte über die meiſten Krankheiten Beſcheid, vielleicht hatten auch meine Freunde einmal ein unbedachtes Wort fallen laſſen, genug, ſie kannte ebenfalls ihr Schickſal und wußte, daß ihr ein früher Tod gewiß ſei. Ach, und wir waren dennoch glücklich! Für uns ſchien das „morgen" nur von Leuten erfunden, die das „heute" nicht kannten. Bring' mich zum Lachen, das macht mich geſund, ſagte ſie ſtets, wenn ſich bereits die erſten Zeichen ihrer ſchlimmen Krankheit einſtellen wollten" ..... Hagedorn blickte vor ſich; ein trübes ſchwermüthiges Lächeln umſpielte ſeine Lippen, das Bild des jungen Mädchens ſchien wieder vor ihm anfzutauchen und jene glückliche Jugendzeit wieder lebendig zu werden.

„Sie werden das alles recht kindiſch, vielleicht ſehr leichtfertig finden," ſagte Hagedorn, ſich aus ſeiner Träumerei aufraffend, „und doch, mir erſcheint noch immer dieſes junge Mädchen in ſeiner hingebenden aufopfernden Liebe ſo bewunderns-würdig, daß ich ihr Andenken wie ein Heiligthum

in meinem Herzen bewahrt. Diese Anspruchslosigkeit, die zu allen Stunden ihr volles ganzes Herz gab und gar nichts zurückforderte, hat für mich etwas unendlich Rührendes behalten.

„Fleurette begann zu kränkeln; ihre feinen schönen Züge wurden blasser, von Zeit zu Zeit stellte sich ein häßlicher Husten ein, aber sie klagte nicht, obwohl die blauen Ränder um die Augen mir sagten, daß sie bereits furchtbar litt. Wir gingen eines sonnigen Tages in Begleitung zweier Freunde spazieren, die Mediciner waren, wie ich. An einer Straßenecke trat eine Bettlerin an uns heran, hohläugig, mit keuchendem Athem, bis zum Scelett abgezehrt, — ein Bild des tiefsten Jammers und Elends. „Das letzte Stadium der Schwindsucht," sagte mein Freund unbesonnen, als wir die Bettlerin beschenkt und hinter uns hatten. Fleurette wurde plötzlich still; ich achtete nicht darauf. Ach, ich war ja damals noch so jung und die lustigsten Fanfaren spielten in meiner Brust. Auch die Kleine wurde bald wieder von unserer Lustigkeit mit fortgerissen und ihr Lachen klang heller denn je. Als wir endlich nach Hause kamen, blieb sie noch lange angekleidet auf ihrem Bette sitzen, ihr Taschentuch vor dem Munde, und als sie es wegnahm, sah ich, daß es mit Blut bedeckt war. Nun erschrak ich und schloß sie zärtlich in meine Arme, sie lehnte sich dicht an meine Brust und unter hervorstürzenden Thränen klagte sie mit ihrer weichen

kindlichen Stimme: „Ich will nicht ſo elend hinſiechen, nicht ſo jammervoll vor Dir einmal herumſchleichen, wie jenes arme unglückliche Weib! Vergeblich ſuchte ich ſie zu tröſten, ihre Verzweiflung zu beſchwichtigen; ſie rief jetzt in größter Erregung aus: Nein, ich will nicht vor Dir alle Stadien der Schwindſucht durchmachen, ich will in Deinen Armen einſchlafen, ſo ſchön, wie ich jetzt noch bin. . . Du mußt mir helfen zu dieſem ſanften ſeligen Tode! Ihr habt ja ſolche Mittel, die uns nur einſchläfern, um nie wieder zu erwachen, und wenn Du mich je geliebt, Wallrath, dann laſſ' mich ſo ſterben, ich kann den Gedanken nicht ertragen, vor Dir einmal ein elender Schatten zu ſein. Nicht wahr, Du hilfſt mir zu dieſem ſüßen, ſeligen Tode in Deinen Armen?" — Sie ſank vor mir auf die Knie, ſie beſchwor mich. Tag und Nacht beſtürmte ſie mich mit ihren Bitten und" — Hagedorn ſprang auf; er preßte die Hände krampfhaft zuſammen, ſeine Bruſt arbeitete hörbar, und wie von Geiſtern getrieben ſtürmte er durch das Zimmer. Dann blieb er plötzlich ſtehen, ſtieß ein kurzes, heiſeres Lachen aus und ſetzte mit dem Blick der wildeſten Verzweiflung hinzu: „Und ich war ja ein Titanengeiſt, der vor dem Entſetzlichſten nicht zurückſcheute . . . O Fleurette! — kannſt Du mir verzeihen, daß ich wahnſinnig genug war, Deine Bitte zu erfüllen?! Sie ſchied in meinen Armen, wie ſie es gewünſcht, ihre Lippen noch feſt auf

meinen Mund gepreßt, als sie schon bleich und kalt waren“ . . .

Hagedorn schwieg; er warf sich erschöpft auf den nächsten Stuhl, während heiße Thränen aus seinen Augen stürzten, ohne daß er sich Mühe gab, sie vor seinen Freunden zu verbergen. — Seine beiden Zuhörer waren tief erschüttert. War es wirklich ein Verbrechen, das er begangen? Vor dem strengen Sittenrichter, ja; denn er hatte die Schranken übersprungen, die menschliche Ordnung festgesetzt. Wie wir nicht das Recht haben, vor dem Leben feige die Flucht zu ergreifen, so haben wir sie noch weniger, Jemand zu dieser Flucht zu verhelfen, mag er es auch noch so heiß ersehnen. Und doch gab es für die ungewöhnliche Handlung des Freundes noch eine mildere Auffassung, und der neigten sich die Geschwister zu.

Hans war es zuerst, der das Schweigen brach. „Mag Sie verurtheilen, wer da will, ich kann es nicht!“ rief er mit vollster Ueberzeugung aus. „Ja, ich weiß nicht, ob ich in ihrer Lage nicht ähnlich gehandelt hätte.“

Hagedorn erwachte aus seinem schmerzlichen Hinbrüten: Er hatte nur zerstreut auf die Worte des Freundes gehört; seine Augen ruhten auf Elfrieden, ihr Urtheil allein war es, daß ihm jetzt am Herzen lag.

„Ich stimme meinem Bruder bei,“ sagte sie mit derselben ruhigen Ueberzeugung: „Sie mögen

außergewöhnlich, vor dem Buchstaben des Gesetzes sogar verbrecherisch gehandelt haben und dennoch werde ich nicht aufhören, Sie unsern Freund zu nennen und Ihnen die Achtung zu schenken, die Ihrem groß angelegten Charakter gebührt.“ Elfriede wußte, daß er gerade in seiner tief niedergeschlagenen völlig zerschmetterten Stimmung dieser Anerkennung seines bessern Selbst bedurfte.

Es war auch, als ob über das bleiche düstere Antlitz des Doctors ein Sonnenstrahl hinwegzöge, eine Centnerlast schien sich von seiner Brust abzuwälzen. Ohne in seine gewohnte stürmische Art zurückzufallen, die ihm sonst bei jeder freudigen Erregung eigen war, sagte er tief bewegt: „Das Wort vergesse ich Ihnen nie, theure Freundin!“ — Voll inniger Dankbarkeit preßte er ihre Hand. „Auch Ihnen danke ich, mein einziger und bester Freund, für Ihr mildes Verzeihen, das Sie mir schenken, nur wer in seiner eigenen Brust den tiefen Abgründen nachgespürt, die dort ruhen, vermag die Schuld eines Andern milder zu beurtheilen, und nun sorge ich nicht,“ fuhr er erleichterten Herzens fort, „daß Sie mich von einer anderen Schuld freisprechen, in die mich eine düstere Verkettung der Umstände verstrickt hat.“

Elfriede erschrak. Hatte dieser Unselige noch mehr auf seinem Gewissen? Trotzdem sie ihre Bestürzung zu verbergen gesucht, mußte sie Hagedorn doch bemerkt haben, denn er setzte mit trübem

Lächeln hinzu: „Fürchten Sie nichts, meine Schuld ist hier dennoch geringer.“ Ohne weitere Fragen abzuwarten, fuhr er in seiner Erzählung fort:

„Nach dem Tode Fleurette's litt es mich nicht mehr in Paris. Ich hatte meine Studien ohnehin beendigt, mein Doctor-Examen gemacht und ging kecken Muthes nach London. Ein junger unbekannter Arzt ist dort verloren. Ich war bald dem Hungertode nahe und wanderte eines Tages im Hydepark umher. Es war eine einsame Stunde: ich konnte mich meinem verzweifelten Hinbrüten völlig überlassen und in meiner düstern, dem Leben bereits abgestorbenen Stimmung hatte ich auch das Nahen eines Wagens nicht gehört; im nächsten Augenblick befand ich mich schon unter den Hufen von Pferden und eine elegante Equipage ging über mich hinweg. Vielleicht hätte die Inhaberin des Wagens nicht still halten lassen, wenn sie nicht ein flüchtiger Blick belehrt, daß es ein noch junger, leidlich anständig gekleideter Mann war, dem dies Unglück begegnet. Sie ließ mich von ihrem Diener aufheben und nahm mich in ihrem Wagen und in ihr Hotel mit. Als sie hörte, daß ich ein Doctor sei, schien es ihr ein besonderes Vergnügen zu machen, an mir ihre Heilkunst zu üben. Sie pflegte mich mit eigenen Händen. War es nur eine vorübergehende Laune von ihr, ich weiß es nicht. — Meine barmherzige Samariterin war die Wittwe eines Pflanzers aus den Südstaaten Amerika's; reich, unabhängig, trotz ihrer Jugend

ſchon halb verblüht, aber mit ihren feurigen Augen, ihrem dunklen Teint und lebhaftem Temperament noch immer eine anziehende Erſcheinung. Sie faßte bald eine ſchwärmeriſche Neigung zu mir, die Gluth ihres Empfindens riß mich ebenfalls mit fort und die Dankbarkeit war es, die mich vollends vergeſſen ließ, wie viel uns gegenſeitig trennte. Ihrem Einfluß ſchuldete ich nach meiner Geneſung, daß ich bald in der guten Geſellſchaft ein geſuchter Arzt wurde. Trotz meiner Abwehr richtete ſie mir eine glänzende Häuslichkeit ein und vielleicht hätte alles zwiſchen uns einen friedlichen Verlauf genommen, wenn ſie meine Gattin geworden wäre, aber ihr erſter Mann hatte ihr eine Wiederverheirathung unterſagt, und für dieſen Fall beſtimmt, daß dann ſeine Verwandten das große, glänzende Vermögen erhalten müßten. Nichts auf der Welt hätte ſie vermocht, dieſen Glanz aufzugeben, in dem ſie lebte und der ihr bereits längſt unentbehrlich geworden war.“

Hagedorn machte eine Pauſe und holte tiefer Athem; er ſchien zu einer Stelle ſeiner Erzählung gekommen zu ſein, die ihn von Neuem gewaltig aufregen mußte, denn ſeine Augen erhielten wieder einen unruhigen Ausdruck und die rechte Hand, die läſſig auf ſeinem Schoß geruht, zuckte nach ſeinem Herzen, als empfinde er dort einen heftigen Schmerz.

„Theurer Freund,“ begann Hagedorn nach einer Pauſe von Neuem, ſich an Hans wendend: „Ihnen wird das Wort Montaigne's erinnerlich ſein:

„La jalousie est la plus dangereuse condition des femmes.“

Dieſer nickte eifrig mit dem Kopfe und er wollte ſchon einen andern Ausſpruch dieſes feinen ſcharfen Geiſtes vorbringen, aber der Doctor fuhr bereits fort: „Glauben Sie mir, gnädige Frau, alle Leidenſchaften haben ein Ende, führen zu irgend einem Reſultat: nur die Eiferſucht iſt endlos. Sie iſt die blindeſte und fruchtloſeſte Leidenſchaft, die je ein Menſchenherz erfaſſen und verwüſten kann. Ich ſollte es erfahren, daß der geiſtreiche Franzoſe Recht habe und die Frauen in dieſer Lage am gefährlichſten ſind.“

„Meine Lebensretterin wohnte mir gegenüber; Sie konnte Jeden beobachten, der in mein Haus trat. So lange es nur Herren oder ältere Frauen waren, die meine Hülfe in Anſpruch nahmen, ging alles gut und ſie freute ſich über meine aufblühende Praxis, denn ich hatte ſie ja ihr allein zu verdanken; aber als auch junge Damen aus den höheren Ständen mich aufſuchten, begann der Sturm.“

„Ach, ſagen Sie nicht, daß der Eiferſüchtige liebt!“ rief der Doctor bitter aus und die Erinnerung an die Vergangenheit ſchien noch jetzt ſein Innerſtes zu durchwühlen: „Die Eiferſucht iſt nichts weiter als eine elende Habſucht des Herzens. Der Eiferſüchtige will ein fremdes Herz beſitzen, einſchließen, vor aller Welt verbergen, wie ein Geizhals ſeinen Schatz, und nun wacht er Tag und Nacht mit

Argusaugen über sein Gut. Felicitas wollte nicht, daß ich solche Kranke annehme, lieber sollte ich auf meine ärztliche Praxis ganz verzichten, und sobald eine junge Schönheit bei mir erschienen war und meine Hülfe in Anspruch genommen hatte, kam es zwischen mir und der leidenschaftlichen Frau zu den heftigsten Scenen. Ob ich sie je geliebt habe? ich weiß es jetzt nicht mehr; aber einen energischen Mann mit unsinniger Eifersucht verfolgen, heißt seine Liebe in Haß verwandeln. Ich trug zuletzt widerwillig meine Ketten, die sie mir um so schwerer auflegte."

„Eines Tages hatte ich an einer jungen Dame eine gefährliche Operation eben beendet; ich war im Begriff, das Instrument zu reinigen, das ich dabei gebraucht hatte, da stürzte Felicitas wie eine Wahnsinnige in mein Zimmer. Sie überhäufte mich in ihrer blinden, leidenschaftlichen Wuth, die noch immer das Blut der Creolin verrieth, mit den unerhörtesten Vorwürfen, und als ich mich mit ruhigem, stolzem Bewußtsein vertheidigte, kannte ihr überschäumender Zorn keine Grenzen; sie entriß mir das Messer und wollte es mir mit dem Ausruf: Dann sollst Du auch keiner Andern gehören! — in die Brust stoßen. Ich suchte die Wüthende abzuwehren; wir rangen mit einander und nur darauf bedacht, ihr das Messer zu entwinden, gewahrte ich nicht, daß wir dem hohen, mächtigen Fenster zu nahe gekommen waren, das beinahe zur Erde reichte.

Sie wußte ſich mit einem heftigen Ruck von mir loszureißen und lag zerſchmettert am Boden. — So endete mein zweites Begegniß mit einer Frau," ſetzte Hagedorn hinzu, und der ruhige Ton, mit dem er es ſagte, und der von der leidenſchaftlichen Weiſe, in der er bisher erzählt, grell abſtach, übte auf ſeine Zuhörer die erſchütterndſte Wirkung aus.

„Ich begreife Günther nicht," begann nach einer Pauſe Hans tief bewegt: „Eine ſolch harte, ſchonungsloſe Verurtheilung, wie er Ihnen ſie widerfahren laſſen, haben Sie wahrlich nicht verdient."

„Auch ich finde jetzt ſein Benehmen gegen Sie hart und lieblos," meinte Frau von Grünau, „und hätte gewünſcht, daß er milder und ſchonender gegen Sie aufgetreten wäre."

„Vielleicht trage ich ſelbſt daran die Schuld. Meine überreiche Phantaſie hat gewiß in jener Nacht alles in den grellſten Farben aufgetragen; aber ſagen Sie ihm, daß alles, was ich Ihnen heut bekannt habe, die ſchlichte ungeſchminkte Wahrheit iſt. Ich will vor ihm nicht beſſer erſcheinen, als ich wirklich bin, doch ich konnte nicht den Gedanken ertragen, daß er mir in ſeinem Gerechtigkeitseifer diejenigen Freunde zu entziehen drohte, deren Achtung ich bedarf, wenn ich mich nicht ganz verlieren ſoll. Ja, gnädige Frau, ich bekenne es Ihnen ehrlich: Ihre Freundſchaft iſt für mich von höchſtem Werth geweſen; ſie hat mich geläutert, mich über mich ſelbſt erhoben. Ich habe mir über mein

Empfinden die klarſte Rechenſchaft abgelegt, und ich will Ihnen alles ſo ehrlich bekennen, wie ich meine düſtere Vergangenheit gebeichtet habe. Es waren vielleicht nicht die reinſten Abſichten, mit denen ich mich Ihnen zuerſt näherte; Ihr edler Geiſt wußte die Dämonen in mir raſch zu verſcheuchen, und bald fühlte ich für Sie die reinſte und aufrichtigſte Verehrung, die bis an das Ende neben der Liebe ruhig beſtehen kann, mit der meine Oscara in meinem Herzen eingeſchloſſen iſt. Ich habe es ſtets gefühlt, daß ich in Ihrer Nähe beſſer und ruhiger werde, daß Ihr ſänftigender Einfluß ſchon manche Schlacken meines Weſens ſtill beſeitigt hat, und haben Sie Dank für Alles, was Sie einem Manne erwieſen, der wohl entſetzlich irren, fehlen, aber niemals zum gemeinen Verbrecher herabſinken konnte.“ — Er hatte ſich erhoben, und als ſei es ihm unmöglich, nach dieſem Bekenntniß noch länger zu weilen, wollte er ſich mit einem kurzen: „Gute Nacht“ raſch entfernen.

Seltſames Menſchenherz! Er hatte alles aus früherer Zeit bekannt, und die jüngſte Schuld, die er gegen die Freundin ſelbſt begangen, brachte er nicht über ſeine Lippen. Er vermochte der verehrten Frau nicht zu ſagen, daß er es geweſen, der ihren Mann in den Tod getrieben. Vielleicht fühlte er dennoch hier eine härtere Verurtheilung, vielleicht half ihm auch ſein klügelnder Verſtand über die letzten Bedenken hinweg. Er ſagte ſich, daß er dies

plötzliche Aufflammen des sonst so ruhigen Grünau nicht zu ahnen vermocht hätte. Und weil das Band, das Elfriede an ihren Mann gefesselt, kein glückliches gewesen, deshalb mochte er ihr noch weniger bekennen, wie es durch sein argloses Dazwischentreten gelöst worden. Wenn sie es niemals erfuhr, was ihren Gatten in den Tod getrieben, dann blieb die feinsinnige Frau gewiß in ihrem Herzen ruhiger und das alles zusammen legte ihm hierüber das tiefste Schweigen auf.

Elfriede hielt Hagedorn zurück. — „Wie tief, wie unendlich mich alles bewegt, was ich heut gehört, kann ich Ihnen nicht sagen," begann sie mit ihrer weichen, zum Herzen dringenden Stimme. „Aber Sie haben mir das schönste und reinste Zeugniß Ihrer Freundschaft heute gegeben und mir damit zum Bewußtsein gebracht, wie viel ich Ihnen dagegen schuldig geblieben bin."

Der Doctor sah sie nur verwundert an und sie fuhr mit mildem, freundlichen Lächeln fort: „Die Wahrheit, die ich Ihnen vorenthalten, — ich weiß, daß Ihr Geist gern ungewöhnliche Bahnen geht und es der Freundschaft verzeihen wird, wenn sie Ungewöhnliches wagt."

Hans wurde unruhig; er ahnte, wohin die Schwester zu steuern suchte und wenn er auch Hagedorn seit heute Gerechtigkeit widerfahren ließ, er fürchtete doch, daß ihn Elfriede jetzt nur verletzen, nimmermehr heilen würde. —

Dämmerte auch in Wallrath die Ahnung auf, was Frau von Grünau berühren wolle? Er zuckte einen Augenblick zusammen, dann entgegnete er schnell gefaßt: „Sie allein dürfen mir alles sagen. Von Ihrer Hand fürchte ich keine Berührung einer Wunde.“

„Ich wußte es,“ sagte sie ruhig und dann ihm fest ins Auge blickend, setzte sie hinzu: „Sie dürfen nicht länger in diesen kleinen, Sie unendlich einengenden Verhältnissen bleiben, lieber Freund. Der Dampfer, der das hohe Meer mit Sicherheit durchfurcht, sinkt auf einem kleinen See zu Boden. Wie es Menschen giebt, die für eine Stellung zu schlecht sind, so giebt es Andere, die dafür viel zu gut sind. Für Ihren rastlos ringenden Geist gehört die große Stadt, dort können Sie sich im edlen Wetteifer mit den Besten tummeln, hier verkümmern Ihre großen außerordentlichen Fähigkeiten endlich doch.“

Der Doctor war schweigend auf seinen Sitz zurückgegangen und blickte sinnend, ohne zu antworten, vor sich hin. Jetzt wagte auch Hans in die einmal von seiner Schwester kühn gelegte Bresche zu treten: „Glauben Sie mir, Elfriede hat vollkommen Recht: Das Talent, der bedeutende Geist hat keine feindlichere Macht gegen sich, als das Leben der Provinz. Unter dieser Eintönigkeit, dieser Verlassenheit von allen geistigen und materiellen Hilfsquellen sich und sein Ziel nicht vorzeitig aufzugeben, dazu gehört ein Kraftaufwand, der den

Geiſt erſchöpft, noch eh' er einige Schritte vorwärts gethan hat."

Hagedorn ſchien mit einem Entſchluſſe zu ringen. Plötzlich ſprang er auf, ſtrich mit der Hand über die Stirn, als könne er die letzten Bedenken verſcheuchen: „Sie haben mich entwurzelt. Ich gehe ſo raſch wie möglich von hier fort und nach Berlin!"

„Sie ſind ein wackerer Held!" rief Hans erfreut: „Aber, daß Sie es nur wiſſen; es iſt auch ein heldenhafter Zug von uns, daß wir den theuren einzigen Freund hinwegdrängen, der uns für unſere Einſamkeit unentbehrlich geworden, weil wir ihm eine freiere Entfaltung ſeines Genius neidlos gönnen."

„Ja, nur die Reſignation, in der ich mich üben gelernt habe, läßt uns den liebgewonnenen Freund in die Ferne ziehen ſehen," ſetzte Elfriede mit mildem Lächeln hinzu.

„Aber iſt für Ihren raſtloſen, hochfliegenden Geiſt die Provinz nicht eben ſo feindlich geſinnt?" fragte der Doctor, und aus ſeinem Wort, wie aus ſeinem Blick, ſprach die aufrichtige Werthſchätzung, die er jetzt für Hans empfand.

„Ich bin aus der Kampf-Arena zurückgetreten und ein ſtiller, beſchaulicher Mann geworden," entgegnete Richthoff: „Wer einmal mit ſeinen kühnſten Hoffnungen geſcheitert, will nicht wieder das hohe Meer befahren, der treibt gern ſeinen leichten Kahn durch ruhigere Gewäſſer."

„Vielleicht sind Sie dennoch der Glücklichere," bemerkte der Doctor nachdenklich.

„Nein, Jeder muß das ihm Naturgemäßeste ergreifen wollen und erstreben, was in Harmonie mit seinem innersten Wesen steht, dann schüttet ihm ein still reifender Herbst die süßesten Früchte in den Schooß."

Die kleine Stutzuhr im Salon schlug die zwölfte Stunde. Eigenthümlich tönten heut' die langsamen Schläge durch den stillen Raum; dann folgte ein liebliches Glockenspiel, das stets zur Mittags- und Mitternachtsstunde sich hören ließ. Es war, als ob die aufgeregten Gemüther damit vollends besänftigt würden.

„Ja, möchten wir uns Alle zu Frieden und Harmonie ringen!" sagte Hagedorn ungewöhnlich weich, „und nun haben Sie nochmals Dank für alles, alles!" setzte er hinzu, indem er Hans und Elfrieden seine Hände reichte. — „In dieser Mitternachtsstunde schwöre ich Ihnen, daß ich mich frei mache von den Dämonen, die mich zum Abgrund drängen gewollt. Ich wollte mich betäuben, die düstere Vergangenheit ertränken, und wurde sie doch nicht los. Sie haben mich davon frei gemacht, ich glaube wieder an mich selbst, an das Gute, Bessere, das in mir schlummert, und so lange ich athme, bleibt Ihnen mein dankbares Gedenken." Er ließ sich nicht länger zurückhalten und eilte hinaus.

Der ſchlaftrunkene Kutſcher hatte ſchon längſt auf die Rückkehr ſeines Herrn gewartet.

Wie von einer Bergeslaſt befreit, fuhr der Doctor in die herrliche Mondnacht hinaus. Ihm war es, als kehre etwas von der früheren Jugendlichkeit zurück. Mochte er noch ſo kühn in die Zukunft hinausgeſtrebt haben, in ſeinem Hochmuth über die Köpfe der Andern hinweggeſchritten ſein; wie oft kam der Rückſchlag und eine Anwandlung, in der er den Glauben an ſich ſelbſt und ſeine Kraft völlig verlor. Und in ſolchen Stunden ſuchte er ſich durch lärmende Luſtigkeit, im Kreiſe von munteren Zechgenoſſen zu betäuben.

Jetzt erſt wurde er ſich's bewußt, wie viel er dem Einfluß der beiden edlen Frauen zu verdanken hatte, die ihm ein freundliches Geſchick zu gleicher Zeit in den Weg geführt. Auch Oscara kam zu ihrem Recht. Ihr hoher, ſtolzer Geiſt hatte vielleicht unbewußter auf ihn gewirkt, und doch fühlte er jetzt, daß er in ſeiner Ehe von manchen Schlacken frei geworden war, und wenn er jetzt noch ſeine unſelige Leidenſchaft zu bändigen wußte, dann hoffte er noch das Vertrauen zu rechtfertigen, das die theuren Freunde in ihn ſetzten. Die Worte Richthoff's waren eine nur zu einſchneidende tiefe Wahrheit. Auf ihn übte das Leben in der Provinz eine erſchlaffende Wirkung aus. Er hatte Niemand, mit dem er nach einem Ziele ringen konnte, die ſchlichten Landärzte der Umgegend waren bereits

verdunkelt und damit gab es für seinen Ehrgeiz weiter keinen Stachel.

Als sich Hagedorn längst entfernt hatte, standen die Geschwister noch immer unter dem tiefen Eindruck, den die Erzählung des Doctors auf sie hervorgebracht hatte. Beide fühlten, daß sie die Ruhe doch nicht finden würden und blieben noch lange im Salon zurück. So nachhaltig war die Wirkung alles dessen, was sie gehört und dabei empfunden, daß selbst Hans nicht gleich ein Wort fand, sondern mit der Schwester in tiefes Schweigen versank. Sein lebhafter, unruhiger Geist brach es zuerst. „Ich habe früher Hagedorn für eine innerlich rohe Natur gehalten, und jetzt entdecke ich zu meiner Beschämung in ihm das feinste Empfinden, das ich bewundern muß."

„Vielleicht vereint er dennoch Beides, selbst dieses sich anscheinend Widersprechendste in seinem Wesen."

Hans sann einen Augenblick nach und sagte dann mit seinem eigenthümlichen Lächeln, das noch immer einen Rest von seiner früheren Selbstgefälligkeit zeigte: „Wahrhaftig, Du bist seelenkundiger als ich, und damit ich auch mit einem Bekenntniß herausrücke, ich will es nur gestehen, ich habe Dich stets unterschätzt. Du, wie Günther, Ihr gehört zu jenen tiefinnerlichen, wahrhaft bescheidenen Naturen, die damit auch die Bedeutung ihres Wesens nie recht zur Geltung bringen. Eine solche

Beſcheidenheit verleitet ſtets dazu, ſich einfacher, ja beſchränkter zu geben, als man iſt. Ich ſtaune, wie raſch dagegen Hagedorn Deine Bedeutung erkannt und gewürdigt hat.“

„Jetzt verfällſt Du in den entgegengeſetzten Fehler und willſt mich überſchätzen,“ entgegnete die Schweſter ruhig, die ſich von ſeiner nun überſchwänglichen Anerkennung nicht beirren ließ.

Der Bruder achtete nicht auf ihren Widerſpruch; ſeine Gedanken hatten ſchon wieder eine andere Richtung genommen: „Wie dieſer Günther ſich aber entwickelt hat! Aus dem ſtillen, beinah' haltloſen Menſchen iſt ein ganzer Mann geworden!“

„Auf mich hat er aber doch den Eindruck gemacht, als hätte er dieſe drei Jahre nur in England gelebt.“

Hans lachte: „Ah, Du meinſt, weil er etwas von der ſelbſtſüchtigen Froſtigkeit an ſich hat, die man den Söhnen Albions nachrühmt. Vielleicht iſt es damit auch nicht ſo ſchlimm, und es iſt mehr die Form als der Inhalt, der uns abſtößt. In ſolch' abgeſchloſſenen Leuten ſteckt doch ein tüchtiger Kern. Ich habe freilich mit meiner mehr franzöſiſchen Beweglichkeit auch keine rechte Neigung dafür, und deshalb fühle ich mich gedrungen, ſolch' entgegengeſetzten Naturen, wie Günther, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Ich muß mit ihm ſprechen, er hat in ſeiner moraliſchen Strenge den armen Doctor förmlich mißhandelt. Oder willſt Du ihm die Augen über ſeinen Jugendfreund öffnen?“

„Nein, nein," entgegnete Elfriede haſtig, „ich würde nicht das rechte Geſchick dafür haben; eine ſolche Aufgabe verſtehſt Du weit beſſer zu löſen."

„Elfriede! Du vor allem mußt mir nicht ſchmeicheln," rief er halb ſcherzend, halb im Ernſt: „Ich weiß es ſelbſt, ich bin noch immer oft krankhaft eitel genug, und doch das Beſte, was ich habe, verdanke ich dieſer meiner Eitelkeit."

„Ich verſtehe Dich," entgegnete die Schweſter; „ſie iſt für Dich zum Sporn geworden, Deinen Geiſt raſtlos zu entwickeln und ſo viel an Wiſſen aufzuraffen, als ein Menſch es nur vermag, der mit jeder Stunde geizt."

Der Bruder nickte zuſtimmend mit dem Kopfe: „Du haſt's getroffen. Ohne dieſe verzehrende Eitelkeit hätte ich niemals all' meine Kräfte ſo eingeſetzt, wie ich's gethan. Stets raſtete ich nicht eher, als bis ich Mitſtrebende überflügelt; ich mußte mehr wiſſen, als die Andern, um damit glänzen zu können; — ſo liegt in all' unſern Fehlern und Leidenſchaften nichts unbedingt Schlimmes, es gilt nur, ſie im Laufe der Zeit zu Tugenden umzubiegen."

Es war erſtaunlich, welche Geiſtesklarheit, welche ſcharfe Kenntniß ſeines Selbſt der Bruder aus der tiefſten Seelennacht gerettet.

„Aber nun iſt es der tiefſinnigen Betrachtungen genug," ſcherzte Hans, „ſonſt wachen wir noch den Morgen heran und ich bin aufrichtig müde."

Elfriede hätte freilich noch die ganze Nacht mit

ihrem Bruder so weiter plaudern mögen; aber sein Geist bedurfte der Schonung, jede Ueberreizung konnte ihm gefährlich werden. Gerade dies tiefe Stillleben hatte ihm bisher so wohl gethan und seine Nerven vollends beruhigt. Man ging sonst in Grünau früh schlafen, um mit der aufgehenden Sonne zu erwachen und diese naturgemäßen Gewohnheiten hatte der Sanitätsrath für Hans noch besonders empfohlen.

Die Geschwister sagten sich gute Nacht: aber Elfriede konnte noch lange nicht den Schlaf finden, während er sich bei ihrem Bruder wie ein treuer lieber Freund augenblicklich einfand.

Deshalb war auch Hans wieder zur gewohnten Stunde munter, während Elfriede erst am Morgen eingeschlummert war und dann über Kopfschmerzen klagte. Draußen lachte auch heute wieder der herlichste, sonnigste Herbsttag und weil sie wußte, daß sie in der Natur am ehesten Heilung für ihr Leiden fand, wanderte sie, bald nach dem Frühstück, in den Park. Kaum hatte sie die Pforte, die in den Garten führte, hinter sich, da hielt im Schloßhof ein Wagen. Es war Günther, der sich so zeitig einfand.

Er kann nicht früh genug seine Warnungsstimme erheben, dachte Hans, als er dem Freunde entgegenging, um ihn zu begrüßen. Da hat Hagedorn sehr wohl daran gethan, daß er gestern noch erschien.

Günther war heute noch ernster als beim ersten Wiedersehen. Mit einer gewissen Feierlichkeit begann er sogleich: „Ich habe mit Ihnen und Elfrieden etwas Nothwendiges zu besprechen, und wie schwer es mir auch fällt, ich darf nicht länger zögern, nicht länger dulden, daß ein Unwürdiger die Freundschaft der edelsten Menschen sich erschleicht.“

„Kommen Sie, lieber Freund, auch ich habe Ihnen viel, sehr viel zu sagen,“ entgegnete Hans; mit geheimnißvollem Lächeln zog er Günther mit sich fort, und er führte ihn diesmal nicht in den kleinen Salon, sondern in sein eigenes Zimmer. Es sah dort alles so zierlich und wohlgeordnet aus, als werde der kleine hübsche Raum nicht von einem wissenschaftlich gebildeten Manne, sondern von einer jungen, eleganten Dame bewohnt. Blumen und Pflanzen standen auf hübschen Pfeilertischchen, die Miniaturstatue eines Apollo blickte aus dem dichten Blättergrün, sonst erinnerte nichts an die Vorliebe des Bewohners für die schönen Künste. Ein zierlicher Bücherschrank enthielt nur eine kleine sehr ausgewählte Sammlung.

Hermsdorf warf einen verwunderten Blick auf diesen Raum; er hatte geglaubt, das um den genialen Menschen auch eine recht geniale Liederlichkeit herrschen würde, und er sah überall die größte Sauberkeit und Ordnung. Freilich gehörte Hans zu der kleinen Gilde der Nichtraucher, die sich für die entbehrte

Cigarre durch eine freundlichere Zimmereinrichtung schadlos halten müssen. Der Raucher kann sie auf seinem Wolkenthrone vermissen, ja sie stört ihn sogar, denn der braun-graue Flor, in den sich doch bei ihm bald alles hüllt, fordert wie von selbst die braun-graueste Einfachheit seiner Klause, in welcher er der uns von Indianern überkommenen Gewöhnung mit stiller Andacht fröhnt.

„Ich hätte gewünscht, daß auch Ihre Frau Schwester gehört, was ich zu sagen habe," bemerkte Günther ein wenig verlegen, der dem Freunde nur zögernd auf sein Zimmer gefolgt war, und zu der gesuchten Unterredung den Salon vorgezogen hätte.

„Elfriede hat etwas Kopfschmerzen und ist in den Park gewandert; aber, lieber Freund, nehmen Sie Platz und gestatten Sie mir, daß ich zuerst mit meinen Mittheilungen beginne und Ihnen die Rolle des geduldigen Zuhörers zutheile. Ich erlaube Ihnen auch dafür in meinem Zimmer eine Cigarre zu rauchen," setzte er scherzend hinzu, „und ich hoffe, Sie werden diese Gunst zu schätzen wissen."

Es war Günther unmöglich, in den heitern Ton einzustimmen. „Ich habe auf meinen Reisen viel mit Engländern verkehrt und erst von ihnen gelernt, wie sehr wir mit unserer dampfenden Leidenschaft Nichtraucher belästigen."

„Legen Sie sich keinen Zwang auf: aber wenn Sie auf eine halbe Stunde auf Ihre treue Gesellschafterin verzichten können, soll es mir, ehrlich

geſtanden, um ſo angenehmer ſein. Doch zur Sache, wie die Juriſten ſagen und im Parlament immer der Ruf erſchallt.“ Ohne Zögern erzählte jetzt Hans die gewiſſenhafte, ruhige Beichte Hagedorn's.

Günther hörte achtſam zu und unterbrach Hans mit keinem Wort.

„Und nicht wahr, Sie werden nun doch eine andere und beſſere Meinung von dem Freunde wiedergewinnen?“ ſchloß Hans ſeinen Bericht, „denn was er Ihnen in jener unſeligen Nacht mitgetheilt hat, iſt doch nichts weiter geweſen, als ein wunderliches Gemiſch von Wahrheit und Dichtung, das ſeine überhitzte Phantaſie geſchaffen. Davon ſind wir Beide, Elfriede und ich, feſt überzeugt.“

„Er hat das alles auch Elfrieden bekannt?“ fragte Hermsdorf überraſcht.

Richthoff nickte mit dem Kopfe: „Er war geſtern hier und wir blieben bis Mitternacht beiſammen. Glauben Sie mir, uns allein hat er die ſchlichte Wahrheit geſagt, nicht Ihnen, Sie dürfen nicht einen Augenblick länger zweifeln, daß Ihr armer Jugendfreund weit unſchuldiger iſt, als es ihm damals gefallen hat, ſich Ihnen darzuſtellen.“

Dem jungen Manne war es doch wie Einem, der jahrelang auf ein fratzenhaftes, ungeheuerliches Bild geſchaut und dem plötzlich Jemand zeigt, daß es nur die häßliche Hülle iſt und darunter ſich doch ein werthvolles Gemälde birgt. Es war ihm Anfangs ſchwer, ſeinen geſunden Sinnen zu glauben, daß

ihn die überreizte Phantasie des Jugendfreundes nur genarrt und er sich eigentlich mit Hirngespinnsten abgequält habe. Mochte Wallrath immerhin vom Pfade des strengen Rechts und der Gewissenhaftigkeit abgewichen sein, er war wenigstens nicht der rohe, rücksichtslose Schurke, wie er sich in jener Nacht selbst geschildert.

Hermsdorf fühlte sich von einem furchtbaren Druck erlöst. Wie wehe hatte es ihm gethan, daß er den Jugendfreund verloren, zu dem er wie zu einer Idealgestalt stets emporgeschaut. Jetzt durfte er ihn wieder lieben, ihm die alte Freundschaft schenken.

„Ach, warum hat mir Wallrath niemals gesagt, daß er mich damals doch nur mit seinen düstern Phantasiegebilden erschreckt!“ rief er aus, und er dachte jetzt nicht daran, wie es der Freund wohl versucht und wie er ihn entschieden zurückgewiesen hatte.

„Vielleicht war er zu stolz dazu, was weiß ich. Wer kennt die Räthsel in einem Menschenherzen!“

„Und wie schroff bin ich ihm seitdem begegnet,“ sagte Günther, sich bitter anklagend, „aber verehrter Freund, ich kann nur zu meiner Entschuldigung anführen, daß er freilich in jener Nacht alles gethan, um mich an eine dämonische Mordlust glauben zu machen, die ihn plötzlich überfallen und die ihn zwinge, gerade diejenigen zu zerfleischen, die er am meisten geliebt.“

„Das geht all' ſolchen Titanengeiſtern ſo, die in böſer Stunde ihre Schuld tauſendfach vergrößern," entgegnete Hans. „Vielleicht war er damals auch ſchon auf der Grenze des Wahnſinns angelangt, aber er iſt jetzt gerettet. Beruhigen Sie ſich übrigens, ich habe unſeren Doctor ebenfalls lange verkannt, wie ich jetzt eingeſtehen muß. Nur Elfriede iſt am eheſten von ihrem Vorurtheil zurückgekommen und hat ihm ſeitdem unverbrüchlich die herzlichſte Freundſchaft gezeigt, die dieſer auch redlich verdient."

„Ja, auch ich bin unendlich glücklich, den Jugendfreund wiedergewonnen zu haben!" rief Hermsdorf erleichterten Herzens. „Hoffentlich wird er mir verzeihen, daß ich ihn härter beurtheilt habe, beurtheilen mußte."

„Wie ich ihn kenne, bin ich davon überzeugt," entgegnete Richthoff mit Sicherheit, „und da wir einmal bei den Enthüllungen angelangt ſind, habe ich Ihnen auch ein Bekenntniß zu machen."

Günther blickte verwundert auf den Freund. „Ja, ſehen Sie mich einmal erſtaunt an, es iſt doch ſo. Freilich iſt es durchaus nichts Romantiſches, im Gegentheil etwas äußerſt Nüchternes, aber eine andere liebe Perſon wird wenigſtens durch dieſes Bekenntniß in einem andern Lichte erſcheinen." Und nun berichtete Hans offen und rückhaltlos, wie er allein es geweſen ſei, der Elfriede vermocht, an ihrer Jugendliebe dieſen Verrath zu üben und Grünau ſo plötzlich ihre Hand zu reichen. Er be-

schönigte nichts, sondern legte dem Freunde überzeugend dar, daß die Schwester nur ihm zu Liebe und auf sein stürmisches Drängen dies schwere Opfer gebracht habe und erst jetzt sei ihm völlig zum Bewußtsein gekommen, wie schwer dies Opfer der armen unglücklichen Frau gewesen sei.

Durch Hermsdorf's Brust ging noch einmal ein Verzweiflungsschrei — und als Hans offenherzig bekannte, welche Ueberredungskunst er angewandt, wie er sie an das Wort der Mutter erinnert habe, ihm eine Beschützerin zu bleiben, konnte er sich eines Gefühls des Hasses gegen diesen Menschen kaum erwehren. Er hätte auf ihn stürzen und ihm den beredten Mund mit einer Gewaltthat schließen mögen, so wurde ihm plötzlich alles gegenwärtig, und es war ihm, als könne er eben jetzt noch das Verderben von sich und der Geliebten abwenden.

Das Schicksal war seinen eisernen Gang gegangen und hatte seine Hoffnungsträume gewaltsam vernichtet, als sie in schönster Blüthe standen, und doch erfaßte ihn eine unnennbare Seligkeit bei dem Gedanken, daß die Geliebte nur schwach, aber nicht verrätherisch an ihm gehandelt hatte. Selbst das Glück, daß sein Freund ihn wieder in einem besseren Lichte erschien, trat dagegen in Schatten. Er hatte Elfriede weiter lieben müssen und ihr Bild auf all' seinen Wanderungen mit herumgetragen, obschon beständig der Gedanke an ihm nagte, daß sie mit ihm ein schnödes Spiel getrieben. Und es giebt

nichts Furchtbareres, als wenn das Herz von dem geliebten Gegenstande nicht lassen kann, selbst mit dem klaren Bewußtsein, daß diese heiße, glühende, wandellose Liebe einem Unwürdigen zu Theil geworden. Jetzt stand sie fleckenlos vor ihm, und sein Herz jauchzte, wie von eisernen Klammern befreit, freudig auf.

„Der gradzüngige Mann steht, wie der Sänger aus Theben preist, in jeder Verfassung oben an, und da ich jetzt weiß, wie sehr Sie unter jenem vermeintlichen Verrath meiner Schwester gelitten haben, bin ich Ihnen die Wahrheit schuldig," schloß Richthoff in seiner wunderlichen Art seine Mittheilungen.

„Ich danke Ihnen," sagte Günther aufrichtig und drückte dem Freunde so herzlich die Hand, daß dieser wohl bemerken konnte, wie wohl er ihm mit diesem Bekenntniß gethan hatte. „Elfriede ist im Park, hörte ich vorhin von Ihnen; ob ich es wagen dürfte, Sie dort aufzusuchen?" setzte er lebhaft hinzu, nur von dem einen Gedanken erfüllt, die Geliebte augenblicklich wiederzusehen und ihr sein übervolles Herz auszuschütten.

„Soll ich Ihnen den alten bekannten Spruch ins Gedächtniß zurückrufen: fortes fortuna adjuvat?" fragte Hans lächelnd, und Hermsdorf stürmte völlig verwandelt, mit der Frische und dem Jugendfeuer eines achtzehnjährigen Jünglings hinweg. Erst als er im Park angelangt war, mäßigte er seine Schritte. Würde ihm wirklich das Glück lachen und er sie

gerade jetzt, in dieser erregten Stunde treffen? Er fühlte es selbst, daß sich sein Herz vielleicht nie wieder in einer solchen Wallung befand und er sein heißes Empfinden nie wieder so rückhaltslos ausströmen konnte, als in diesem Augenblick.

Das Abendroth des Jahres, das rothglühende Laub, hing bereits an den Bäumen und warf jene Stimmungen in die Brust, die wie eine süß verklingende Melodie, ein unnennbares Bangen und Sehnen wecken. . . . . Und unter einem dieser vom scheidenden Herbste purpurn überhauchten mächtigen Baumriesen saß auf einer schlichten Holzbank Elfriede. Sie hatte den Kopf auf den Arm gestützt und mußte, in tiefes Sinnen verloren, seine Annäherung nicht gehört haben. Auf ihrem feinen, edlen Antlitz prägte sich eine gewisse Ermüdung aus. Jetzt, wo sie sich unbeobachtet wähnte, lag auf ihren Zügen ein Hauch von tiefer Schwermuth. Mochte auch die Welt von dem Leid gewonnen haben, das durch ihre Brust gezogen, ihr Herz fühlte sich doch vereinsamt und empfand jene Unbefriedigung, die bei aller Hingabe an die Menschheit zuweilen auch die Edelsten und Besten überfällt, wenn sie einmal daran denken, wie wenig ihr persönliches eigenes Glück zur Blüthe gekommen. . . .

In ihrem Anschauen versunken, blieb Günther eine lange Zeit. Ihm war es, als ob die Idealgestalt der Ariadne lebendig geworden und ebenso schmerzlich sinnend in's Weite schaue, wie er die

herrliche Marmorstatue noch vor Kurzem in Frankfurt am Main gesehen. Nur zögernd that er einige Schritte weiter, und sie erhob das Haupt. Eine leichte Röthe bedeckte ihr Antlitz und der Hauch eines freundlichen Lächelns flog über ihren feingeschnittenen Mund. Dann hatte sie sich schon von ihrer Ueberraschung erholt, und sie erwiderte seinen herzlichen, warmen Gruß so höflich, wie bei ihrer ersten Begegnung nach ihrer langen Trennung.

„Nein, Elfriede, ich kann nicht glauben, daß mein Andenken in Ihrem Herzen völlig erloschen ist, und ich glaube es jetzt weniger als je," begann er mit tiefbewegter Stimme, und dicht an sie herantretend, sah er mit seinen blauen, treuen Augen tief in ihre braunen Sterne. „Ziehen wir nicht länger über unser Fühlen und Denken einen tiefen Schleier! Nun ich weiß, wie schwer es Ihnen gefallen, mir zu entsagen, und daß Sie nur der Geschwisterliebe dies große Opfer gebracht haben, lebt in mir die Hoffnung von Neuem auf, daß in Ihrer Brust so wenig die Flamme einer reinen heiligen Jugendliebe erloschen, wie in der meinen. Wie ich Sie auch immer anklagen mochte, all' mein Fühlen und Denken ist nie von Ihnen losgekommen, aber jetzt kehrt es reiner, seliger zu Ihnen zurück, denn je. Anders, sonniger erscheint mir jetzt die Welt, es ist, als ob ein neuer Frühling in meinem Herzen aufjauchzen wollte, und, Elfriede, darf ich hoffen, daß dieser Frühling für uns Beide herniederlacht?

blühender, unvergänglicher, je länger wir ihn entbehrt und erſehnt!“ ... Er ſank vor ihr nieder, ſuchte ihre Hände zu ergreifen und preßte ſie an ſeine Lippen.

„Ich habe Ihnen nichts zu geben, Günther, was nicht längſt Ihnen gehörte,“ ſagte ſie leiſe, und ihre Augen ſtrahlten wieder jenen wunderbaren Glanz aus, mit dem ſie in jenen ſonnigen Tagen der erſten Liebe ihm ihr jugendfriſches Herz enthüllte.

„Elfriede! O, Du ahnſt nicht, wie namenlos ich Dich liebe, wie all' mein Sehnen in dem einen Wunſch erſtarb: Dich glücklich zu wiſſen!“ Und mit der Gluth und Wärme eines Jünglings ſchloß der jetzt gereifte Mann die heiß geliebte Frau in ſeine Arme.

Was ſie noch ſagten, wie wenig und wie arm war es gegen die beredte Sprache, die aus ihrem Herzen tauſend wunderbar ſelige Empfindungen von dem Einen zum Andern hinüberleitete.

Als ſie ſich erhoben und Arm in Arm den Baumgang hinunterwanderten, um in's Schloß zurückzukehren, kam ihnen Hans entgegen.

„Haſt Du Deinen Kopfſchmerz verloren?“ fragte er neckend und blickte mit Befriedigung auf das Paar.

„Und auch mein Herz,“ entgegnete ſie mit ſeligem Lächeln.

„Erſt heut?“

„Fragen sie nicht weiter, lieber Hans, Ihnen geben wir doch keine Auskunft," erwiderte Günther scherzend, „denken Sie, daß mich diese kleine liebe Hand nur deshalb festzuhalten sucht, um ihre vorgestrige Prophezeiung wahr zu machen."

„Ei, seht doch den Uebermuth des Siegers!" lachte Hans gut gelaunt. „Und wem haben Sie das alles zu verdanken? Ihr früheres Herzleid und Ihr jetziges Glück, als dem langgewachsenen Schicksal, das in meiner Person vor Ihnen steht," und er pflanzte mit köstlichem Humor seine lange, hagere Gestalt vor ihnen triumphirend hin: „Wäret Ihr je so herzglücklich geworden, wenn Ihr den Hafen ohne alle Stürme und Fährlichkeiten erreicht hättet?

Und in der Fülle trefflicher Freuden
Stirbt besiegt dahin das zürnende Schicksal,

rufe ich mit dem alten griechischen Odendichter."

Die Liebenden lächelten selig; war es ihnen doch, als ob nach all' dem entsagungsvollen Leid ihr ganzes Dasein eine einzige liebliche Dichtung geworden sei.

Vierunddreißigstes Kapitel.

„Meine theure Mama! Endlich wieder einmal in der Heimath! Wie athme ich auf!“ Und Fernande hüpfte mit der alten Grazie aus dem Wagen und warf ſich zärtlich an Elfriedens Bruſt, dann ſtreiften ſchon ihre unruhigen ſcharfen Augen über Hans hinweg, der zur Begrüßung ebenfalls in den Hof hinunter gekommen war und mit einer an ihm ſeltenen Verlegenheit an der Seite ſeiner Schweſter ſtand. „Aber wie Sie mich anſehen, lieber Hans,“ wandte ſie ſich ſchon raſch und in ihrer gewohnten übermüthigen, herausfordernden Weiſe zu dieſem, „als ſei ich eben aus dem Mond gefallen und käme nicht direct aus der luſtigen Kaiſerſtadt, in der es leider jetzt ſehr traurig ausſieht.“

Richthoff raffte ſich zuſammen; er wollte doch vor der Geliebten, deren Bild noch immer in ſeinem Herzen ruhte, nicht länger linkiſch und unbeholfen wie ein Schulbube daſtehen. „Dann haben Sie wohl alle Luſtigkeit aus dem ſchönen Wien mitgenommen, um uns Einſame plötzlich damit zu be-

glücken?“ fragte er, in ihren leichten, ſcherzenden Ton mit Müh' und Noth einſtimmend.

Fernande nickte eifrig mit dem Kopfe: „Sie ſehen, wie großmüthig und wie freigebig ich auf Anderer Koſten bin;“ ſie ſtieß dabei ihr heiterſtes Lachen aus. „Und wie iſt es Dir bisher ergangen, meine einzige Elfriede?“ wandte ſie ſich wieder zu dieſer: „Verzeihe mir, aber dies Mama iſt mir läſtig; es klingt auch jetzt zu komiſch, denn Du biſt, wenn ich nicht irre, noch einige Wochen jünger als ich. Sie ſehen, wie aufrichtig ich bin,“ ſagte ſie zu Hans: „Nun können Sie mir bequem nachrechnen, wie alt ich gerade bin. Ja, ja, Ihr alter boshafter, wie hieß er doch? wird bald Recht haben, wie lange wird es dauern, da kann ich auch ſitzen und im Traumbuch blättern.“ Sie wiegte kokett ihren ſchlanken Körper hin und her, und ihre hellen Augen blitzten mit jugendlichem Feuer über Hans hinweg. „Was ſagen Sie dazu, daß ich mir die bittere Pille gemerkt habe, die Sie damals gewiß nur für mich beſtimmt hatten?“ und ſie drohte Hans mit einem Finger ihrer Hand, die mit dem eleganteſten Glacé bekleidet war.

Elfriede kannte ſchon an Fernande dies Weſen, daß ihren Bruder ein wenig verwirrt machte. So war ſie immer aus der Kaiſerſtadt zurückgekommen, voll queckſilberartiger Unruhe, voll Lebhaftigkeit, die erſt immer durch einen längeren Aufenthalt in Grünau ein wenig gedämpft wurde.

Jetzt kamen auch schon die jüngeren Schwestern herbei und blickten ebenfalls etwas verlegen auf die feine Weltdame, die so plötzlich vor ihnen, in der vollendetsten Eleganz und nach den neuesten Pariser Mustern gekleidet, überraschend auftauchte.

„Wer sind die jungen Damen?" fragte sie rasch, als sich ihr die Schwestern näherten, und sie trotz ihrer Scheu herzlich begrüßen wollten. Sie begriff nicht, daß Elfriede sie nicht gleich vorgestellt habe.

„Deine Schwestern Gertrud und Marie!"

„Ah, das ist ja prächtig!" rief sie gedehnt und kaum ihren Verdruß hinter einem freundlichen Lächeln rasch versteckend. „Ei, seht einmal, wie die Kinder gewachsen sind!" und sie warf einen musternden, mütterlichen Blick über die jungen Mädchen. Es hätte ihr gar nichts Unangenehmeres begegnen können, als das Finden ihrer jungen Geschwister in der Heimath. In der Hoffnung, hier zu glänzen, irgend einigen jungen Herren in der Nachbarschaft noch rasch den Kopf zu verwirren, um über die erstickende Langweile ein wenig hinwegzukommen, die sie in Grünau erwartete, war sie hier erschienen, und nun drängten sie diese Backfische, die leider sehr hübsch geworden waren, wie sie mit dem ersten Blick zu ihrem großen Kummer bemerkt, in den Hintergrund. Mit solcher frischen Jugend konnte sie kaum noch den Wettlauf aushalten, das fühlte sie selbst; sie wurde ja schon von dem frischen, rosigen Teint dieser Mädchen aus dem Felde geschlagen.

Dennoch blieb Fernande nichts anderes übrig, als ihre Geschwister zärtlich zu umarmen und die unnennbare Freude auszusprechen, die lieben Kleinen, an denen ihr ganzes Herz hing, so unerwartet wiedergefunden zu haben.

Mit der Ankunft Fernandens war das beschauliche, glückliche Stillleben in Grünau plötzlich zu Ende. Ihr erstes war, Hans sofort in Beschlag zu nehmen und die alten Geschosse auf ihn zu richten. In ihrer kecken Eroberungslust gewahrte sie es nicht einmal, daß sie sich diese Mühe ersparen gekonnt und sein Herz noch immer ihr gehörte, daß selbst sein langes geistiges Leiden nicht die Kette zerbrochen hatte, mit der er an sie unauflöslich gefesselt war. Warum er diese Liebe selbst über seine Krankheit hinaus bewahrt hatte, wußte er selber kaum. Vielleicht, weil sie ihn damals so mächtig aufzustacheln gewußt und ihn zugleich zum unverbrüchlichen Geheimhalten seiner Leidenschaft gezwungen hatte, war diese Liebe in solche Tiefen seines Herzens gedrungen, daß sie nur mit seinem Ich ersterben konnte.

Hans war überglücklich, daß er die Geliebte endlich wiedersah: ihr munteres Geplauder fand er geistreich, ihre etwas kecke, freie Art des Benehmens liebenswürdig und weltgewandt und da gleich mit der ersten Stunde ihres Begegnens Fernande diesmal aus ihrer Zurückhaltung noch mehr heraustrat und sogar offen bekannte, daß sie den Bruder ihrer Stiefmutter für sich erobern

wolle, ſo brauchte auch Richthoff ſich nicht mehr den ſtrengſten Zwang aufzulegen und konnte ihr weit rückhaltloſer ſeine Huldigungen darbringen.

„Ich hielt es nicht länger in Wien aus,“ ſagte ſie mit einem Anflug von Sentimentalität. „Ich wollt' wieder einmal einſam ſein; nur wenige liebe Menſchen um mich ſehen, dieſer Strudel macht Einen ja zuletzt ganz nervös!“ Elfriede vermochte über das plötzliche Eintreffen Fernanden's kaum ihre Beſtürzung zu verbergen. Sie ahnte es, daß dieſes unruhige, ewig zu Intriguen geneigte Geſchöpf den tiefen Frieden ſtören mußte, den hier Alle bisher genoſſen hatten. Für ihren Bruder ſorgte ſie zumeiſt; der Aermſte wurde gewiß aus dem ruhigen Geleiſe herausgeriſſen, in dem er ſich bewegt.

Wie ein Glück empfand Frau von Grünau es jetzt, daß Günther zur Ordnung ſeiner Angelegenheiten in ſeine Heimath gereiſt war und in den nächſten Wochen nicht zurückkam. Inzwiſchen hatte ſich Fernande gewiß ſchon hier ſo gelangweilt, daß ſie den flüchtigen Einfall bald bereute, die Heimath aufgeſucht zu haben und in ihre luſtige Kaiſerſtadt zurückkehrte.

Für Günther wäre es gewiß ſehr peinlich geweſen, jetzt, in ſeinem Bräutigamsſtande, noch einmal mit Fernande in Berührung zu kommen. Wenn ſie vielleicht auch alle Eroberungsgelüſte auf den Bräutigam ihrer Stiefmama aufgab, ſo konnte dies

nähere Zuſammenleben der ſo verſchiedenartigen Naturen gewiß nicht viel Erfreuliches bieten.

Wie ſchmerzlich war bereits Elfrieden die Trennung von dem geliebten Manne geworden! Sie hatten ſich nur wenige Tage angehört und doch waren dieſe Stunden die ſeligſten ihres Lebens geweſen, und jetzt, nachdem ſie das Schickſal endlich zuſammengeführt, konnte ſie es kaum ertragen, daß er noch einmal auf Monate von ihr ging. Sie begriff es nicht, wie ſie früher zu leben vermocht, ohne dies unnennbare ſüße Glück, das einen neuen ungeahnten Frühling in ihre Seele zauberte. Jetzt empfand ſie eine Beruhigung darüber, daß Günther fern war und dieſe unruhige kokette Perſon nicht zu ertragen brauchte. Wohl hatte ſie nicht zu fürchten, daß es Fernande gelingen würde, auf den geliebten Mann irgend einen Eindruck zu machen, waren ja all' ihre Bemühungen, ſein Herz zu gewinnen, zu einer Zeit vergeblich geweſen, wo Günther's Bruſt von tauſend Schmerzen zerriſſen, für ſolch' freundliche Tröſtungen eher empfänglich ſein konnte. Aber ſie fürchtete die unpaſſenden Neckereien Fernandens, die bei ihrem Temperament ſicher nicht ausblieben.

Ihren Bruder abzumahnen, nicht ſo blind in die Netze der herzloſen Kokette zu gehen, wagte Frau von Grünau nicht. Sie fürchtete damit nur herbeizuführen, was ſie hindern wollte, und doch ſchmerzte es ſie, daß Hans mit ſeinem tiefen und

bedeutenden Geiste sich von einer Fernande blenden ließ und in ihr die herrlichsten Tugenden entdeckte, die sie sicher nicht besaß.

Schon am ersten Tage bemerkte Elfriede, wie Fernande ihr Spiel mit dem armen Bruder trieb. Sie nahm ihn so auffällig in Beschlag, bewegte sich dabei so zwanglos-übermüthig, daß ihre jungen Schwestern ein solches Benehmen höchst unpassend und unschicklich fanden nnd gegen ihre gute Mama sogleich mit der Härte der Jugend über die Schwester die liebloseſten und wegwerfendsten Urtheile fällten. Frau von Grünau hatte alle Mühe, das Auftreten Fernandens in einem mildern Lichte darzustellen.

Auch Elfriede mußte leider bemerken, daß die älteste Tochter ihres Mannes noch anders wiedergekommen, als sie gegangen war. Damals hatte sie doch in bescheidenen Schranken sich zu halten gewußt; jetzt brach deutlich die Sucht hervor, sich so viel Freiheiten wie möglich zu gestatten. Sie hatte es früher verstanden, sich sehr geschmackvoll zu kleiden, nun war auch in ihrer Toilette die Uebertreibung vorherrschend. Wohl trug sie sich nach der neuesten Mode; aber es war alles bei ihr zur Carricatur verzerrt. Etwas Krankhaftes, Uebereiztes zeigte sich in ihrem ganzen Wesen; vielleicht war es das unruhige Gefühl, daß sie mit all' ihrer Koketterie nicht eine Eroberung habe machen können, wie sie ihr Ehrgeiz gewünscht, und sie am Ende

wirklich mit all' ihrem Geiſt, ihrem Witz und ihrer Liebenswürdigkeit ſchließlich ſitzen bleiben könne.

Ja eine krankhafte Unruhe ſchien ſich ihrer bemächtigt zu haben, das bewies ſie ſchon am erſten Tage. Sie blieb weder lange auf einem Platze ſitzen, noch konnte ſie irgend ein Geſpräch feſthalten. In ihrer Unterhaltung ſprang ſie von Einem zum Andern. Im Salon war es zu heiß; ſie verlangte nach einem Spaziergang im Park, trotzdem der Spätherbſttag durchaus nichts Einladendes hatte. Ein feiner, kalter Regen ſprühte den Wanderern in's Geſicht und nach wenigen Minuten wollte ſie in's Schloß zurück. Sie bat die jüngſte Schweſter, ihr etwas vorzuſpielen, da ſie von ihrer muſikaliſchen Begabung hörte und als dieſe ſogleich ihrem Wunſche nachkam und ein Schubert'ſches Lied mit großer Wärme vortrug, achtete ſie kaum darauf, wanderte unruhig im Zimmer auf und ab, und kaum hatte Marie geendet, ſo fragte ſie ſchon Hans, ob er Schach ſpielen könne? Als es dieſer bejahte, rief ſie eifrig: „Dann wollen wir uns eine Schlacht liefern. Ich habe im letzten Winter Schach gelernt."

Hans holte das Schachbrett herbei. Nach wenigen Zügen warf Fernande die Figuren über den Haufen: „Wie iſt das langweilig! O, erzählen Sie mir lieber etwas, Sie wiſſen ja ſo viel. Aber heute nichts Klaſſiſches! Ich bin noch von der Reiſe zu angegriffen, und das Klaſſiſche erfordert eine ganze Geſundheit." Sie lachte übermüthig.

— „Nein, erzählen Sie was von unſerm genialen Doctor, meinem großen Feinde. Das wird mich amüſiren.“ — Sie lehnte ſich auf ihren Stuhl bequem zurück und ſchaukelte eines ihrer Füßchen, das unter dem perlgrauen ſeidenen Kleide jetzt ſehr zierlich hervorſchaute.

„Er iſt Ihr Feind?!“ fragte Hans verwundert, dem dies Treiben Fernandens durchaus nicht mißfiel. Kannte er doch aus eigener Erfahrung dieſe ſpringende Laune, die immer nur aus einer tiefinnern Unbefriedigung mit der Welt und dem Leben hervorquillt, und er freute ſich derſelben, ſie war ihm ja zugleich ein deutlicher Beweis, daß die Geliebte dort in der großen Stadt nichts für ihr Herz gefunden hatte und nun in tiefer Sehnſucht zu ihm zurückkehrte.

„Mein erbitterter Feind!“ rief Fernande lachend: „O, wüßten Sie, welch' ſchwarzen Verdacht dieſer Titan auf mich zu wälzen geſucht hat. Es war zu köſtlich!“ und ſie lachte wieder.

„Ah, das kann er nicht gewagt haben, das iſt unmöglich!“ entgegnete Hans ſogleich.

„Was iſt unſerem Doctor unmöglich? Aber iſt er ſchon ſo berühmt geworden, wie Oscara geträumt? Ich habe gar nichts in den Zeitungen von ihm geleſen nnd die plaudern doch von allem. Wie hätte ich mich gefreut, wenn ich ſein ſtarkes volles Geſicht mit der Löwenmähne in einem illuſtrirten

Blatte gefunden; aber ich hab' mich vergeblich nach ihm umgeſchaut."

„Und ſagten Sie nicht, Dr. Hagedorn wäre Ihr Feind?"

„Gewiß, aber er iſt immerhin ein intereſſanter Menſch, und ſolchen Leuten verzeiht man alles."

„Wenn Hagedorn Ihnen wirklich feindſelig geſinnt war, dann bewundere ich Ihren Edelmuth."

„Nein, das müſſen Sie nicht. Sie müſſen mich nicht noch eitler machen, als ich ſchon bin. Ach, ich bin grenzenlos eitel!" und ſie lachte wieder. „Und denken Sie, das Spaßhafteſte, ich hab' es gar nicht gewußt. Mir hat es bisher Niemand geſagt."

„Es iſt auch eine nichtswürdige Verläumdung!" eiferte Hans ſogleich.

Fernande wiegte den wohlfriſirten Kopf hin und her: „Soll ich Ihnen ſagen, wie man am Leichteſten die Wahrheit über ſich erfährt?"

„Man muß ſich beſtändig prüfen und ſeiner Seele auf den Grund zu kommen ſuchen."

„Ach, das nutzt doch nichts. Nein, ich weiß jetzt ein weit beſſeres Mittel. Wollen Sie es auch haben?"

„Ich bin ſehr neugierig."

„Ein alter Anbeter, dem man einen Korb gegeben hat, der ſchüttet uns dann ſein Herz aus, wie dieſe Leute ihre Gallenblaſe nennen. Und ſehen Sie, ein ſolch entlaſſener Verehrer war es," fuhr ſie in übermüthiger Laune fort, der mir dann

geſagt: „Mein gnädiges Fräulein, Sie ſind grenzenlos eitel, Sie wollen nur erobern, aber Sie haben kein Herz! Und der Mann war ein junger Profeſſor, der muß es doch verſtehen.“ Die Art, wie ſie das alles hervorplauderte, war ſo komiſch, daß ſelbſt die ernſte Elfriede ein Lächeln dafür hatte. Hans war davon ganz bezaubert.

Als Fernande noch lange vor der gewöhnlichen Ruheſtunde Müdigkeit vorſchützte und ihm raſch gute Nacht ſagte, ſchien es ihm, als habe er ſich in ſeinem Leben noch nie ſo gut und geiſtreich unterhalten, als eben heute. Nachdem ſich die Zauberin entfernt hatte, war es ihm unmöglich, den Andern noch länger Geſellſchaft zu leiſten; er gab vor, noch ein wenig auf ſeinem Zimmer zu ſtudiren und zog ſich ebenfalls bald zurück. — Der Schlaf wollte ſich heute nicht einfinden; die glücklichſten Bilder gaukelten vor ſeiner erregten Seele auf und nieder.

Am andern Morgen erſchien Fernande nicht beim gemeinſchaftlichen Frühſtück, das ſie früher ſonſt immer mit den Andern eingenommen hatte. Gegen das aufwartende Mädchen hatte ſie über Unwohlſein geklagt und war im Bett geblieben. Als Elfriede darüber etwas beunruhigt ſie aufſuchte, fand ſie ihren Zuſtand weit bedenklicher, als ſie gedacht. Sie hatte vermuthet, daß Fernande nur von der Reiſe noch ein wenig ermüdet ſei und ſich völlig ausruhen wolle; aber ſchon ihr Anſehen verrieth ein ſehr ernſtliches Leiden. Ihre Wangen waren fieber-

haft geröthet und die tief eingesunkenen Augen irrten unruhig umher.

Auf die freundliche, theilnehmende Frage Elfriedens nach ihrem Befinden antwortete Fernande in abgerissenen Sätzen, die am besten von ihrer tiefen, innern Aufregung Kunde gaben: „Ich weiß es nicht, — es wühlt und tobt durch alle Adern und doch bin ich wie gelähmt. O, mein Gott — wenn ich — so klagte auch die Tante — Elfriede, ich kann das entsetzliche Wort nicht aussprechen, die furchtbare Krankheit hat mich fortgetrieben, und jetzt" — Sie vollendete nicht, Thränen erstickten ihre Stimme.

Frau von Grünau suchte sie zu beruhigen und wollte sich zärtlich über die Kranke hinwegbeugen; aber diese wehrte sie mit einer heftigen Handbewegung ab: „Nein, nein, um Gottes Willen, nähere Dich mir nicht!" uud als jene sie ganz betroffen anschaute, fuhr sie etwas ruhiger fort: „Denke ja nicht, daß ich wahnsinnig geworden bin, Du darfst auch nicht erschrecken; aber ich fürchte, daß ich sehr krank bin und ich will Dich nicht anstecken."

Elfriedens gleichmäßiges Temperament war nicht so rasch in Aufregung zu bringen. Wohl durchzuckte sie die Ahnung, daß Fernande vielleicht einen Keim jener entsetzlichen Krankheit mitgebracht habe, die bereits in Wien viele Opfer gefordert; aber sie verlor trotzdem ihre Haltung nicht. „Ich werde sofort

einen reitenden Boten an Doctor Hagedorn abschicken," ihr Blick ruhte theilnahmvoll auf dem schmerzverzerrten Antlitz ihrer Stieftochter.

„An meinen Todfeind? er wird mich nicht retten, selbst wenn er's wirklich kann," rief Fernande ganz verzweifelt. „Nein, nein, schicke zu einem Andern."

„Du thust Hagedorn Unrecht. Selbst wenn er Dich noch so sehr haßte, so würde er in Dir jetzt nur die Kranke sehen und alle Kunst anwenden, um Dir zu helfen. Es giebt keinen Arzt in der ganzen Umgebung, zu dem ich ein solches Vertrauen habe, als zu ihm, und glaube mir nur, er wird es rechtfertigen."

Fernande schüttelte zweifelnd den Kopf und blickte mißtrauisch ihre Stiefmutter an. „Du willst mich in seine Hände liefern, und ich war so gut zu Dir. Ich hätte Dir ja nicht zu sagen brauchen, daß ich so krank bin, dann warst Du auch verloren."

Ein ruhiges Lächeln glitt über die ernsten Züge Elfriedens: „Wir stehen Alle in Gottes Hand," sagte sie einfach und voll innigster Ueberzeugung: „Wenn Du es wünschest, will ich nach einem andern Arzt schicken; aber Dein Mißtrauen ist ungerechtfertigt; Hagedorn ist edler, besser als Du ahnst, und sein großer Sinn nicht im Stande, die kleinen Neckereien nachzutragen, die Du Dir gegen ihn erlaubt. Doch wie Du willst. Ich werde Dr. Müller holen lassen."

„Nein, nein," eiferte Fernande, „nicht die Kinder-

muhme, wie ihn Hagedorn ganz recht genannt hat. Ihn selbst will ich haben, den großen Titan; er mag nun an mir beweisen, was er kann," und sie lachte in nervöser Aufregung. Selbst in ihrer Krankheit war sie noch immer die alte unruhige, Geist haschende Fernande.

Der herbeigerufene Kutscher meinte, er wolle den Doctor sogleich mit dem Wagen abholen, dann brauche der Herr nicht erst anspannen zu lassen; und Frau von Grünau war damit einverstanden.

Wenige Stunden später stand Dr. Hagedorn am Bett der Kranken. Kaum hatte er ihren verworrenen und verzweifelten Bericht gehört und sie einige Secunden betrachtet, so wußte er bereits, welchem furchtbaren Leiden sie verfallen war. Selbst in ihrer größten Angst verließ sie ihre scharfe Beobachtungsgabe nicht, sie mußte von seinem ernsten Antlitz abgelesen haben, wie es mit ihr stand, denn sie rief sogleich: „Nicht wahr, ich habe die entsetzliche Krankheit mitgebracht, der ich entfliehen gewollt? O, ich Unselige!"

„Beruhigen Sie sich, ich werde Alles einsetzen, um Sie zu retten," entgegnete der Doctor, und sein Ton klang so sicher und überzeugungsvoll, daß selbst Fernande in all' ihrer Verzweiflung neue Hoffnung schöpfte. O, mein Gott, wollen Sie das wirklich? Wie dankbar will ich Ihnen sein!" und sie legte zur größeren Betheuerung ihre Hände auf die Brust.

Jetzt erschien schon Frau von Grünau in der

Thür. Hagedorn eilte auf sie zu und wollte sie ängstlich zurückdrängen. „Sie dürfen nicht zu Fernande, Ihre Krankheit ist leider ansteckend und sehr bedenklich," flüsterte er leise.

„Nicht wahr, sie hat die Pocken?" fragte Elfriede ruhig.

„Woher wissen Sie das?" fragte er bestürzt zurück.

„Mir ahnte es," antwortete sie, „aber nicht wahr, Sie werden sie retten?"

„Ich will es versuchen," entgegnete Hagedorn; „es ist gewissenlos von ihr, daß sie diese entsetzliche Krankheit hierher schleppt und Sie selbst und Ihr Haus in Gefahr bringt."

„Sie hat wohl nicht zu ahnen vermocht, daß sie ihrem Schicksal doch nicht entfliehen gekonnt."

„Dann suchen Sie wenigstens sich zu schützen. Sie dürfen nicht zu Fernande."

„Ich habe keine Furcht."

„Trotzdem lasse ich Sie ohne Vorsichtsmaßregeln nicht zu ihr," erklärte er in seiner bestimmten Weise, die keinen Widerstand mehr zuließ. Er gab ihr die nöthigen Weisungen, wie sie sich gegen Ansteckung zu schützen habe, und trat dann leise zu Fernande zurück.

Diese hatte das Gehen der Thür nicht einmal gehört und auf das leise Gespräch nicht geachtet. Ihre Aufmerksamkeit war zu sehr von ihrem Leiden in Anspruch genommen, und als Hagedorn wieder

an ihrem Bette erschien, fragte sie sogleich: „Doctor, wenn Sie mich retten, werde ich dann ebenfalls so entstellt herumlaufen, wie ich in Wien Mehrere gesehen!“

Hagedorn sah nur die Kranke, nicht die eitle Fernande, und entgegnete schonend: „Die Krankheit läßt nicht immer solche Spuren zurück und ich hoffe für Sie das Beste.“

„Mein Teint war mein einziger Vorzug; lieber will ich sterben, als ihn verlieren,“ rief sie mit einer Entschiedenheit, die Hagedorn zur andern Zeit belächelt hätte. „Müssen Sie das nicht selber sagen?“ fuhr sie eifrig fort: „Wie alle Hoch-Blondinen konnte ich auf meine zarte Hautfarbe stolz sein, die allein müssen Sie retten, Doctor, sonst halte ich nichts von Ihrer Kunst;“ und kaum hatte sie dies gesagt, da mußte sie schon wieder vor heftigen Schmerzen die lautesten Jammertöne ausstoßen.

Der Doctor traf seine Verordnungen und wollte nun Frau von Grünau aufsuchen, um mit ihr die weiteren Maßnahmen zu besprechen, da stürzte Hans in größter Aufregung in das Zimmer: „Man will mich nicht zu ihr lassen. Und doch ist nur an ihrem Krankenbette mein Platz. Ich allein will sie pflegen.“

Hagedorn suchte ihn fast mit Gewalt zurückhalten. „Lieber Freund, sie hat die Pocken und Sie dürfen sich nicht thöricht in Gefahr begeben.“

„Ich weiß es und deshalb eben bin ich gekommen.

Wenn Sie je mein Freund gewesen sind, dann hindern Sie mich nicht, Fernande zu sehen."

Wie unmöglich es war, Hans in diesem Augenblick Vernunft zu predigen, erkannte Hagedorn und gab deshalb jeden weiteren Widerstand auf. Richthoff aber hatte kaum bemerkt, daß ihn der Andere nicht mehr festhielt, als er an der breiten, herkulischen Gestalt des Doctors vorbeistürmte und auf die Kranke zueilte. „Fernande!" rief er und ergriff ihre beiden Hände: „Mögen sich alle vor Ansteckung fürchten, ich nicht. Ich bin bei Ihnen; ich werde jeden Ihrer Athemzüge bewachen und nicht mehr von Ihrer Seite weichen!"

Auf die unverbesserliche Kokette übte dies Wort eine mächtige Wirkung, Thränen entströmten ihren Augen und sie schluchzte krampfhaft hervor: „O, Sie sind gut, Sie sind edel, das vergesse ich Ihnen nicht." Sie hatte ja gesehen, wie diese schreckliche Krankheit selbst die innigsten Bande lockerte, wie der Mann seine Frau, die Tochter ihre Mutter verließ, nur um das eigene Leben zu retten. Und war sie doch selbst augenblicklich aus dem Hause ihrer erkrankten Tante geflohen; besinnungslos, nur darauf bedacht, der entsetzlichen Gefahr zu entgehen, unbekümmert darum, was aus ihrer armen Tante werden sollte. Und hier fand sie plötzlich Menschen, die vor ihr nicht zurückscheuten, die sie nicht ängstlich flohen und ihr ohne Besinnen die zärtlichste Theilnahme schenkten. Da schmolz die Rinde von ihrem

klugen, selbstsüchtigen Herzen und machte sie im tiefsten Innersten von Gefühlen erbeben, die sie noch nie gekannt hatte. . .

Wirklich wich Hans nicht von ihrem Lager; er zeigte sich so besorgt und aufmerksam, wie es die gewissenhafteste Krankenpflegerin nicht besser vermocht hätte, und Elfriede unterstützte ihn in edler Aufopferung. Die Geschwister allein übernahmen die Sorge für die Kranke; keine bezahlte Hand kam an ihr Bett, und die furchtsame Dienerschaft mochte man nicht erst heranziehen.

Dieser hingebenden Pflege und dem rastlosen Bemühen des Doctors Hagedorn hatte es Fernande zu verdanken, daß sie gerettet wurde, obgleich gerade bei ihr die Krankheit im stärksten Grade hervorbrach. Ihr zarter Teint war freilich nicht zu retten gewesen, ihr Gesicht war von Blatternarben fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Der Doctor hatte ausdrücklich die Entfernung aller Spiegel im Krankenzimmer angeordnet und seltsam genug, selbst nachdem Fernande bereits außer Gefahr sich befand, hatte sie noch nicht nach einem Spiegel verlangt, wie Hagedorn gefürchtet. Sie schien wie verwandelt. War es nur die Nachwirkung der furchtbaren Krankheit, die eine völlige Erschöpfung zurückgelassen, oder hatte ihr Inneres wirklich eine Läuterung erfahren? Aber sie zeigte sich milder, ruhiger als je, zu Zeiten brach ein Gefühl der innigsten Dankbarkeit für diejenigen hervor, die

mitten in ihrem tiefsten Elend ihr so treu zur Seite gestanden hatten.

Frau von Grünau wie ihr Bruder waren merkwürdigerweise von jeder Ansteckung verschont geblieben.

Als alle Gefahr glücklich vorüber war, zog sich Hans zum Erstaunen Fernandens augenblicklich wieder zurück. Mit keinem Wort, keinem Blick machte er die geringsten Ansprüche auf ihre Dankbarkeit. Zu andern Zeiten würde sie diese Zartheit des Empfindens nicht weiter beachtet haben, jetzt entging sie ihr nicht, und sie wurde davon auf das Tiefste gerührt. Alles was sie an ihm früher lächerlich und überspannt gefunden, war plötzlich nicht mehr vorhanden; sie sah nur den edlen Kern seines Wesens, die wunderbare, uneigennützige Hingabe, die nach Lohn nicht fragt, die echte, alles besiegende Liebe, die vor nichts zurückschreckt, wo es das Leben und Glück der Geliebten gilt, und in ihrer ganzen schweren Krankheit hatte er sie mit keiner verstohlenen Zärtlichkeit belästigt, ihr mit nichts verrathen, wie schwärmerisch er an ihr hing, er war nichts gewesen, als der besorgte, aufmerksame Pfleger, der am Blick des Kranken schon seine Bedürfnisse errieth.

Während Fernande früher die Lebhaftigkeit selbst gewesen war und Spott und Satyre so leicht um ihre Lippen spielten, ruhte jetzt oft ein sinnender Ernst auf ihrer Stirn. So saß sie eines Tages

aufgerichtet im Bett, die Hände übereinander gelegt, und blickte mit einer gewissen Träumerei auf die Wand ihr gegenüber. Plötzlich schien sie daraus zu erwachen, und sie wandte sich zu Elfriede, die an ihrer Seite saß, mit der heftigen Frage: „Hing nicht dort ein Spiegel?“ und als jene verlegen nicht gleich antwortete, fuhr sie lebhaft fort: „Ach, ich durchschaue schon die Kriegslist des Doctors. Er hat gewiß meinen Teint nicht retten können und nun soll ich mein Gesicht nicht zu sehen bekommen.“

„Du darfst Dich nicht absorgen; es ist wirklich nicht so schlimm.“

„Nicht so schlimm?“ wiederholte Fernande mit einem Seufzer: „Gieb Dir keine Mühe, mich zu täuschen, Du gute Seele! Ich fühle ja die Gruben, die diese heimtückische Krankheit zurückgelassen,“ und sie streifte über ihr Gesicht, „aber Du mußt mir jetzt einen Spiegel bringen. Ich will wenigstens das Schlachtfeld sehen, auf dem der grimmige Feind sich herumgetummelt,“ und jetzt huschte ein Lächeln der alten übermüthigen Fernande über ihr Antlitz.

„Du darfst noch nicht in den Spiegel sehen, der Doctor hat es streng untersagt; Du mußt erst völlig gesund werden.“

„Nein, nein, ich will es!“ rief sie mit der ganzen Heftigkeit und Reizbarkeit eines noch nicht völlig Genesenen. „Du sollst sehen, ich werde nicht erschrecken, und wenn ich auch plötzlich eine ganz neue Bekanntschaft mache. Glaube mir, ich bin

auf das Schlimmſte gefaßt und wenn Du mir keinen Spiegel giebſt, dann muß ich annehmen, daß von meinem Geſicht jetzt Jeder ſich ſchaudernd abwendet, der mich nur ſieht.“

Elfriede hatte ſich bereits an die Veränderung in dem Antlitz der Freundin gewöhnt; ſie kam ihr nicht ſo entſetzlich vor; ja es ſchien ihr faſt, als ſei Fernande trotz dieſer Entſtellung hübſcher geworden, es lag jetzt mehr Seele in dieſen Zügen, eine Milde und Freundlichkeit, die ſie früher nie beſeſſen hatte. Deshalb glaubte ſie auch nicht, daß Fernande eine zu tiefe Erſchütterung erfahren würde, wenn ſie ihr eigenes Antlitz wiederſähe. „Wenn Du wirklich vor Deinen Pockennarben nicht erſchrickſt, will ich das Gebot des Doctors übertreten.“

„Thue es nur,“ drängte Fernande; „ich bin zu neugierig, will endlich wiſſen, was mir geblieben iſt.“ In fieberhafter Unruhe wartete ſie auf die Rückkehr Elfriedens und riß der noch Zögernden ſogleich den Spiegel aus der Hand. Ein Blick — und mit einem lauten Schrei ſank das Glas zu Boden und die Kranke in die Kiſſen zurück, in die ſie ſchluchzend ihr Geſicht vergrub.

„Fernande, ſei vernünftig!“ ſuchte Frau von Grünau zu tröſten; das iſt nur der erſte Eindruck. „Du darfſt nicht ſo verzweifeln und was iſt alle Schönheit gegen Geiſt und Herzensgüte.“

„Nein, mich kann Niemand mehr anſehen!

ſchluchzte ſie ganz verzweifelt hervor, ohne den Kopf zu erheben.

„Ich begreife Deinen Schmerz," bemerkte Elfriede; aber Du wirſt Dich allmählig beruhigen und einſehen, daß Du nicht halb ſo entſtellt biſt, als Du Dir einbildeſt, ja ich muß Dir offen bekennen" —

Sie richtete ſich mit einer heftigen Bewegung in die Höhe und ſagte leidenſchaftlich: „Du willſt mich beſchwichtigen; aber bemühe Dich nicht, für mich giebt es keinen Troſt. Daß ich ſo entſetzlich ausſehen würde, hätte ich nicht gedacht. O, warum hat mir dieſer Doctor erſt das Leben gerettet, damit ich mir ſelbſt zur Qual herumlaufe. Denke ja nicht, daß meine Eitelkeit ſo bitter klagt," fuhr ſie in großer Erregung fort: „ich habe mich niemals für eine außerordentliche Schönheit gehalten, aber ich hatte auch nichts geradezu Abſtoßendes, jetzt bin ich eine Vogelſcheuche und kann mich vor keinem Menſchen mehr blicken laſſen!"

„Und dennoch iſt Deine Furcht unbegründet," entgegnete Elfriede: „Hans ſagte mir noch geſtern, die Blattern hätten wohl Dein Geſicht zerriſſen, aber damit nur noch deutlicher den Geiſt aufgedeckt, der ſich darin ſpiegelt."

Fernande ſchlürfte dies günſtige Urtheil wie der Verſchmachtende einen Labetrunk hinunter. „O, der Gute! Er iſt der Einzige, der vor der Fratze nicht erſchrickt, die meine Krankheit zurückgelaſſen. Aber

die andern Alle werden mich nicht mehr wiedererkennen.“

„Und iſt es nicht genug, wenn einige uns theure Menſchen uns noch ſchön und bewundernswürdig finden?“

Fernande blickte ſinnend vor ſich hin und gab darauf keine Antwort: doch ihre wilde Verzweiflung ſchien einer ruhigeren Stimmung Platz gemacht zu haben. „Ich will etwas früh aufſtehen, ſagte ſie nach einer Weile; vielleicht kommt heute Dein Bruder, und er ſoll mich nicht länger im Bett finden.“

„Dann will ich Dir bei Deiner Toilette behülflich ſein.“

„Nein, Elfriede! das kann ich nicht geſtatten, und Du ſollſt ſehen, ich werde ganz allein fertig. Du glaubſt gar nicht, welches Vergnügen es mir machen wird, mich nach langer Zeit einmal anzukleiden.“

Frau von Grünau wußte ſchon, daß jeder Widerſpruch doch vergeblich ſei, und entfernte ſich. Kaum hatte Fernande ihre Morgentoilette gemacht, da erſchien ſchon Hans, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Indem ſie ihm die Hand zum Gruß entgegenſtreckte, rief ſie ſogleich mit trübem Lächeln: „Kommen Sie noch immer zu der Nachteule?“

Der an der Erde liegende zerbrochene Spiegel ſagte Hans, daß die von den Freunden befürchtete Kataſtrophe erfolgt ſei und die Geneſende bereits

wisse, welch' tiefe Spuren die Krankheit auf ihrem Antlitz zurückgelassen habe. Vielleicht gelang es ihm, ihre Bekümmernisse vollends hinwegzuscherzen, und er entgegnete deshalb heiter: „Die Eule war der Vogel der Minerva, das Symbol der Weisheit, und Sie wissen, ich habe ihr stets nach Kräften eifrig nachgestrebt." — Seine weit geöffneten Augen ruhten dabei in alter schwärmerischer Verehrung auf der Geliebten.

In das blasse Antlitz Fernandens grub sich eine verrätherische Röthe. „Ja, das haben Sie redlich!" sagte sie und gab sich den Anschein, als habe sie die nähere Beziehung seiner Antwort nicht beachtet: „Glauben Sie mir, lieber Vetter, ich habe viel geistreiche und berühmte Leute in Wien kennen gelernt; aber doch Niemand gefunden, mit dem ich über alles plaudern und ihn fragen gekonnt und der mir's erspart, erst im Conversations-Lexicon nachzuschlagen, wenn ich etwas wissen gewollt, denn Sie sind ein lebendiges Conversations-Lexicon und das ist weit bequemer."

„Sie verwöhnen mich, Fernande, wenn Sie mir gar so viel Artigkeiten sagen," entgegnete Hans fast schüchtern. Der Geliebten gegenüber kam er sich mit all' seinem Wissen doch recht unbedeutend vor. Sie überragte ihn an Geist und natürlichem Verstand bei Weitem.

„Ach, Sie haben mir die Zeitung mitgebracht," rief Fernande, die sie in seinen Händen bemerkte

und sie in ihrer Lebhaftigkeit zuweilen noch immer gern von einem Gegenstand zum andern übersprang. „Das ist hübsch. Ich habe so lange nichts aus der Welt gehört.“

„Nicht wahr, nun lesen Sie mir etwas vor.“

Hans kam sogleich ihrem Wunsch nach; nahm an ihrer Seite Platz und fragte: „Soll ich mit dem Leitartikel beginnen?“

„Bitte ja, man muß doch erfahren, welch' politische Meinungen die richtigen sind.“

Richthoff erfüllte sogleich ihren Wunsch. Schon die Ueberschrift des Leitartikels war lateinisch: „Sic transit gloria mundi;“ er hatte es kaum gelesen, da fragte Fernande hastig: „Ja, was heißt das?“

„So vergeht der Glanz der Welt.“

„Wissen Sie, wie ich es übersetzt haben würde?“ fragte sie. „Ganz anders und weit hübscher,“ setzte sie hinzu und ein übermüthiges Lächeln kehrte auf ihr Antlitz zurück.

„Nun?“ fragte Hans verwundert zurück.

„So küss' ich Dich auf den Mund,“ lachte sie und ihre hellen, grauen Augen blitzten schelmisch auf den Vorleser.

„Fernande! Deine Uebersetzung ist die bessere!“ rief Hans jubelnd und bedeckte ihren Mund mit heißen Küssen. Sie wehrte ihm nicht, sondern lehnte zärtlich den Kopf an seine Brust und blieb in dieser Stellung lange Zeit, ohne ein Wort zu

ſprechen, nur die tiefen Athemzüge, ihre halb verſchleierten Augen verriethen, wie ſelig ſie war. Plötzlich erhob ſie wieder das Haupt und ihn zärtlich umſchlingend, fragte ſie haſtig: „Und Du liebſt mich noch immer? Du erſchreckſt nicht davor, wie häßlich ich geworden bin!“

„Du häßlich, Fernande! Wer kann das ſagen! Ich habe Dich niemals ſchöner gefunden. Aus Deinen Augen lacht mir der Aether rein und ungetrübt und an deinen Lippen blüht mir das höchſte Glück.“ Ein Geräuſch an der Thür ſtörte die Liebenden: „Ah, verehrte Freundin, Ihre Beſſerung macht rieſenhafte Fortſchritte!“ rief Dr. Hagedorn und vermochte kaum ein Lächeln zu unterdrücken. Das Liebespaar, das er jetzt überraſchte, war doch zu ſonderbar.

Fernande erröthete verlegen, und Hagedorn mußte ſich geſtehen, daß ſie dabei gewann. Er hatte noch niemals einen ſolchen Hauch von Unſchuld an ihr bemerkt, wie eben jetzt. Sie ſuchte ſich am eheſten zu faſſen und ging nach ihrer Gewohnheit ſogleich zum Angriff über: „Doctor, Sie haben ſchlecht Wort gehalten. Ich ſehe ja entſetzlich aus!“

„Giebt es Jemand, der ſolche Vorwürfe weniger verdient hat, als ich!“ rief der Doctor, der durch den heiteren Ton den Liebenden vollends über alle Verlegenheit hinweghelfen wollte: „Sie haben mit dieſem Ihrem Geſicht, das ich Ihnen aus Ihrer Krankheit noch gerettet, ſoeben das treueſte und

beſte Herz erobert und wollen ſich dennoch beklagen; iſt das nicht undankbar?“

„Ja, Doctor, Sie haben Recht! Ich habe vielleicht niemals mehr gewonnen, als ich glaubte, alles verloren zu haben,“ — und ihre Augen ruhten voll innigſter Zärtlichkeit auf Hans, der ſie überſelig an ſich zog und zum erſten Mal für ſein Fühlen und Denken keinen beredten Ausdruck fand.

„Ich freue mich, hier noch ein glückliches Paar zurückzulaſſen, wenn ich auch nicht mehr das Vergnügen habe, der künftigen Hochzeit beizuwohnen.“

„Sie wollen fort?“ riefen Hans und Fernande erſchrocken wie aus einem Munde.

„Ich bin durch Vermittelung meines Freundes an eine große Berliner Heilanſtalt berufen worden und habe Ausſicht, in nächſter Zeit ihr Director zu werden,“ antwortete Hagedorn mit jenem ſtarken Selbſtbewußtſein, das zu Zeiten noch immer bei ihm zum Vorſchein kam.

„Von ganzem Herzen wünſche ich Ihnen Glück,“ ſagte ſogleich Hans mit großer Wärme und ſchüttelte ihm die Hand. „Wir verlieren ſehr viel an Ihnen, aber es wäre bitter Unrecht von uns, wenn wir Ihnen nicht gönnen wollten, daß Sie in das rechte Fahrwaſſer kommen.“

„Und gerade jetzt, nachdem wir uns Beide endlich ausgeſöhnt haben, wollen Sie uns verlaſſen. Das iſt nicht hübſch von Ihnen,“ ſetzte Fernande mit gewohnter Lebhaftigkeit hinzu. „Aber nicht

wahr, wir ſcheiden als Freunde und auch Sie denken weit beſſer von mir, als in jenen trüben Tagen, wo Sie" —

„Ah, woran erinnern Sie mich!" unterbrach ſie Hagedorn verlegen. „Nun, wir ſind Alle dem Irrthum unterworfen, und geſtehen Sie nur, Sie haben mir Gleiches mit Gleichem erwidert und ſich die größte Mühe gegeben, ebenfalls recht ſchlecht von mir zu denken."

Fernande nickte eifrig zuſtimmend mit dem Kopfe. „Das hab' ich redlich," ſagte ſie lachend und nicht ohne den alten Uebermuth fuhr ſie fort: „Was wollen Sie? Wurde doch damals Ihr größter Verehrer Ihnen abtrünnig und ging in das Lager Ihrer Feinde."

„Er iſt daraus reumüthig zurückgekehrt," entgegnete Hagedorn triumphirend, „und der alte innige Freundſchaftsbund umſchließt uns feſter als je."

„Das iſt ſeltſam! So iſt die dreijährige Zwangsreiſe ſchon beendet und Sie haben bereits den Weltwanderer wiedergeſehen?" Der Ton, in dem ſie fragte, war ſo gleichgültig wie möglich; ſie wollte damit dem Doctor beweiſen, daß jede Spur von wärmerer Theilnahme für Günther in ihrem Herzen völlig erloſchen ſei. Hans hatte ihre Neigung für Hermsdorf wenig beachtet; was nicht ſein beſonderes Intereſſe erregte, das ſah er überhaupt nicht, und Fernande war ihm zu jener Zeit noch nicht näher getreten, deshalb fragte er ganz unbefangen: „So

hat Dir Elfriede noch nicht geſagt, daß ſie mit Günther verlobt iſt?“

„Kein Wort,“ entgegnete Fernande. „Ei, ſeht einmal, was die hinter'm Berge halten kann! Iſt glückliche Braut, und ich hab's ihr nicht einmal angeſehen.“

„Vielleicht war es ihr peinlich, gerade Ihnen Ihr Glück mitzutheilen,“ bemerkte Hagedorn.

Fernande mißverſtand ihn. Sie machte eine Handbewegung, als wollte Sie ſagen: ich gönne ihr ja die Eroberung und bin nicht ein Bischen betrübt darüber, und der Doctor, der ſie ſogleich verſtand, wollte erläuternd etwas hinzuſetzen; aber Hans kam ihm zuvor: „Sie haben Recht, Elfriede hat es nicht vermocht, der Tochter ihres erſten Gatten ſo raſch davon Mittheilung zu machen, und ſo kann es ihr nur angenehm ſein, daß ich die ihr peinliche Aufgabe ſchon gelöſt habe.“

Als jetzt Elfriede hereintrat, rief ihr Fernande ſogleich ſcherzend entgegen: „Ah, Du glaubſt wohl, daß Du hier in Grünau allein glückliche und heimliche Braut biſt, da ſiehſt Du ſchon eine Zweite, die es freilich nicht einmal einen einzigen Augenblick heimlich ſein durfte;“ und während ſie ſich am Arm des Geliebten erhob und ſich ſo der Freundin vorſtellte, ſchaute ſie ſehr vorwurfsvoll auf den Doctor, der davon nicht wenig beluſtigt in ein helles Lachen ausbrach. Auch ihm war das Weſen Fernandens während ihrer Krankheit weit liebenswürdiger, harm-

loſer vorgekommen, und er begriff es jetzt, daß in ihr nicht jene finſteren, unheimlichen Abgründe ruhten, die er in ihr geſucht. Um ſich zu ſolchen Thaten aufzuraffen, wie er geglaubt, war ſie doch viel zu leichtlebig und oberflächlich. Nur das kleine und kleinliche Intriguenſpiel war ihr Element geweſen; und ſie ſchien ſich auch davon mehr und mehr zu befreien.

Obwohl Elfriede erwartet hatte, daß ſich die Herzen der beiden Liebenden bald finden würden, wollte ſie Fernanden das Vergnügen gönnen, ſie mit ihrer Nachricht überraſcht zu haben und ſie ſagte freudig erſtaunt: „Alſo endlich am Ziel! Möge dafür Euer Glück um ſo heimlicher und ſtiller ſein.“

„Du haſt Recht, Elfriede! Dies Glück allein wollen wir feſt halten!“ rief Hans und er drückte ſeine Braut mit einem überſeligen Lächeln an ſeine Bruſt.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Franziska's kühne Behauptung hatte ſich bewahrheitet; Engelhardt blieb wohl einige Zeit nach ihrer offenen Erklärung weg, aber er kam wieder, etwas ſtiller, etwas gedrückter und dennoch ebenſo regelmäßig wie zuvor. Er konnte einmal den Anblick der Geliebten nicht entbehren, und es drängte ihn immer wieder zu ihr hin, wie ſehr auch ihre Gleichgültigkeit ihn verwundete. Er war ſchon glücklich, wenn ſie ihm ein freundliches Lächeln ſchenkte, das zuweilen doch in einer Anwandlung von Mitleid um ihre Lippen ſpielte. Dann überkam ſie wieder ein Gefühl von Erbitterung gegen dieſen Feigling, der nicht den Muth hatte, ſeine Leidenſchaft zu beſiegen und weiter liebte, obwohl er wußte, daß er nicht wieder geliebt wurde, und in ſolchen Stunden trieb ſie ein grauſames Spiel mit ihm; ſie zeigte ihre gewinnendſten Seiten, wußte ihn förmlich zu bezaubern, um ihn dann deſto ſchonungsloſer zurückzuſtoßen.

Seit jener Begegnung mit dem Doctor Hagedorn war in Fränzchen eine Zerriſſenheit gekommen,

die sie vergeblich zu bekämpfen suchte. Sie vermied jede Gelegenheit, den Doctor wiederzusehen; vergeblich sagte sie sich beständig: er gehört einer Andern, und dennoch erstarb das Andenken an ihn nicht in ihrer Brust; sein Bild lebte beständig vor ihrer Seele. So hatte sie sich den Mann gedacht, dem einst ihr ganzes Herz zufliegen mußte; und mit unwiderstehlicher Gewalt lenkten ihre Gedanken immer wieder zu ihm hin. Er war für sie verloren; aber sie konnte ihn heimlich weiter lieben, von dem Glück träumen, das ihr geworden, wenn sie in seinen Besitz gekommen wäre. Ja, das war ein kühner, fortstürmender Geist, ein Mann, der mit seinen dunklen, blitzenden Augen Alle unterjochte, und der ihr erschien wie eine der herrlichsten verkörperten Gestalten aus einem der vielen Romane, die sie gelesen hatte.

Das Schicksal war grausam genug gewesen, ihr dieses Glück nicht zu gönnen, eine Andere war ihr zuvorgekommen. O, wie sie Oscara haßte und ihr die Seligkeit neidete, einen solchen Mann zu besitzen! — Ueberall hörte sie sein Lob, und selbst der Tadel über seine geniale Lüderlichkeit, der sich hineinmischte, erhöhte das Interesse, das sie für den Doctor empfand und das um so lebendiger bleiben mußte, je weniger sie sich bemühte, ihn wiederzusehen, je abgeschlossener sie ihren Cultus trieb.

Nun war etwas aus ihrem tiefsten Innern herausgebrochen; die Harmonie ihres Wesens vollends zer-

stört. Sie vermochte auch der Welt gegenüber nicht mehr die Harmlose, Heitere zu spielen, und nur zu oft brach die heimliche Verbitterung hervor, die in ihrem Herzen nistete. Deshalb hatte sie auch die allzu eifrigen Huldigungen Engelhardt's nicht zu ertragen vermocht und ihn endlich zurückgewiesen, obwohl die Klugheit gebot, den nützlichen Menschen nicht ganz fortzuscheuchen. Seitdem war er zu ihrer Genugthuung weit bequemer: er hielt sich in den gemessensten Schranken und wagte nicht mehr so zudringlich, sondern nur aus weiter Ferne zu hoffen.

Auch das innige Freundschaftsverhältniß zu Gabrielen hatte sich merklich abgekühlt. Franzisca war förmlich eifersüchtig auf Frau von Grünau; die Freundin sollte nur mit ihr allein verkehren und sie lieben, es kam zu allerlei kleinen Reibereien, und Fränzchen ließ jetzt eine Reizbarkeit, ja eine leidenschaftliche Heftigkeit durchblicken, die Gabriele zuweilen erschreckte. Sie hätte dieser kindlichen harmlosen Natur solch' finstere Ausbrüche niemals zugetraut und da der Unterschied der Bildung einen wahrhaft seelen- und herzerquickenden Verkehr zwischen ihnen doch nicht ermöglichte, so trug gerade dieses launenhafte Benehmen Franziscas zur Lockerung ihres Freundschaftsbundes wesentlich bei.

Die beiden jungen Mädchen sahen sich jetzt weit seltener, und wenn es geschah, hatte keine einen rechten Genuß davon. Fränzchen konnte bittere Anspielungen, zuweilen sogar heftige Anklagen nicht

unterdrücken, und wie gutmüthig auch Gabriele war, dies völlig veränderte Auftreten hatte für sie etwas recht Unangenehmes. Die Freundin zeigte jetzt Seiten, die sich mit echter Weiblichkeit nicht vertrugen, und die von ihrer früheren Bescheidenheit und Harmlosigkeit grell abstachen. Zuweilen konnte Gabriele die Vermuthung nicht unterdrücken, daß Franzisca früher nur eine Maske getragen habe und jetzt eigentlich erst ihre wahre Natur, und vielleicht auch nur gedämpft hervorträte, denn es entging ihr nicht, wie sehr sich ihre Freundin selbst bei der zornigsten Aufwallung zu mäßigen suchte.

Franzisca fragte auch wirklich nicht mehr darnach, wie sie der Welt erschien. Sie war es müde, länger ihre innerste Natur zu verläugnen und den leidenschaftlichen Sinn zu verbergen, der sich auf alles Ungewöhnliche richtete und seinen Schmerz in irgend einer Weise zu betäuben suchte. Welche Hoffnungen konnten ihr noch erblühen? Für sie gab es kein Glück mehr, und zuweilen fühlte sie es wie das Walten einer dämonischen Macht, die über ihrem Haupte ihre unheimlichen düsteren Fäden wob und sie dem Untergang zudrängte. — Was war an ihr verloren?! — Der Vater mußte dann freilich, wenn sie einmal nicht mehr war, sein gefährliches Gewerbe einstellen; aber um so besser für ihn, und der Baron war zu tief in die Sache verwickelt, er mußte schlimmstenfalls für den Vater sorgen, und Victor? Auch er brauchte sie nicht mehr. Trotz

ihrer beweglichsten Vorstellungen hatte er dennoch seinen damals geäußerten Plan verwirklicht und bald nach seiner Rückkehr den Abschied genommen, um zum Grenzdienst überzugehen. Zum Glück war er in eine ganz entfernte Gegend gekommen und Franzisca schlug zuweilen das Herz, wenn sie daran dachte, der Bruder könne einmal hierher versetzt werden. Was dann? Sie mochte über diesen Gedanken nicht weiter nachgrübeln; ihr einziger Wunsch und ihre Hoffnung blieb, dies möge nie geschehen. Länger als zwei Jahre waren darüber hingegangen; für Fränzchen eine Zeit voll namenloser Qual, voll Unruhe. Sie fand nirgends Befriedigung mehr, selbst nicht in der Ausübung ihres gefährlichen Gewerbes, das für sie bisher einen solch' romantischen Zauber gehabt. Wie oft fühlte sie eine tiefe Ermüdung, und ihr rastloser Geist, der früher unerschöpflich im Ersinnen neuer Listen und Anschläge gewesen, zeigte sich wie gelähmt.

Jetzt war es der Baron, der aushalf und niemals in Verlegenheit war, wo es galt, den Grenzjägern ein Schnippchen zu schlagen. Wie von selbst fiel ihm die Leitung der Unternehmungen zu, die immer kühner und großartiger wurden. Wohl hütete sich Tannenheim auch jetzt noch, sich direct zu betheiligen, aber er wurde allmählig die Seele des Ganzen, und Franzisca, in ihrer gerückten, zerrissenen Stimmung, überließ es ihm

gern, daß er für Alle dachte und neue Pläne ersann, wie die Beamten am besten und leichtesten zu täuschen waren. Die rastlose Energie des Barons, mit der er in seinem Leben alles getrieben, zeigte sich auch hier. Früher hatte er an sein Vergnügen all' seine Geistes- und Körperkräfte gesetzt; jetzt war es der Erwerb, der ihn aufstachelte, je kläglicher sich der Ertrag aus der Bewirthschaftung seiner Güter herausstellte. Bald konnte Tannenheim sich der Ueberzeugung nicht entschlagen, daß sein Familiengut richtig all' seine mühseligen Ersparnisse aufzuzehren drohte und der Gewinn aus dem Paschergeschäft nur allein den bedeutenden Ausfall in seiner Kasse ein wenig zu decken vermochte.

Darum war er jetzt unermüdlich, die Freunde zu den kühnsten und verwegensten Unternehmungen aufzustacheln, und er setzte all' seinen Scharfsinn ein, um die Gefahren glücklich zu beseitigen, die ihnen drohten. Er war mit schlauer Berechnung rastlos bemüht, ihnen alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und soweit nur sein Einfluß reichte, suchte er über die Pascher die abenteuerlichsten Geschichten zu verbreiten. Jedem, mit dem er in Berührung kam, versicherte er hoch und theuer, daß die Schwärzer mit bösen Geistern in Verbindung ständen, und deshalb alle Anstrengungen, sie zu fangen, doch vergeblich seien.

Wirklich schien die allgemein verbreitete Ansicht auf die Grenzjäger wahrhaft lähmend zu wirken.

Sie hatten ja das Möglichste versucht, waren Tag und Nacht auf den Beinen gewesen, und stets waren ihnen doch die Pascher, oft wie durch ein Wunder, entschlüpft. Da half kein noch so sorgfältiges Ueberwachen; sie mußten mit dem Bösen selbst im Bunde sein, wie hätten sie sonst wissen können, welchen Weg sie heute nicht nehmen durften? —

In dem alten Jagdschloß rumorte es ebenfalls fort. Auch die Leute des Barons hatten solch' nächtlichen Spuck belauscht und erzählten davon die grauenhaftesten Geschichten, die ihr Herr eifrig bestätigte und noch auszuschmücken wußte. Niemand wagte mehr in nächtlicher Weile dort vorbeizugehen und wer sich wirklich einmal in die Nähe der alten Ruine verirrte und nun die Geistermusik vernahm, der schlug ängstlich ein Kreuz und suchte so rasch wie möglich hinwegzukommen. Die Grenzjäger hatten längst die Hoffnung aufgegeben, Leute zu fangen, die mit dem Gottseibeiuns selber im Bunde standen. All' ihr nächtliches Postenstehen und Herumjagen half ja doch nichts, und nun erwachte die Bequemlichkeit des Süddeutschen, der endlich gehen läßt, was einmal nicht zu ändern ist. Hatten sie nicht lange genug redlich ihre Schuldigkeit gethan und sich von ihrem Vorgesetzten wie Windhunde abhetzen lassen? Und hatte es was genutzt? Waren nicht die nichtswürdigen Schurken durch jedes Netz wieder hindurchgeschlüpft, das sie ihnen so klug gestellt?

Gegen solche Menschen, denen der Böse selber half, war nun einmal mit aller Gewalt nicht anzukämpfen; man mußte sich endlich in das Schicksal finden und die Pascher paschen lassen, so viel ihnen gefiel.

Auch Engelhardt's jugendliches Feuer erlosch allmählig über der Vergeblichkeit all' seiner Bemühungen, und seine unglückliche Liebe wirkte noch dazu lähmend auf seinen Diensteifer. Seitdem ihm Fränzchen rückhaltlos erklärt, daß sie ihn nicht liebe, war ihm ohnehin alles gleichgültig geworden. Wozu sollte er sich abjagen, um die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten zu erwerben, wenn Franzisca doch nicht die Seine wurde? Dann brauchte er auch nicht weiter aufzurücken, dann konnte er sich mit seiner bescheidenen Stellung begnügen, die ihm das traurig-süße Glück gewährte, die Geliebte so oft wiederzusehen, als er wollte. Ach, warum konnte sich dies feige, elende Herz nicht losreißen von einem Mädchen, das ihn nicht wieder liebte und das jetzt, in ihrer wechselnden Laune, ihn so namenlos unglücklich machte. Und doch blieb es für ihn ein unendliches Glück, sie nur zu sehen, ja selbst in ihrer zerrissensten, bittersten Laune erschien sie ihm schöner, denn je. Sie hätte ihn noch ärger mißhandeln können, und er würde sich nicht von ihr losgerissen haben.

Wie wenig härmte ihn jetzt noch die Unzufriedenheit der Vorgesetzten! Ein Wischer nach dem andern kam, daß es ihm noch immer nicht gelungen, der

Paſcherei in ſeinem Revier ein Ende zu machen, die im Gegentheil einen immer größeren Umfang annähme, und Engelhardt lachte jetzt nur dazu und äußerte zu ſeinen Untergebenen mit gezwungenem Humor: „Da ſchicken ſie ſchon wieder eine große Naſe, die klugen Herren da oben! Sie mögen nur einmal ſelbſt in unſere Berge kommen und mit den Paſchern ein Tänzchen verſuchen, wollen ſehen, wer davon zuerſt das Bein bricht.“

Seine Leute ſtimmten ihm eifrig zu; ſie waren heilfroh, daß ſie der junge Lieutenant nicht mehr ſo heidenmäßig abhetzte wie früher und ließen ſich dieſe beſſeren Tage gern gefallen. Freilich blieben die Einnahmen ſehr gering, denn auf eine Extravergütung war unter dieſen Umſtänden nicht zu rechnen; aber was konnte es helfen? War denn irgendwie den Paſchern beizukommen? Jeder von den Grenzjägern ſagte ſich, daß er bisher ſein Möglichſtes gethan und es doch nichts genutzt habe.

Als Jahre darüber hingingen und das Paſcherunweſen in jenen Gegenden nicht aufhörte, verlor auch die kaiſerliche Oberbehörde ihre viel gerühmte Geduld und Gemüthlichkeit, mit der ſie gern alles behandelte; die Weiſungen wurden immer dringender und blieben plötzlich zur Verwunderung Engelhardt's völlig aus, der ſich an den Empfang von derlei Naſen bereits ſo gewöhnt hatte, daß er ſie gleichmüthig und mit einer Art Humor einſteckte.

Zu ſeinem Erſtaunen lief endlich eines Tages

wieder ein großer Brief von Prag ein. Der junge Grenzbeamte glaubte schon zu wissen, was er enthielt. „Da rühren sie ja wieder einmal in der alten Geschichte. Na, es nutzt ihnen alles nichts!“ dachte er und erbrach ohne große Gemüthserregung den Brief; aber kaum hatte er einige Zeilen gelesen, da zitterte doch das Blatt in seiner Hand. Die Oberbehörde zeigte ihm mit kurzen Worten seine Versetzung an; sein Nachfolger werde schon in wenigen Tagen eintreffen. — Auf diesen Schlag war er nicht vorbereitet. — Nur der eine Gedanke schwirrte sogleich durch seinen Kopf, daß er damit das Glück verlor, Franzisca noch länger zu sehen. — Alles Andere war ihm gleichgültig; mochten seine Vorgesetzten mit ihm unzufrieden sein, es härmte ihn wenig; er hatte nach ihrer Gunst längst nicht mehr gefragt, die war unter diesen schwierigen Verhältnissen ohnehin nicht zu erwerben, aber daß man es soweit treiben und ihn abberufen könne, war ihm niemals eingefallen.

Jetzt, wo Engelhardt Franzisca auf immer verlieren sollte, fühlte er erst die festen, unauflöslichen Bande, die ihn an sie gekettet hatten. Ihm war's, als bräche plötzlich die Nacht über ihn herein, und wie erstarrt blickte er lange rath- und trostlos vor sich hin. Was sollte er beginnen? Von hier fortzugehen, erschien ihm unmöglich; da tauchte plötzlich ein Schimmer von Hoffnung in ihm auf. Vielleicht wurde nun ihr Herz endlich erwärmt, wenn sie jetzt

seine Abberufung erfuhr, ja vielleicht änderte sich ihr Sinn, und sie nahm ihre frühere kalte Weigerung zurück, nun sie ihn auf immer verlieren sollte. Der alte Stromberg hatte ihm ja stets die größte Freundlichkeit gezeigt und oft gesagt: „Ach, die Mädchen ändern ihre Gedanken mit dem Monde;“ und ein seliges „Vielleicht?“ zitterte durch seine Brust.

Rasch entschlossen schlug er mit dem verhängnißvollen Briefe in der Tasche den Weg zu Franzisca ein. Er traf sie glücklicherweise anwesend und allein, als wollte ihm das Schicksal ein letztes ungestörtes Aussprechen gönnen. Sie hatte am Fenster gesessen, aber so in Sinnen versunken, daß sie seine Annäherung nicht einmal bemerkt. Selbst bei seinem Eintritt erhob sie nur ein wenig den Kopf, nickte ihm auf seinen Gruß schweigend zu und starrte dann wieder vor sich hin. Wohl hatte sie in letzter Zeit ihn oft so empfangen, aber heut berührte es ihn schmerzlicher denn je. All' seine kühnen Hoffnungen waren wie mit einem Schlage zerstoben; ihrer düstern Schwermuth gegenüber wagte er nicht ein Wort zu äußern.

Schweigend nahm er auf einem Stuhle Platz und harrte geduldig, bis sie aus ihrer förmlichen Erstarrung erwachen und ihn anreden werde.

Es war, als ob sie seine Anwesenheit schon wieder vergessen habe, sie preßte die Hände über die Brust, die ein schwerer Seufzer hob, und Engel-

hardt konnte deutlich bemerken, daß ihr Thränen in die Augen traten. So hatte er sie noch nie gesehen. Nun vermochte er nicht länger an sich zu halten, ihr Schmerz zerriß ihm die Brust und sich ihr nähernd, fragte er voll innigster Theilnahme: „Was haben Sie, Fräulein Franzisca? Glauben Sie mir, wenn ich Sie weinen sehe, dann ist es mir, als ob ich nicht mehr leben könnte."

„Weine ich denn?" fragte sie heftig und suchte gewaltsam die Thränen zurückzudrängen, die ihr in den Augen standen.

„Aber Sie sind traurig, Fräulein Franzisca, und ich" —

„Wer sagt Ihnen das?" rief sie in leidenschaftlicher Erregung: „Ich bin ja so glücklich und hab' alle Ursache dazu!" und ihr schneidendes Auflachen stand mit ihren Worten im seltsamsten Widerspruch.

Der junge Mann war freilich schon an solche wunderliche Launen gewöhnt, aber sie brachten ihn immer wieder außer Fassung. Er starrte sie nur verwundert und verlegen an und fand nicht gleich eine passende Antwort.

„Aber werden Sie nicht auch sehr glücklich sein?" fuhr Fränzchen und in sichtlicher Erregung fort, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Ihr Posten war ja so furchtbar beschwerlich, daß Sie ihn sicher mit Freuden aufgeben, Sie haben gewiß nicht eher Ruhe gelassen, als bis man Sie endlich abberufen."

„Woher wissen Sie das schon?“ fragte er auf's Aeußerste verwundert.

„Nun ist nicht alles zwischen Ihnen und Victor heimlich abgemacht worden?“ fragte Franzisca zurück: „Eigentlich finde ich es unrecht, daß Sie ihn gerade hierher gelockt haben, auf einen Platz, der Ihnen bereits so arg verleidet worden,“ und ihre Augen ruhten mit finsterm Vorwurf auf dem jungen Mann, der sich nur mühsam zu einer Vertheidigung aufraffte: „Ich bin ganz unschuldig,“ stammelte er verwirrt. „Nicht das Mindeste weiß ich, daß Victor an meine Stelle rückt. Das ist für mich die überraschendste Neuigkeit,“ und sein Erstaunen war viel zu aufrichtig, als daß sie an der Wahrheit seiner Worte zweifeln konnte.

Franzisca starrte wieder vor sich hin, ohne etwas darauf zu entgegnen, und Engelhardt suchte dies Schweigen zu benutzen und sich ein Herz zu fassen: „Ja, Fräulein Franzisca, es ist wirklich so, wie ich Ihnen sage; aber ich gehe dennoch nicht gern fort. Ich wollt' hier bleiben, mein Lebelang, denn ich hab' mir nichts Besseres gewünscht. Wenn ich Sie einmal sehen konnt', dann war ich schon glücklich, mehr hab' ich nicht gewollt.“

Franzisca schien in ihrem düstern Hinbrüten auf Engelhardt's Geschwätz nicht zu achten, und da sie ihn mit keinem Wort unterbrach, fuhr er mit tief bewegter Stimme fort, und von dem Drange beseelt, seinem Herzen Luft zu machen:

„Nun soll ich fort und mir ist's, als schicke man mich in den Tod. O Fränzchen, ich kann es nicht ertragen, von Ihnen fortzugehen; ich soll nicht mehr in Ihre Augen schauen, in Ihr liebes Antlitz, das ich beständig vor mir hab'. Das ertrag ich nicht."

Erst seine letzten Reden schien sie gehört zu haben: sie blickte auf und zerstreut, mit trübem Lächeln in sein Gesicht: „Da sehen Sie mich noch einmal recht an," und mit einem gewissen Mitleid blickte sie auf den gutmüthigen Menschen, der ihr jahrelang die rührendste Hingabe und Liebe erwiesen, die sie nie erwidern gekonnt.

Ihre weiche Stimmung weckte plötzlich neue Hoffnungen in seiner Brust. „Franzisca, ich kann nicht allein gehen," rief er mit zitternder Stimme: „Kommen Sie mit mir, werden Sie meine Frau und ich will der glücklichste Mensch der Erde sein!" Bittend erhob er die Hände und seine Augen ruhten flehend auf ihr, während sein Herz in fieberhafter Unruhe schlug.

Sein eifriges Drängen weckte in ihr die alte Bitterkeit. Warum wollte dieser Mensch allein glücklich sein? Welches Anrecht hatte er dazu? War sie denn glücklich? Und mit höhnischem Auflachen entgegnete sie: „Sie verlangen zu viel, bester Freund."

In seinem Eifer, ihr Herz zu rühren, achtete er nicht auf ihren Hohn und fuhr in größter

Erregung fort: „O, wüßten Sie, wie es in meiner Bruſt ausſieht, wie unausſprechlich ich Sie liebe, Sie würden Mitleid mit mir haben und mich nicht völlig der Verzweiflung überlaſſen!“ Thränen erſtickten ſeine Stimme.

Wirklich dämpfte ſeine tiefe Gemüthsbewegung ihre bittere Laune und ſie entgegnete ruhiger: „Könnte Ihnen denn mein Mitleid genügen? Sie wollen von mir geliebt ſein, und ich ſagte Ihnen ſchon, daß ich Ihnen nur eine freundſchaftliche Theilnahme zu ſchenken vermag.“

„Vielleicht würden Sie mich dennoch endlich lieben, wenn Sie ſähen, wie ich Ihnen jeden Wunſch an den Augen ableſen und keinen andern Gedanken haben würde, als Sie glücklich zu machen.“

Franzisca ſchüttelte das Haupt. „Das denke ich nicht. So kommt nicht die Liebe. Die iſt im Herzen da, man weiß nicht wie? Sie läßt ſich nicht erwerben und verdienen.“ Ihre Augen leuchteten ſchwärmeriſch und ihre Bruſt hob ſich voll ſtürmiſcher Empfindungen.

„Dann lieben ſie bereits einen Andern,“ ſagte der junge Mann ſeufzend.

Eine verrätheriſche Flammenröthe ſchoß in ihr Antlitz und doch entgegnete ſie raſch abwehrend: „Nein, nein, ich liebe Niemand, aber ſo ſteht's in den Büchern, die ich geleſen habe, und dann dachte ich immer, ſo zu lieben und wieder geliebt zu werden, muß ein unnennbar ſüßes Glück ſein.“

Engelhardt antwortete nicht; er war auf ſeinen Stuhl geſunken und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. Alles was und wie ſie es ſagte, brachte ihm zum Bewußtſein, welche Seligkeit es für ihn geweſen, wenn ihm die Liebe dieſes herrlichen Mädchens zu Theil geworden wäre.

Das peinliche Schweigen der Beiden wurde durch den Eintritt des alten Stromberg unterbrochen. Der junge Grenzbeamte raffte ſich gewaltſam aus ſeiner ſchmerzlichen Verſunkenheit auf und ſuchte ſo herzlich wie immer den freundlichen Gruß des Alten zu erwidern.

„Schauen heut' gar nicht gut aus," ſagte Stromberg ſogleich, nachdem er in ſeiner gemüthlichen Weiſe Engelhardt gemuſtert hatte: „Haben ſich wohl mit den Paſchern wieder rumplacken müſſen?"

„Damit nimmt's für mich ein Ende," entgegnete der Andere und verſuchte ein gleichgültiges Geſicht zu machen.

„Spaß, wie meinen Sie das?" rief der Alte verwundert.

Noch eh' Engelhardt antworten konnte, trat die Tochter raſch auf ihn zu: „Ja, Du wirſt nicht wenig über die wichtigen Neuigkeiten ſtaunen, die wir Dir mitzutheilen haben. Herr Engelhardt kommt fort und unſer Victor an ſeine Stelle."

Stromberg ſtarrte ſeine Tochter ſprachlos an, ob ſie nicht ſcherze, und als er von ihrem erregten

Antlitz, aus ihren ſchmerzverſchleierten Augen die Antwort las, daß ſie die volle Wahrheit geſagt habe, ſtammelte er verwirrt: „Spaß, das iſt ja zum Raſendwerden.“

Franzisca warf ihm einen bedeutungsvollen abmahnenden Blick zu und um die Uebereilung ihres Vaters ſogleich zu verbeſſern, ſagte ſie raſch: „Wenn ſich auch Papa freuen möchte, daß er ſeinen Sohn in die Nähe bekommt, ſo iſt er doch viel zu ſehr beſorgt, weil er gerade dieſen gefährlichen Poſten erhalten hat. Sie wiſſen ja am Beſten, wie Sie hier Ihres eigenen Lebens nicht ſicher waren.“

„Das iſt's,“ ſtimmte ihr der Alte eifrig bei: „Eine ſolche Stelle, wie Sie hier haben, gönn' ich keinem Hunde! Die iſt für meinen Victor viel zu ſchlecht.“ Stromberg ſchien gar nicht die grobe Beleidigung zu ahnen, die ſeine Worte für den Andern enthielten, denn er fuhr ſogar lebhaft fort: „Müſſen Sie das nicht ſelber ſagen, Herr von Engelhardt?“

Der junge Grenzbeamte war im Grunde eine zu beſcheidene Natur und hatte die größere Begabung ſeines Freundes ſtets ſo rückhaltslos als etwas Selbſtverſtändliches angenommen, daß er ſich durch die Bemerkung des Alten nicht einmal verletzt fühlte, ſondern die Wahrheit derſelben willig anerkannte. „Ich wundere mich auch, daß man Ihrem Herrn Sohne keinen beſſern Poſten zugetheilt hat. Er iſt ja ein ſo überaus geſcheidter, tüchtiger Menſch.“

Stromberg nickte zustimmend mit dem Kopfe, während Fränzchen geheimnißvoll zu ihm hinüberlächelte, und als der Alte sie nun mit Fragen bestürmen wollte, blickte sie auf Engelhardt, um anzudeuten, daß seine Gegenwart sie verhindere, ihm zu antworten.

Jetzt konnte der alte Stromberg kaum die Entfernung des jungen Grenzbeamten erwarten; er sprach kein Wort weiter, um ihn nur los zu werden, und der junge Mann ging endlich noch schwereren Herzens fort, als er gekommen war.

„Was hast Du, Fränzchen?“ fragte sogleich der Vater, kaum daß sein Besuch die Thür in der Hand hatte. „Kannst denken, wie mich die Neugier geplagt hat.“

„Ich durft's nicht vor Engelhardt sagen, es würde ihn recht gedemüthigt haben, und er ist schon unglücklich genug.“

„Was frag' ich nach dem!“ entgegnete der Alte rücksichtslos. „Also was ist's, so rede endlich.“

„Victor kommt wohl her; aber nicht eigentlich in Engelhardt's Stelle. Der Posten wird bedeutend vergrößert, und Victor übernimmt als Hauptmann die Oberleitung.“ Wie sehr sie auch auf der einen Seite von dieser Versetzung ihres Bruders hart betroffen wurde, befriedigte es auf der andern Seite ihren Ehrgeiz, daß Victor hier einen höheren Rang einnehmen sollte, als sein Freund.

Auch der Vater hielt sich nur an diesen erfreu-

lichen Gedanken. „Spaß, das ist ganz was anders, aber warum hast Du es denn Engelhardt nicht gesagt! Er muß doch wissen, daß unser Victor nicht blos in seine Stelle einrücken kann.“

„Er wird es ja noch früh genug erfahren und sollte es wenigstens von uns nicht,“ entgegnete Franzisca, die in dieser Zurücksetzung für Engelhardt einen tieferen Stachel sah, als jener vielleicht wirklich empfand, der sich höheren Fähigkeiten gegenüber gern unterordnete. „Aber was soll nun werden?“ fragte sie und ihre Augen ruhten erwartungsvoll auf dem Antlitz ihres Vaters.

Dieser fuhr sich verlegen in sein struppiges Haar. „Ja, das hat uns grad' noch gefehlt! Das ist eine schöne Geschicht'! Der Victor wird uns freilich ganz anders auf die Finger sehen, als der gute Engelhardt, der läßt sich so leicht nichts vormachen.“

„Meinst Du das auch?“ sagte Fränzchen und in ihre Augen kehrte etwas von dem alten Glanz zurück, bei dem Gedanken an die Klugheit und geistige Ueberlegenheit des Bruders. „Es ist dann auf immer vorbei mit unserm Geschäft. Mit Victor können wir's nicht aufnehmen.“

Der Alte senkte niedergeschlagen den Kopf und sagte nach einigem Sinnen: „Hast Recht. Der Victor würde nicht lange mit uns fackeln und uns bald abfangen. Aber was sollen wir dann beginnen?“

„Du mußt Dich jetzt wirklich ganz und gar

auf die Gärtnerei verlegen; das bringt ſchon ſo viel, wie Du zum Leben brauchſt, und ich will ſehen, ob ich nicht in der Stadt Muſikunterricht geben kann.“

Stromberg kratzte ſich hinter den Ohren und ſtieß einen tiefen Seufzer aus: „Eine ſchöne Geſchicht!“ wiederholte er. „Muß auch den Jungen der Henker grad' hierher führen? Und was wird der Baron ſagen? Na, der wird auch ſeufzen, denn dem hat's beſonders geſchmeckt, mit Müßiggehen ſo viel Geld zu ſchlucken.“

„Das ſag' nicht. Er hat uns rechtſchaffen geholfen, und wenn Niemand mehr aus und ein wußte, da fand er immer wieder Rath und Ausweg.“

„Schon wahr! aber über die Grenze iſt er doch nicht mit geſtiegen, da mußten wir unſere Haut allein zu Markte tragen. Spaß, ich gönn's doch dem alten Geizhals, daß er nichts mehr kriegt. Und wann hat die Herrlichkeit ein End?!“

„Victor ſchreibt, daß er ſchon in den nächſten Tagen eintreffen wird. Es iſt alles fabelhaft raſch gegangen.“

„Hui!“ machte der Alte: „Da müſſen wir uns noch dazu halten und hinüberſchaffen, was nur das Zeug hält. Meinſt Du nicht auch?“

Franzisca hätte am liebſten in ihrer gebrochenen düſtern Stimmung ſchon jetzt auf das gefährliche Gewerbe verzichtet, aber ſie kannte ihren Vater,

daß er noch nicht darein willigen werde, und wirklich hätte ein plötzliches Aufgeben der Paſcherei ſeine Bedenken gehabt. Ihre Bundesgenoſſen lebten ſo ſorglos in den Tag hinein, wie ihr Vater! wenn ſie auch auf der Stelle ihren glänzenden Verdienſt verloren, dann war von dieſen verwegenen Geſellen das Schlimmſte zu erwarten! ſie mußten erſt auf ihre drohende Lage aufmerkſam gemacht werden und noch einmal einen guten Gewinn haben, dann mochten ſie ſehen, wie ſie ſich auf eigene Fauſt durch die Welt ſchlugen.

Es ſchien, als ob in Fränzchen noch einmal die alte Spannkraft zurückgekehrt ſei. „Dann laß' uns nicht zögern," ſagte ſie kurz entſchloſſen.

„Stefan mag die Andern herbeirufen, und ich werde ſogleich den Baron aufſuchen. Heut und die nächſten Tage muß ſo viel hinüber, als ſonſt in Monaten."

Stromberg nickte eifrig mit dem Kopfe. Sie kleidete ſich raſch um und in wenigen Minuten ſagte ſie ihrem Vater Lebewohl und ſchlug, trotz der bereits eingetretenen Dämmerung den Weg nach Tannenheim ein.

Als Victor wenige Tage darauf wirklich in der Heimath eintraf, konnte Fränzchen über die Veränderung nicht genug ſtaunen, die mit ihrem Bruder vorgegangen war. Er ſchien ſeinen frühern Ernſt, ſein etwas froſtiges, zurückhaltendes Weſen ganz abgeſtreift zu haben und zeigte eine Sorgloſigkeit

und Luſtigkeit, die an ihm früher völlig fremd geweſen war.

„Du wirſt hier einen ſehr ſchwierigen Poſten haben,“ begann ſogleich der Vater: „Armer Junge, hätteſt ihn nicht annehmen ſollen.“

„Ich werde ihn mir leicht machen,“ entgegnete Victor lachend. „Vorläufig thut mir Albert den Gefallen und bleibt vierzehn Tage noch hier: da kann ich mir alles mit anſehen und meine Zeit ruhig abwarten.“ Er ſchien ſich überhaupt ſein Amt wenig zu Herzen zu nehmen, ſtrich in der Gegend umher und wanderte am liebſten nach Tannenheim hinüber, das jetzt für ihn eine weit ſtärkere Anziehungskraft gewonnen hatte.

Fränzchen blickte nicht ohne Befremden auf dieſe Veränderung ihres Bruders, und doch wagte ſie ihn nicht zu warnen und aufzufordern, ſeinen Beruf ernſthafter zu nehmen. Was Victor endlich bei ſeinen Vorgeſetzten zum Nachtheil ausfallen mußte, war für ſeinen Vater wie für den Baron ein kaum geahntes Glück. Nun konnten ſie ihr Weſen noch eine Zeit weiter treiben, bis der junge Mann aus ſeiner merkwürdigen Läſſigkeit erwachte.

Der Baron glaubte freilich die Quelle dieſes behaglichen Hinſchlenderns des neuen Grenzbeamten zu kennen, und er that ſein Möglichſtes, um ihn noch mehr an Tannenheim zu feſſeln. Noch niemals war er gegen einen jungen Mann ſo freundlich geweſen, wie gegen Victor. Er unterhielt ſich in

ſeiner freilich etwas wunderlichen Weiſe mit ihm und zeigte ſichtbar, daß ihm ſeine Beſuche angenehm waren. Dem alten, ſonſt ſcharfblickenden Herrn konnte wohl nicht entgehen, was den Sohn ſeines Freundes ſo oft nach Tannenheim lockte, daß er nicht kam, um ſeine Geſellſchaft zu ſuchen, ſondern daß Gabriele der Magnet war, der ihn anzog, und dennoch zeigte er ſich nicht unwillig über dieſe häufigen Beſuche, im Gegentheil, er war es ſtets, der ihn von Neuem dringend einlud. Es hätte freilich für den jungen Mann dieſer Einladung nicht bedurft; Victor's ganzes Glück machte es aus, Gabriele zu ſehen, mit ihr zu plaudern und in ihren reinen Kinderaugen einen Himmel zu entdecken, nach dem er ſich in all' dieſen Jahren heiß geſehnt hatte.

Seltſam, dieſe beiden Menſchen hatten ſich nicht geſchrieben und nur durch Fränzchen zuweilen von einander gehört, und doch war es ihnen, als ob ſie in der langen Zeit der Trennung auf's Innigſte mit einander verkehrt und ihre Seelen einen Bund für das Leben geknüpft hätten. Alles, was ſie noch getrennt, war ſchon in der erſten Stunde des Wiederſehens hinweggeräumt und Tage des ſonnigſten Glückes tauchten vor ihnen auf.

Victor war ſo zurückgekehrt, wie ſich Gabriele ihn gewünſcht hatte, und nun flog ihm ohne jeden Rückhalt ihr ganzes Herz zu. Wohl hatte ſie damals beim Scheiden gewußt, daß ein Gefühl von Liebe für ihren Lebensretter in ihrer Bruſt zu keimen

begann, aber er war ſo kühl und ruhig von ihr gegangen, als ob ſie ihm völlig gleichgültig ſei, und dennoch hatte die einmal aufgeſproßte Neigung wie unter einer ſchützenden Winterdecke, ſich ſtill weiter entfaltet und ſprengte beim plötzlichen Wiederſehen mit einem Schlage die Knospenhülle.

Victor konnte jetzt ſo heiter lachen, ſo ſorglos plaudern und mit elaſtiſcherem Geiſte in ihre mädchenhafte Träumereien eingehen. Ihm war es, als ob er in der langen Zeit nichts weiter gelernt habe, als wie er ihr gefallen, ihr ganzes Herz vollends gewinnen könne. Nichts trennte ſie jetzt mehr; Gabriele überließ ſich dem vollen Zauber, den ſeine Perſönlichkeit nun auf ſie ausübte und wie in ein Märchenland ſchaute plötzlich ihre wie auf Flügeln getragene Seele. Alles wurde für ſie Gegenwart; ſie lebte nur in den Stunden, in denen der Geliebte kam, mit ihr plauderte und ſcherzte, oder auch in ernſten Geſprächen die größere Tiefe ſeines Weſens enthüllte.

Wenn Gabriele über ihr eigenes Herz bisher im Unklaren geblieben wäre, jetzt wußte ſie es, daß ſie Hans nie geliebt hatte. Ehrlich und aufrichtig gönnte ſie ihm ſein neues Lebensglück und nichts regte ſich in ihr, als Richthoff mit einigem Triumph ihr ſeine Braut vorſtellte. Sie zweifelte nicht einmal daran, daß Hans mit Fernande ſehr glücklich werden würde; er brauchte eine ſolch' unruhige, nach Außen gerichtete Natur, die ihn mehr in Athem

erhielt. Noch wärmeren und ehrlicheren Antheil nahm sie an dem Glück Elfriedens. Hier glaubte sie noch weit eher die Bürgschaft für eine völlig harmonische und zufriedene Ehe zu finden.

In Gabrielen brauchte nicht das kleinste Körnchen von Neid zu keimen, daß rings um sie sich unerwartete Herzensbündnisse schlossen; ruhte doch auch ihr Leben im hellsten Sonnenschein. Sie würde bei ihrer Herzensneigung selbst ihrem Vater getrotzt haben; aber glücklicher machte es sie doch, daß derselbe Victor so auffällig seine Gunst zuwandte und es ruhig geschehen ließ, wie ihre Herzen sich immer inniger aneinander anschlossen.

Die Liebenden waren viel zu offen und harmlos, um aus ihren erwachten Gefühlen ein Hehl zu machen; rückhaltlos legten sie an den Tag, wie glücklich sie waren, wenn sie sich wiedersahen. Der Baron bemerkte es wohl und anstatt den jugendlichen Bewerber zurückzuweisen, zeigte er ihm deutlich, daß er ihm willkommen war; er plauderte gern mit ihm, und so weit es sein bitteres, sarkastisches Wesen zuließ, behandelte er ihn mit einem so aufrichtigen Wohlwollen, wie einen geliebten Sohn.

Es war kein Wunder, daß sich durch ein solches Auftreten das junge Paar in die süßesten Hoffnungen einwiegte und es für unmöglich hielt, daß den Himmel ihres Glückes noch ein Wölkchen trüben könne.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

„Wir können es ruhig heut noch einmal wagen, es mag dann das letzte Mal sein.“

„Nein, nein,“ entgegnete Fränzchen heftig: „Sie haben das schon seit vierzehn Tagen gesagt und trotzdem niemals aufgehört.“

„Hat es uns geschadet, Kind?“ rief der Baron und rieb sich seelenvergnügt die Hände. „Hätten wir gleich die Geschichte eingestellt, wie Du gewollt, so wären wir um einen schönen Verdienst ärmer.“

„Ich konnte nicht denken, daß sich Victor so lange ruhig verhalten würde.“

„Wird's noch immer, da ist mir nicht bange,“ kicherte Tannenheim vor sich hin: „Ist noch weniger zu fürchten, als der Einfaltspinsel, der Engelhardt.“

„Und doch ahnt mir nichts Gutes, Baron,“ rief Franzisca in tiefer Erregung.

„Papperlapapp! kenne Dich gar nicht wieder, Fränzel, bist wohl auch verliebt, daß Du so furchtsam geworden, ist mir schon aufgefallen.“

Das Geſicht Franzisca's röthete ſich, dennoch erwiederte ſie unwillig: „Scherzen Sie nicht. Ich fürchte das Schlimmſte, denn ich kenne Victor; er wird plötzlich aus ſeiner Schläfrigkeit erwachen, aber dann ſind wir auch verloren.“

„Unſinn!“ höhnte der Baron. „Der ſitzt auch wie Hercules zu den Füßen ſeiner Omphale; doch das verſtehſt Du nicht, das wäre etwas für den klugen Hans.“

„Sie irren ſich, Baron,“ entgegnete Fränzchen, die durch dieſe Bemerkung in ihrer Eitelkeit empfindlich gekränkt war, „ich weiß recht gut, wer Hercules war, und daß er ſeiner Geliebten zu Gefallen am Spinnrocken geſeſſen; nur halten ſie meinen Bruder nicht für ſo ſchwach; ich fürchte, er hat die Zeit über nicht müßig geſeſſen und in aller Stille unſer Treiben beobachtet, um uns deſto ſicherer abzufangen.“

„Spaß! Fränzel, da denkſt Du doch wohl zu arg,“ ließ ſich jetzt auch der Vater vernehmen; „der Victor hat ja in den vierzehn Tagen wirklich nichts weiter gethan, als nach Tannenheim zuſpazieren.“

„Ganz recht,“ ſtimmte ihm der Baron eifrig zu. „Und Du glaubſt gar nicht, wie arglos er iſt, wie ich ihm die Künſte abfragen kann; er ſagt mir alles haarklein, was er zu machen gedenkt, wie er die Paſcherei auszurotten hofft; es bleibt nur immer bei dem guten Willen!“ und Tannenheim lachte höhniſch.

„Nein, nein, Victor war stets ein verschlossener Mensch und vielleicht ist er noch nie so verschlossen gewesen, als jetzt, wo er sich so offenherzig zeigt. Ich hab' ihn vor einigen Tagen ganz von Weitem und äußerst vorsichtig auszuholen gesucht, und er lachte mir in's Gesicht und sagte freundlich: Kind, wozu soll ich Dich mit solchen Geschichten belästigen, sei ohne Sorge und überzeugt, daß ich das Vertrauen schon rechtfertigen werde, das man in mich gesetzt hat, und wie ich ihn kenne, hält er noch eher Wort, als man nur ahnt."

Der Stolz auf ihren Bruder leuchtete aus ihren Augen und ließ sie vergessen, wie viel für sie selbst dabei auf dem Spiele stand.

Der Baron kicherte seelenvergnügt vor sich hin. „Schon recht, aber er wird sich gewiß Zeit nehmen, inzwischen können wir noch die beste Ernte halten."

„Nein, geben wir es lieber für immer auf, eh' uns noch im letzten Augenblick das Unglück erreicht."

„Hätt' Dir nicht zugetraut, daß Du so feig sein könntest. Courage, Fränzel! Hast ja sonst immer gezeigt, daß Du's Herz auf dem rechten Fleck hast" und der Baron faßte sie am Kinn und sah ihr ermuthigend in die Augen.

Auch dieser Zuspruch verschlug heut' nichts; sie schüttelte nur düster den Kopf.

„Na, es mag heut das letzte Mal sein!" rief der alte Stromberg, der schweigend vor sich hin gegrübelt hatte; „Fränzchen, Du brauchst nicht zu

denken, daß es morgen wieder so heißt. Ich will verdammt sein, wenn ich dann noch einmal über die Grenze geh'; aber heut können wir's noch einmal riskiren. Tannenheim hat Recht. Von dem albernen Engelhardt ist nichts zu fürchten, und der Victor hat die Gedanken noch ganz wo anders."

„Das ist doch wenigstens gescheidt!" rief der Baron und rieb sich vergnügt die Hände. Wenn er daran dachte, daß dieser prächtige Nebenverdienst plötzlich wegfallen solle, konnte er ganz unglücklich werden, und er tröstete sich nur damit, daß es bei einer bloßen Redensart bleiben und Stromberg der Letzte sein werde, der dieses einträgliche Geschäft aufgeben möchte. Seitdem Fränzel am Meisten darauf drang, das Gewerbe rasch einzustellen, gefiel ihm das Mädchen gar nicht mehr; die Kleine kam ihm ganz albern vor, daß sie jetzt so ängstlich war und fortwährend von Gefahren fabelte. Er wußte es ja weit besser, daß von dem jungen Stromberg erst recht nichts zu befürchten war; der war ja ganz in Gabriele vernarrt. Nun, mochte er doch der Kleinen ein Bischen den Hof machen, das war nicht so schlimm, und so lange wurde er gewiß den Paschern nicht gefährlich. Selbst gegen eine ernstliche Neigung seiner Tochter für den jungen Stromberg hatte der Baron schon jetzt nichts einzuwenden. Durch die Verbindung Oscara's mit einem Bürgerlichen war einmal sein Adelsvorurtheil

gebrochen worden, und ſein furchtbarer Geiz hatte längſt die Vortheile erkannt, die ihm durch eine ſolche bürgerliche Ehe ſeiner Töchter erwuchſen. Dr. Hagedorn hatte wirklich bisher an ſeine Kaſſe weiter keine Anſprüche gemacht, Stromberg war gewiß ebenſo beſcheiden, denn er hatte ſein reichliches Auskommen, und ein reicher Adeliger ſtellte an ſeinen freiherrlichen Schwiegervater ſicher ganz andere Anforderungen. Deshalb ſah er den Verkehr der beiden jungen Leute durchaus nicht ungern, und vorläufig brachte ihm dieſe Liebſchaft den Vortheil, daß er Victor über Vieles aushorchen konnte, denn der war ja nicht im Stande, hinter dieſem Intereſſe für ſeine Amtsgeſchäfte zu argwöhnen, daß der Baron mit den Paſchern in irgend einer Verbindung ſtehe.

„Ja, das iſt geſcheidt!“ wiederholte der Baron. „Und wann wollt Ihr aufbrechen?“

„Wie immer, kurz vor Mitternacht!“ antwortete der alte Stromberg.

„Das iſt gut. Ich komme und ſtreife wieder auf der ganzen Grenze herum; Ihr könnt Euch auf mich verlaſſen,“ und die Augen des Alten funkelten unheimlich. Seitdem Fränzel die Sache ſo lau trieb, war in ihn ein weit größerer Eifer gekommen. Die Energie ſeines Weſens, mit der er alles bisher ergriffen, bekundete er auch hier: Jede Fiber zuckte an ihm; die Gefahr, die mit dem Geſchäft verbunden, hatte für ihn den höchſten

Reiz, und mit wahrer Leidenschaft trieb er jetzt die Anderen zu noch kühneren und gewagteren Unternehmungen an.

Franzisca erhob noch einmal ihren Widerspruch. „Verzichten wir heut' auf alles, mir ahnt nichts Gutes."

„Unsinn, Fränzel, Du siehst wohl selbst Gespenster; hast sie Andern lange genug vorgespielt. Denk' doch, drei solch' schlaue Füchse wie wir fängt man nicht so leicht."

„Wenn Victor die Netze stellt, sind wir unbedingt verloren."

„Hast heut' schlecht geschlafen, Fränzel!" sagte jetzt auch der Vater: „So schlimm kann's nicht gleich werden, wie Du fürchtest. Ruh' Dich noch eine Stunde aus und dann wirst Du schon anders denken."

„Wollen wir's nicht aufgeben?" beharrte die Tochter.

Tannenheim knirschte vor Ungeduld mit den Zähnen; der alte Stromberg jedoch bewahrte der Tochter gegenüber seine Ruhe: „Geht wirklich nicht mehr. Ich habe schon den Stephan fortgeschickt. Heut' müssen wir's noch einmal riskiren, aber hier hast Du meine Hand, der Teufel soll mich lothweise zerreißen, wenn ich nicht Wort halt', 's ist heut' das letzte Mal."

Fränzchen ergriff mit einem Seufzer die Hand des Vaters. „Nun dann, wie das Schicksal will!"

sagte sie leise, während der Baron vergnüglich vor sich hin grinzte, in der sicheren Ueberzeugung, daß es ihm schon gelingen werde, seinen alten Freund wieder anderen Sinnes zu machen.

Tannenheim und Stromberg schüttelten sich herzhaft die Hände. „Ihr könnt ohne Sorge sein. Ich komme gewiß und passe auf," sagte der Erstere. „Werden schon selbst die Augen offen behalten," war die Antwort des Anderen. Franzisca entfernte sich von dem Baron ohne Gruß, und dieser kicherte nur über ihren Trotz vergnüglich vor sich hin. Was fragte er nach dem Unwillen der Kleinen; er hatte ja sein Ziel auch heute wieder erreicht, und das war die Hauptsache.

Victor war freilich heut' noch nicht in Tannenheim erschienen, aber er kam gewiß noch, und wenn auch erst in später Abendstunde, und dann wollte er ihn schon so lange festhalten, daß er für heut' nicht mehr auf den Gedanken kam, noch irgend einen Streifzug zu unternehmen. Hatte er doch bisher alles dem guten Engelhardt überlassen, und in seinem Liebesfeuer schien er ganz zu vergessen, daß noch Pascher auf der Welt seien.

Als der Baron in's Schloß zurückkehrte, traf er Victor noch nicht anwesend, wie er gehofft hatte.

Eine Stunde nach der andern verrann, und er kam nicht. Der Alte wurde darüber fast ungeduldiger als seine Tochter. Mehrmals wandte er

ſich zu Gabriele: „Aber was ſoll das heißen, der Victor läßt uns ja heut' ganz im Stich?"

Das junge Mädchen hätte über dieſe Unruhe ihres Vaters laut aufjauchzen mögen. Wenn er ſich bereits ſo an Victor gewöhnt hatte, daß ihn ſein Ausbleiben ſtörte, dann war viel gewonnen, dann durfte ſie alles hoffen. Ueber dieſe beglückende Entdeckung vergaß ſie beinahe ſelbſt, ſein Nichterſcheinen übel zu deuten. Er war ſonſt freilich jeden Tag gekommen, aber er mochte gewiß durch ſeinen Dienſt verhindert werden, und als ſie auf die erneute Frage des Vaters dieſen Gedanken ausſprach, lachte er nur: „Iſt ja ganz freier Herr. Niemand hat ihm zu befehlen. Wird ihm wohl wo anders beſſer gefallen, als bei uns. Sind veränderlich, ſolch' junge Herren," und er ſchielte zu ſeiner Tochter hinüber, um die Wirkung ſeiner Worte zu betrachten.

Ein ruhiges Lächeln glitt über ihr rundes, freundliches Antlitz: „Das glaub' nicht; er unterhält ſich ſo gern mit Dir," und ihre Augen leuchteten etwas ſchelmiſch.

„Hm," brummte der Baron, aber er hütete ſich, ein Geſpräch weiter zu ſpinnen, das für ihn bedenklich werden konnte. Bei jedem leiſen Geräuſch, das ſich draußen vernehmen ließ, horchte er auf; mehrmals ging er hinaus und kam dann immer raſch zurück, mit haſtigen Schritten das Zimmer meſſend.

„Iſt ein vernünftiger Menſch! Spreche gern

mit ihm!“ murmelte er dann mehr für sich als zu Gabriele gewandt. Diese hatte dennoch das Lob des Geliebten gehört und stimmte bereitwilligst, wenn auch etwas zurückhaltend, in dasselbe ein. „Er ist ein achtungswerther Charakter.“

„Sag' ich auch. Warum kommt aber der Junge nicht? Ist ja der Sohn meines alten Freundes, kann ihn schon so nennen. Meine es so gut mit ihm wie ein Vater.“

Länger vermochte Gabriele nicht an sich zu halten. Unter hervorstürzenden Thränen sank sie ihrem Vater an die Brust. „O, Du bist gut! Verzeihe mir, daß ich je an Deinem edlen, großmüthigen Herzen gezweifelt habe.“

Der Baron sah sie nur mit seinen kalten, unruhigen Augen verwundert an. Er hatte nichts gewollt, als durch solche Redensarten die Ungeduld zu bemänteln, mit der er heut' den jungen Grenzbeamten erwartete. Warum blieb er gerade heute aus? Befand er sich schon auf der Lauer? In der Brust des Alten begann sich bereits ein Argwohn zu regen, und dieser Gedanke nahm ihn allein gefangen. „Was hast Du?“ preßte er mühsam hervor.

„Ich wollte Dir nur danken für Deine Liebe!“ sagte sie leise, den Kopf noch immer an seine Brust gelehnt, so daß sie nicht den häßlichen Ausdruck bemerkte, der sich in seinem Antlitz zeigte. Ihm wirbelten jetzt ganz andere Dinge durch das Hirn, als seine Tochter vermuthete.

„Schon gut," sagte er abwehrend. „Bist ein liebes folgsames Kind. Sei still, wird noch alles gut werden;" er suchte sich von der ihm lästigen Zärtlichkeit Gabrielens rasch zu befreien und wanderte wieder mit allen Zeichen der Ungeduld durch das Zimmer, aber er äußerte kein Wort mehr.

Als die Stunde immer weiter vorrückte, hatte Gabriele schon längst die Hoffnung aufgegeben, den Geliebten heute noch wiederzusehen. So spät konnte er nicht seinen Besuch abstatten. Nur der Vater schien, seltsam genug, noch immer Victor zu erwarten, denn er trieb sein hastiges, ungeduldiges Wesen weiter; sah bald auf die Uhr, bald eilte er hinaus, um dann nach kurzer Zeit doch wieder zurückzukehren und seine Wanderung durch das Zimmer von Neuem anzufangen.

Es schlug zehn und noch immer schien der alte Herr Victor zu erwarten, denn seine Unruhe blieb dieselbe.

Sonderbar, Gabriele wußte ganz genau, daß der Geliebte nicht mehr erscheinen könne, aber die Hartnäckigkeit, mit der ihr Vater ihn erwartete, riß sie ebenfalls mit fort, und es war ihr, als dürfe sie zur gewohnten Stunde heute nicht die Ruhe suchen, weil er vielleicht dennoch sich einfinden könne. Es war Thorheit, sie wußte es ganz genau, und dennoch tauchte immer wieder die Vorstellung in ihr auf, Victor müsse in der Nähe sein.

Schon den ganzen Tag über war das Wetter

kalt und unfreundlich gewesen, jetzt zu Nacht erhob sich ein förmlicher Sturm; die längst nicht mehr fest schließenden Thüren und Fenster knarrten und klapperten, im Ofen ließ sich jenes Heulen und Pfeifen hören, das so unheimlich klingt, und die alten Fichten vor dem Schlosse seufzten und stöhnten, denn ihre mächtigen Aeste wurden gewaltig durchschüttelt.

Es schlug elf Uhr.

Der Vater war wieder hinausgeeilt und kam jetzt in einen alten Mantel gehüllt zurück. „Geh' zu Bett, Gabriele!" sagte er in einem fast befehlenden Tone: „Wir haben genug Oel verbrannt, und es ist so kostspielig." Er blickte mißmuthig auf die nicht einmal hellbrennende Lampe, die kaum so viel Licht verbreitete, daß die nächsten Gegenstände ein wenig beleuchtet wurden.

„Willst Du noch einmal fort, und bei diesem Wetter?" fragte Gabriele verwundert. Von den Leuten hörte sie wohl, daß der Vater in der Nacht wie ein Geist herumwandere; aber sie selbst hatte seine späten Ausgänge nie bemerkt, denn sie war dann regelmäßig schon lange zu Bett.

„Kann doch nicht schlafen und will im Stalle nachsehen, ob der Johann nicht etwa Licht brennt. Könnte leicht bei solchem Sturm Unglück entstehen. Geh' nur schlafen, Gabriele."

„Papa, bleib hier! mir ist so seltsam zu Muth, als ob Dir irgend eine Gefahr drohte," bat die

Tochter, und ſchmiegte ſich zärtlich, aber auch furchtſam an ihren Vater an.

Er zuckte zuſammen, dann ſuchte er ſich von ſeiner Tochter frei zu machen, und mit heiſerer Stimme ſagte er kurz: „Unſinn, ſei nicht kindiſch. Gute Nacht, Gabriele;“ und er eilte hinaus.

Das Wetter war nicht ſo ſchlimm, als es ſich in dem alten Schloſſe angehört hatte, wohl empfing den Baron ein heftiger Windſtoß, als er über die Schwelle trat; aber er achtete nicht weiter darauf, und je mehr er in's Freie hinauskam, je weniger wurde er vom Winde beläſtigt.

Heftig eilte der Baron vorwärts, von einer unerklärlichen Unruhe getrieben, über die er ſich ſelbſt keine klare Rechenſchaft geben mochte. Das Ausbleiben Victor's, die Reden Gabrielens, das alles wirkte quälend auf ihn ein. Wenn ſeinen Freunden wirklich eine Gefahr drohte?

Trotz der herrſchenden Finſterniß ſchritt er auf dem ihm bekannten Wege ſo raſch vorwärts, daß er beinah' das alte Jagdſchloß erreicht hatte, da wurde er plötzlich am Arme gefaßt, und eine männliche Stimme raunte ihm zu: „Nicht weiter, Herr Baron!“

Das unerwartete Ereigniß brachte ſeine ohnehin erregten Nerven noch mehr in Aufruhr. Wie er auch ſonſt gewohnt war, jeder Gefahr zu trotzen, lähmte jetzt doch der Schreck all' ſeine Glieder, und er brachte mühſam hervor: „Was ſind das für Albernheiten! Laſſen Sie mich gehen.“

„Nicht von der Stelle! Ich weiß, was Sie vorhaben, und Sie dürfen nicht in Ihr Verderben eilen.“

„Victor, Sie sind's, was wollen Sie von mir?“ Erst jetzt erkannte er ihn an der Stimme.

„Gehen Sie nach Hause, wenn Sie nicht das Schicksal von Leuten theilen wollen, die tief unter Ihnen stehen.“

„Was soll das heißen! Lassen Sie mich gehen!“ und der Baron wollte sich von dem jungen Stromberg losreißen; aber dieser hielt ihn nur noch fester.

„Befolgen Sie meinen Rath und gehen Sie augenblicklich nach Hause. Ich meine es wahrhaftig gut mit Ihnen. Sie können Niemand mehr retten und stürzen sich nur selber in Gefahr.“

„Schwatzen Sie nicht solch' dummes Zeug!“ raffte sich der Baron zu heftiger Entgegnung auf.

„Ich überschreite schon meine Pflicht, daß ich Sie warne, aber ich mag nicht den Vater Gabrielens im Bunde mit Paschern sehen, und Sie werden unrettbar mit gefangen, wenn Sie sich noch weiter wagen. Es ist alles so sorgfältig umstellt, heut' giebt es für die Schurken kein Entkommen.“

Der Baron war sprachlos vor Bestürzung. So hatte der junge Mann sie doch überlistet und, während er den völlig Harmlosen spielte, wie ein Fuchs auf der Lauer gelegen, um jeden Schleichweg zu belauschen und nur seine Leute desto sicherer zu überfallen. Wie ihn auch diese Ueberlistung tief

empörte, konnte sogleich sein boshafter scharfer Geist von der andern Seite dem jungen Stromberg seine Bewunderung nicht versagen. Er hatte für solche Künste ein lebhaftes Verständniß. Wenn er Victor nun sagte, daß er eben eifrig bemüht war, den eigenen Vater und die Schwester einzufangen? Ob dann der junge Stromberg auch noch die Schlinge zuzog, oder sie Alle laufen ließ? Dieser Gedanke blitzte durch das Hirn des Alten. Aber konnte selbst Victor die Seinigen noch retten? Schon waren gewiß alle Wege umstellt, und die Pascher mußten jeden Augenblick die Grenze erreicht haben und in's Netz laufen. Die alte Sehnsucht erwachte in seiner Brust. Mochten sie sehen, wie sie davon kamen; es war das Beste, den guten Rath Victor's zu befolgen und die alten Genossen sich selber und ihrem Glück zu überlassen. Ohne längeres Besinnen murmelte er kurz: „Lassen Sie mich nur los, ich gehe nach Hause."

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie es thun."

„Mein Ehrenwort," brummte er verdrießlich, und kaum hatte Victor seinen Arm freigelassen, da war auch der Alte schon verschwunden.

Der junge Stromberg hatte nicht Zeit darüber nachzudenken, ob der Baron wirklich den Heimweg einschlage, denn er hörte plötzlich einen Schuß, dann folgten rasch hintereinander noch mehrere, und jetzt eilte er vorwärts, um über die Grenze und zur Stelle zu kommen.

Seine Anordnungen waren also von Erfolg gewesen. Während alle vermuthet, daß er nur müßig herumschlendere und sein Herz nur von seiner jungen Liebe erfüllt sei, hatte der junge Stromberg ganz im Stillen scharf beobachtet und darnach seine Maßregeln getroffen. Von seiner Kindheit her kannte er die verborgensten und schwierigsten Bergpfade, er war sie noch einmal geklettert, hatte überall seine Augen offen gehalten, und so war er nicht einen Augenblick im Zweifel, daß die Pascher das alte Jagdschloß zum Mittelpunkt ihrer Unternehmungen gewählt hatten. Von hier aus suchten sie oft lange an der Grenze hinzuschleichen, um plötzlich an einer verborgenen, unbewachten Stelle hervorzubrechen.

Ein sorgfältiges Durchforschen des alten Jagdschlosses hatte Victor vollends die Ueberzeugung verschafft, daß die Pascher hier ihre beste Zufluchtsstätte gefunden. Auch die Ursache der seltsamen Musik hatte er dabei entdeckt. In einem Mauerwerke befand sich eine Aeolsharfe so geschickt aufgehangen, daß sie in dem düstern Gebäude dem Blick leicht entging. Der junge Stromberg begriff es, wie diese kurz abgebrochenen, geisterhaft klingenden Töne auf Menschen wirken mußten, deren Phantasie bereits stark erregt war.

Der gute Engelhardt hatte freilich wenig auszurichten vermocht, weil er mit seinen Leuten die alte Spuckruine völlig unbeobachtet ließ. Die Geister-

begräbniſſe, die ſich noch mehrfach wiederholt, hatten auch die Beherzteſten verſcheucht, denn Jeder wurde von all' dem Schrecklichen, was er ſah, vollkommen überzeugt, daß hier übernatürliche Dinge geſchahen.

Victor hatte freilich darauf gedrungen, daß nicht nur ſein ſchwieriger Poſten verſtärkt, ſondern auch die Abergläubigſten durch andere Leute erſetzt wurden. Von der jetzt vorhandenen Mannſchaft konnte er mit Sicherheit darauf rechnen, daß ſie durch ſolchen Firlefanz ſich nicht in die Flucht ſchlagen ließ. Auch ſeinen Freund hatte er ſo lange bearbeitet, bis dieſer ſeinen thörichten Aberglauben aufgab, und um ihm zu beweiſen, wie ihn die Lehren Victor's bekehrt, hatte Engelhardt ſich ausdrücklich von Victor erbeten, dem heutigen großen Streifzuge noch beiwohnen zu dürfen, obwohl gerade heute ſeine Zeit abgelaufen war und er auf ſeiner neuen Stelle ſchon in den allernächſten Tagen erwartet wurde.

Selbſt die Betheiligung des Barons an dem Paſchergeſchäft war Victor nicht entgangen. Sein noch ſo vorſichtiges Ausholen hatte den Verdacht des jungen Beamten erregt. Es war zu auffällig, daß Tannenheim all' ſeine gegen das Paſcherunweſen etwa beabſichtigten Maßregeln von ihm herauslocken wollte. Auch ſeine eifrige Verbreitung der Spukgeſchichten mußte bei einem Manne ſonderbar vorkommen, der ſonſt einen ſo ſcharfen Verſtand und durchdringenden Geiſt beſaß. Er glaubte

nimmermehr das alberne Zeug, das er so geflissentlich Jedem auskramte, und doch geschah es in einer Weise, die nicht darauf schließen ließ, er wolle sich über die Andern lustig machen, sondern in der ganz bestimmten Absicht, ihnen gründlich Sand in die Augen zu streuen. Er war sicher in die Sache mit verwickelt, sonst würde er einen solchen Geisterspuk auf seiner Besitzung gewiß nicht geduldet, geschweige denn unterstützt haben. Dazu kam, daß Victor den Baron bei nächtlicher Weile mehrmals beobachtet, wie er um das alte Jagdschloß herumschlich, und bei einer zufälligen Plauderei mit dem alten Johann des Barons erfuhr der junge Grenzbeamte, daß der alte Herr sehr oft in der Nacht herumstreife und erst am Morgen nach Hause komme. Der gute Johann meinte freilich: der Geiz lasse jetzt den Baron nicht mehr schlafen und er irre dann Nachts durch den Wald, um einen Schatz zu entdecken.

Das waren alles Anzeichen, die Victor zu dem Schluß brachten, der Baron sei mit den Paschern im Bunde.

Es war freilich seltsam genug; aber einem solchen Mann, dessen Erwerbs- und Habsucht etwas Fieberhaftes hatte, war es wohl zuzutrauen, daß er Ehre und Alles auf das Spiel setzte, wo ihm irgend ein bedeutender Gewinn winkte. Daß auch Andere, ihm noch näher stehende theure Menschen an diesem gefährlichen Gewerbe Antheil hatten,

ja die Haupttriebfeder desselben waren, konnte der junge Stromberg freilich nicht ahnen. Er kam nur selten und dann am Tage in's Vaterhaus. Fränzchen fand er bei seinen Besuchen in das Lesen eines Romans vertieft oder an ihrem Instrument; der Alte war in seinem Garten beschäftigt, kramte in seinem kleinen Warmhause herum und schien für nichts Anderes Sinn zu haben, als für seine Blumen.

Auch nicht der Schatten eines Gedankens wäre in Victor je aufgetaucht, daß er in den Seinigen die kühnen Führer einer Pascherbande zu suchen habe, die jahrelang ihr Unwesen mit ebenso viel Glück wie Verwegenheit getrieben. Seine harmlose, gutmüthige Schwester, die Seele eines so gefahrvollen, unredlichen Gewerbes! Wer ihm das gesagt hätte, er würde laut aufgelacht haben. Ihr romantischer Sinn vergaß nur zu oft die Wirklichkeit und baute sich aus all' den bunten Geschichten, die sie gelesen hatte, eine so phantastische Welt auf, wie sie märchenhafter nicht gedacht werden konnte. Wie oft hatte er über ihre Unbekanntschaft oder Nichtachtung der nüchternen Wirklichkeit gelächelt. Sie hatte dadurch etwas Jugendliches behalten, das ihm an ihr so gut gefiel.

Auch auf den Vater wäre Victor's Verdacht nie gefallen. Er suchte bereits sehr behaglich durch das Leben zu schlendern, machte es sich gern bequem, und nur wenn es sein Vergnügen galt, erwachte

in ihm ein wenig von der alten Wildheit, mit der er sonst durch das Leben gestürmt war.

Noch ehe der junge Stromberg seine Leute völlig erreicht hatte, drang ihm schon übermüthiges Jubelgeschrei entgegen. „Wir haben sie! Wir haben sie! Das war eine prächtige Jagd!“

Engelhardt eilte zuerst auf den Freund in größter Aufregung zu und stürzte ihm in die Arme: „Alles gelungen! Deine Maßregeln sind bewundernswürdig gewesen. Ein paar von den Kerlen sind uns freilich entwischt; aber drei sind glücklich gefangen, und einer liegt da unten in der Schlucht, dem thut der Kopf nimmer weh. Ich hab' ihm auch noch einen Treffer gegeben.“ Ein wilder Rausch schien über den sonst so gutmüthigen Menschen gekommen; der Triumph, daß die Pascher, die ihm jahrelang das Leben sauer gemacht, endlich ihren Zahltag gefunden hatten, wogte wie ein Sturm durch seine Brust.

Die Schwärzer hatten wieder die alte Komödie aufgeführt; sie waren mit Fackeln in den Händen, einen Sarg auf einer Bahre tragend, langsam aus dem alten Jagdschloß herausgekommen; aber nicht wie sonst hatten sie sogleich die Grenze überschritten, sondern sie waren längs derselben wohl eine Viertelstunde weiter gewandert und dann war der wunderliche Leichenzug zuerst in einer Schlucht verschwunden, die steil hinabging und selbst am Tage Keiner zu durchklettern wagte.

Niemand hatte bisher daran gedacht, daß die Schmuggler diesen Weg wählen konnten, der an einer Stelle so abschüssig war, daß es ein Wunder blieb, wie sie hier hinabgelangen konnten. Victor hatte dennoch keinen Augenblick gezweifelt, daß jetzt die Pascher hier durchzudringen suchten. Gerade wo die Felswand ganz steil hinabging, hatte sich eine Tanne in den Stein geklemmt und wie sie auch mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, trotzig hier Boden gefaßt und sich behauptet. Sie war zu einem mächtigen Baume erwachsen, der seine Wipfel über die Schlucht hinauszuragen suchte, um wenigstens ein wenig Sonnenschein einzusaugen.

Als der junge Stromberg eines Tages mühsam hier herumgeklettert, war ihm aufgefallen, daß die Rinde am Stamme des Baumes völlig losgeschält und einige Ringe trug, als ob einmal Stricke darum befestigt worden. Wenn die Pascher je diesen Weg benutzten, dann konnten sie sich nur an Seilen hinunterlassen, denn auch Victor war nicht im Stande, an der steilen Felswand hinabzukriechen; er mußte einen weiten Umweg machen, um in die Tiefe zu gelangen. Unten schwand ihm vollends der letzte Zweifel; die verwegenen Schmuggler hatten sich wirklich hier Bahn zu brechen gesucht. Ueberall waren im weichen Moose die Spuren von Tritten zu bemerken und bei näherem Durchforschen des Bodens entdeckte er noch Ueberreste einer Menge Gegenstände. Dort lag das

Ende eines Strickes, hier ein kleiner Fetzen Leinwand, an einer andern Stelle Holzsplitter, die nur von bearbeiteten Gegenständen herrühren konnten.

Nun wußte der junge Beamte genug, um seine Maßregeln darnach zu treffen. Ein Theil seiner Leute wurde dicht unter der Felswand aufgestellt, um die kühnen Burschen in Empfang zu nehmen, sobald sie sich an ihrem Seil heruntergelassen, die Andern mußten, am Rande der Schlucht vertheilt, den etwa Flüchtigwerdenden jeden Rückweg abschneiden.

Mit wahrer Begeisterung waren die Mannschaften an ihre Aufgabe gegangen. Sie fühlten Alle, daß ihr jetziger Vorgesetzter die Sache weit ruhiger und vernüftiger angriff, als der gute Engelhardt, und sie hatten zu Strombergs Klugheit und Umsicht ein grenzenloses Vertrauen. Eigentlich begriffen sie nicht, warum der Hauptmann dem bereits Abgedankten gestattete, sich an einem Zuge zu betheiligen, der Allen gewiß die höchste Ehre einbringen mußte. Das war wirklich ein großes Freundschaftsstück; ja, Stromberg hatte sogar, nachdem er bis in die kleinsten Einzelnheiten alles angeordnet, Engelhardt erlaubt, die Oberleitung zu übernehmen, und dieser hatte mit Freuden das Anerbieten angenommen.

Victor war selbst davon fest überzeugt, daß die Pascher in die aufgestellte Falle gehen würden, und er wollte dem Freunde die Genugthuung gönnen,

bei dem kostbaren Fange wenigstens die Hand, wenn auch nicht der Kopf gewesen zu sein. Hatte doch der gute Junge sich jahrelang mit seinen Feinden erfolglos herumgequält!

Die Berechnungen und Beobachtungen des jungen Stromberg hatten sich zum großen Jubel der Grenzbeamten als völlig richtig herausgestellt. Nachdem die Schmuggler sich an der Grenze hingeschlichen, waren sie langsam in die Schlucht hinabgestiegen, ohne zu ahnen, welche Gefahr ihnen hier drohen sollte. Der sich immer mehr erhebende Sturm hatte sie gezwungen, die Fackeln auszulöschen, und sie vermochten nur mit großer Mühe vorwärts zu tappen.

Jetzt begannen die entfesselten Elemente jenes unheimliche Concert zu eröffnen, das eine Winternacht im Gebirge so wild und erschütternd aufzuführen und mit seinen dämonischen Schauern selbst die verhärtetste Brust zu packen weiß.

Wohl hatte der alte Stromberg auch heute wieder seinen treuen vierfüßigen Begleiter mitgenommen, und er ließ von Zeit zu Zeit ein verdächtiges Knurren hören, aber es wurde von dem Geheul des Sturmes weit übertönt, der die Wipfel der Bäume durchwühlte und sich gurgelnd und zornig in der Schlucht verfing.

In höchster Spannung standen die unten aufgestellten Grenzjäger auf der Lauer; sie achteten nicht auf das Heulen und Sausen des Sturmes,

ſondern blickten in ungeduldiger Erwartung zur Höhe, ob nicht dort bald ihr Wild erſcheinen werde. Und jetzt zeigte ſich auf der Felsplatte eine dunkle Geſtalt. Die Paſcher mußten ſich ſehr ſicher fühlen, denn einer derſelben trug eine Blendlaterne, und wie die Späher unten bemerken konnten, ſuchte er jetzt ein langes Seil an der Tanne zu befeſtigen.

Es war alſo alles ſo, wie ihr Hauptmann vermuthet. Die Leute hätten laut aufjubeln wollen, und trotzdem ſie wußten, daß unter dieſem Heulen und Brauſen, das die Schlucht erfüllte, kein Ton zu den Paſchern hinaufdrang, wagten ſie vor Aufregung kaum Athem zu holen.

Wie unruhig auch das Lichtchen der kleinen Blendlaterne hin und her flackerte, den Grenzjägern erhellte es doch die Dunkelheit genug, daß ſie die Vorgänge dort oben trefflich beobachten konnten. Jetzt gab der Burſche, der das Seil befeſtigt, die Laterne einem Andern, und ließ ſich raſch hinab. Er hatte noch nicht den Boden berührt, da fühlte er ſich von ſtarken Armen umſchlungen; noch eh' er einen Schrei ausſtoßen konnte, hatte er einen Knebel im Munde und in wenigen Augenblicken lag er gefeſſelt am Boden.

Den Zweiten, der ſich jetzt an dem ſtarken Seil herunter gleiten ließ, erreichte daſſelbe Schickſal.

Die Schmuggler machten eine Pauſe. Sie ſchienen ſich mit dem ſargartigen Gegenſtande zu

beschäftigen und wollten gewiß nun seinen Inhalt herunterlassen.

Ein junger Bursche beugte sich über die Schlucht. „Stephan, aufgepaßt!“ rief er hinab.

„Schon gut!“ rief einer der Grenzjäger mit dumpfer Stimme.

Ein ungeheurer Pack wälzte sich jetzt an den Rand der Schlucht und rollte mit solcher Heftigkeit herab, daß der zunächst stehende Grenzjäger, der nicht schnell genug auswich, noch von der Last getroffen wurde und zusammenstürzte.

Nun ergriff der junge Bursche, der vorhin hinabgerufen, das Seil, um den Andern zu folgen, aber er hatte noch nicht den Boden erreicht, da rief eine laute Stimme, die den Sturm noch überschrie: „Verrathen! Flieht!“

Während die Aufmerksamkeit der Grenzjäger auf die Vorgänge da oben gerichtet war, mußte sich einer der Pascher des Knebels geschickt entledigt haben und ließ sogleich seinen Warnungsruf erschallen.

Der junge Bursche am Seil hatte kaum den Schrei gehört, als er sogleich in seinem Hinabgleiten innehielt und denselben Ruf mit lauter Stimme wiederholte. „Zieht mich rasch wieder hinauf!“ Während einige der Leute sich sogleich anschickten dem Geheiß Folge zu leisten und mit aller Kraft das Seil heraufzuziehen suchten, trat einer der Pascher an den Rand der Schlucht, stieß einen

wilden Fluch aus, erhob eine Flinte und schoß in blinder Wuth hinab.

Nun schwand auch bei den Grenzjägern jede Rücksicht. Bereits hatten die Schmuggler den jungen Burschen bis an den Rand des Felsens gezogen, ein Augenblick, und er war vielleicht gerettet; da krachte ein Schuß, und der junge Mensch stieß einen Schrei aus und hielt sich nur noch verzweifelnd, mit letzter ersterbender Kraft an dem Seile. Ein zweiter Schuß, und er sank lautlos in die Tiefe.

Die am oberen Rande befindlichen Pascher suchten jetzt die Flucht zu ergreifen, von allen Seiten fielen Schüsse, noch ein Schwärzer wurde gefangen, den andern gelang es dennoch, in der herrschenden Finsterniß und bei dem heftigen Sturme, der jedes Geräusch übertönte, glücklich zu entwischen.

Engelhardt war auf Umwegen zu dem oberen Rande der Schlucht hinaufgeeilt, um sich an der Verfolgung der Schmuggler zu betheiligen, und er traf hier in seinem Siegesrausche mit Victor zusammen.

„Hier ist nur der Sarg zurückgeblieben, mit dem uns die verschmitzten Kerle so lange erschreckt haben," begann Engelhardt von Neuem und zeigte lachend auf einen schwarzen Kasten, der jetzt völlig leer war, und in der That wie ein mächtiger Sarg aussah. Die Pascher hatten ihre Waaren so am besten fortgebracht: „Aber komm' mit hinunter," fuhr Engelhardt fort: „Wir müssen doch sehen,

welche Beute wir gemacht haben," und er zog den Freund haſtig mit ſich fort.

Bald hatten ſie die Stelle ereicht. Die Schmuggler lagen gefeſſelt am Boden, und wenn das unſichere Licht einer Laterne über ſie hinwegſtreifte, dann konnte man die grimme, ohnmächtige Wuth ſehen, die in ihren Geſichtern lauerte.

Um den ungeheuren Pack waren bereits die zurückgebliebenen Grenzjäger beſchäftigt: „Hab' ſchon ein Loch hineingeſchnitten," rief der alte Ebert mit freudeſtrahlendem Antlitz: „Heut' ſind wir nicht wieder die Angeführten, wie damals. Nichts als Spitzen und Seidenwaaren!" und er ſchmunzelte ſo ſeelenvergnügt wie ſeit Jahren nicht. Was würde Miſchko Augen machen, wenn er heute dabei wäre. Der abergläubiſche Slavonier hatte auch zu denjenigen gehört, die Victor Stromberg als unbrauchbar für ſeine Zwecke ausgeſchieden hatte, und die ſogleich in eine andere Gegend verſetzt worden waren, wo ihre Leichtgläubigkeit weniger Bedenken erregte.

„Und der junge Burſche am Seil, wo iſt der?" fragte Engelhardt.

„Dort!" antwortete der Alte trocken und zeigte mit der Hand rückwärts. „Dem thut der Kopf nicht mehr wehe. Schade um das junge Blut."

Die Freunde eilten auf die bezeichnete Stelle zu. Dort in der Tiefe der Schlucht, dicht vor dem Felſen, lag eine dunkle Geſtalt. Ein hinzutretender Grenzjäger hielt ſeine Laterne über den Todten,

der blutüberdeckt mit zerschmettertem Schädel dort lag. Das Antlitz war ebenfalls mit Blut überströmt, und aus einer Brustwunde rieselten noch immer starke Tropfen.

„Wirklich noch ein junger Bursche," sagte Engelhardt. „Wir hätten ihn ja geschont, wenn nicht der nichtswürdige Kerl auf uns zuerst geschossen."

Von Mitleid ergriffen, beugte sich Stromberg tiefer über den Todten. Das hatte er nicht gewollt. Wenn er zu ahnen vermocht, daß Albert in seinem Eifer selbst vor einer solchen Gewaltthat nicht zurückscheuen würde, hätte er ihm nimmermehr die Leitung des Streifzuges anvertraut. Gerade von seiner Gutmüthigkeit hatte er die größtmöglichste Schonung der Schmuggler erwartet. Der Grenzjäger ließ jetzt das Licht seiner Laterne auf das Antlitz der Leiche fallen, damit sein Vorgesetzter besser sehen möge, und Victor fuhr entsetzt zurück. Er griff mit beiden Händen an den Kopf, als vermöge er das Ungeheuerliche nicht zu fassen, und als fürchte er von einem gräßlichen Trugbilde genarrt zu werden.

Lautlos, athemlos, beugte er sich noch einmal über die Leiche, dann stürzte er vor ihr nieder und bedeckte das blutüberströmte Antlitz der Todten mit seinen Küssen.

Engelhardt glaubte, sein Freund sei plötzlich wahnsinnig geworden. „Was hast Du, Victor?"

fragte er besorgt, näherte sich ihm und wollte ihm theilnahmvoll auf die Schulter klopfen.

Victor richtete hastig das schmerzverzerrte Gesicht zu ihm auf: „Ihr habt mein armes Fränzchen ermordet!“ preßte er mit gebrochener Stimme hervor und der Thränen nicht länger Herr, die unaufhaltsam über seine Wangen rollten.

„Sag' das nicht! Das ist ja nicht möglich!“ rief Albert, dem es war, als ob sein Freund aus einem häßlichen Traum spräche.

Victor hatte sich erhoben und suchte die wirren Gedanken zu ordnen, die ihm durch den Kopf schossen. Ja es war nicht möglich, gar nicht zu fassen — und dennoch furchtbare, zum Wahnsinn treibende Wirklichkeit! — Fränzchen, seine einzige, geliebte Schwester, diese kindliche, harmlose Natur, war ein Mitglied der verwegenen Schmugglerbande, hatte in Männerkleidern sich an ihren kühnen, gefahrvollen Unternehmungen betheiligt, und lag jetzt als Leiche zu seinen Füßen. Es giebt Dinge, brutale Wahrheiten, die so plötzlich auf uns einstürmen, daß es unmöglich ist, sie in ihrem ganzen Umfange sogleich zu begreifen. Der junge Stromberg mußte sich sagen, daß er an der Wahrheit des Entsetzlichen nicht zu zweifeln vermöge; er würde seine geliebte Schwester unter jeder Verkleidung wiedererkannt haben. Das waren die feinen Lippen, die er stets bewundert, das kleine energisch hervortretende Kinn, und der letzte Zweifel mußte schwinden, als er an

ihrem Ohr das Mal bemerkte, das sie vor allem kenntlich machte. Es war seine Schwester, die aus mehreren Wunden blutend in seltsamer Verkleidung todt vor ihm lag, und doch war ihm alles plötzlich wie ein wilder verworrener Traum; — seine erregten Sinne zeigten ihm andere Bilder. Er sah nicht mehr die düstere unheimliche Schlucht, die mit Blut besudelte Leiche der Schwester zu seinen Füßen; das stille, friedliche Zimmer des Vaterhauses tauchte vor ihm auf, dort lag Fränzchen ruhig in ihrem weichen Bette, süß schlummernd — ein Bild der Unschuld und des Friedens. — Erst der wilde, verzweifelte Schrei des Freundes brachte ihn wieder zur gräßlichen, herzbrechenden Wirklichkeit zurück.

Trotz seines Zweifels hatte sich auch Engelhardt über die Leiche hinweggebeugt, und je aufmerksamer er sie betrachtete, je mehr gewann er die Ueberzeugung, daß Victor die Wahrheit gesagt habe. Ja, das waren die lieblichen feinen Züge, die er so oft bewundert; das jetzt gebrochene Auge schien ihn noch einmal vorwurfsvoll anzublicken, und ein wilder, wahnsinniger Schmerz durchwühlte seine Brust.

„Fränzchen, Fränzchen!“ jammerte er. „Und ich Elender habe sie getödet!“ Er wollte sie zärtlich in seine Arme schließen, aber es war ihm, als scheuchten ihre starren Augen ihn finster hinweg, und mit einer Geberde des Entsetzens erhob er sich. „O, ich allein habe sie getödet!“ rief er von Neuem

und rang die Hände. „So hat mich meine Ahnung nicht betrogen! Wie damals ihr Bild zerschmettert worden, so ruht sie jetzt zerschmettert zu meinen Füßen! Victor! schieße mich nieder! Ich hab' ja Deine Schwester ermordet!" wandte er sich in höchster Aufregung zu dem Freunde, der starr und regungslos dastand und erst bei dieser heftigen Anrede aus seiner Träumerei völlig erwachte.

Der junge Stromberg entgegnete nichts; er war selbst noch zu tief und furchtbar erschüttert, um für Albert ein beschwichtigendes, tröstendes Wort zu haben. Ohne auf sein Jammerschrei, seine finsteren Selbstanklagen zu achten, gab er jetzt den Befehl, die Gefangenen fortzuführen und eine Tragbahre für die Leiche herbeizuschaffen.

„Die Leute müssen dort oben eine Trage gehabt haben," bemerkte der alte Ebert. Er hatte so viel feines, natürliches Empfinden, daß er in einem Augenblick nicht von Paschern sprach, wo sich herausgestellt, daß die Schwester Strombergs dabei betheiligt war.

Victor nickte zustimmend mit dem Kopfe. Und auf derselben Bahre, die den Schmugglern zu ihrer Geister-Komödie gedient hatte, trugen die Grenzjäger jetzt die Leiche Franzisca's aus der Schlucht in das einsame, verlassene Vaterhaus. . . . .

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Es klang wie ein Märchen, und Niemand wollte es anfangs glauben, daß Fränzchen Stromberg, dies heitere, herzige Kind, ein Mitglied der Schwärzerbande und, wie die gefangenen Pascher aussagten, die Seele des ganzen Unternehmens gewesen sei. Wer das harmlose, sonst schüchterne Mädchen gekannt hatte, konnte es auch nicht begreifen. Es war zu seltsam und überstieg alles, was man bisher an abenteuerlichen Geschichten hier auf der Grenze gehört hatte. Welche Verschlingung des Geschickes! Ihr eifriger, treuester Anbeter, der seinen letzten Blutstropfen für sie hingegeben hätte, war es gewesen, der sie erschossen, und der eigene Bruder hatte ahnungslos, in seinem Bemühen, das Pascherunwesen auszurotten, Tod und Verderben über die Seinigen heraufbeschworen.

Auch in Grünau erregten diese überraschenden Nachrichten das höchste Aufsehen und die größte Theilnahme. Fernande behauptete freilich, sie habe Fränzchen niemals leiden können und sie stets für

eine kleine Heuchlerin gehalten, aber daß ſich das Mädchen in ſolche abenteuerliche Geſchichten verſtrickt habe, hatte ſie dennoch nicht zu ahnen vermocht.

Hans war über dieſe wunderlichen Vorgänge am erregteſten. „Das iſt der Stoff zu einer Tragödie!“ rief er ein über das andere Mal, „ſobald ich Zeit habe, geh' ich an's Werk.“

Dieſe Zeit ſollte er freilich niemals finden. Seine Verlobte wußte ihn beſtändig in Athem zu halten, und ſein ſüßes Liebesglück ließ ihm, vielleicht zu ſeinem Heil, zu dramatiſchen Schöpfungen keine Muße. Dann griff plötzlich die proſaiſche Wirklichkeit in ſein Leben und gab ihm eine ganz andere Richtung.

Kurz vor ſeiner Ueberſiedelung nach Berlin hatte Dr. Hagedorn bei einem Beſuche in Grünau von einer Glasfabrik geplaudert, die in den nächſten Tagen verkauft werden ſolle, und den Gedanken hingeworfen: „Die ſollten Sie ſich kaufen, lieber Hans. Sie liegt nur eine Stunde von hier entfernt, und dort würde ſich Ihnen ein Wirkungskreis eröffnen, wie er Ihnen gewiß zuſagte.“

„Mir iſt dieſes behagliche Hindämmern ſo lieb geworden, daß ich es mit nichts anderem vertauſchen möchte“, entgegnete Hans ſogleich.

„Trotzdem hat Grünau von Ihrem Hindämmern ſehr viel gewonnen,“ erwiderte Hagedorn, „wie unſere verehrte Freundin beſtätigen wird;“ und Elfriede nickte eifrig zuſtimmend mit dem Kopfe.

„Ihr lebhafter Geist bedarf aber einen neuen Wirkungskreis; hier haben Sie alles in's beste Geleis gebracht, nächstens rückt noch eine neue Kraft ein, die in Ihrem Sinne weiter wirken wird," fuhr der Doctor lächelnd fort und blickte wieder zu Frau von Grünau hinüber, „und dann weiß ich im Voraus, daß Sie sich bald hier überflüssig fühlen werden, selbst wenn es nicht der Fall ist, und deshalb käme Ihnen die Fabrik so erwünscht."

„Der Doctor hat vollkommen Recht," stimmte ihm Fernande lebhaft zu.

„Fernande, willst Du Dich auch unter meine Feinde mischen?" rief Hans lachend. „Ich war niemals Ideologe genug, um zu glauben, daß man in den Besitz von ganzen Fabriken kommt, sobald es für das arme Menschenkind gerade wünschenswerth wäre," und dann, als sei ihm doch dieser Gesprächsgegenstand nicht recht angenehm, suchte er rasch von anderen Dingen zu plaudern.

Auch Hagedorn wagte nicht mehr, auf seine Idee zurückzukommen, aber als er fortfahren wollte, sagte Elfriede: „Verzeihen Sie, lieber Doctor. Marie klagt über ein wenig Kopfschmerz, und wenn ich es auch nicht für bedenklich halte, wollte ich gern Ihren gütigen Rath erbitten."

„Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt?" rief Hagedorn eifrig, der stets, wo der Arzt in's Spiel kam, ein ganz anderer Mann wurde.

„Ich mochte Sie unserer Gesellschaft nicht so

raſch entziehen, und ich weiß, es hat wirklich mit dem Kopfſchmerz unſerer Kleinen nicht viel auf ſich."

Dennoch ſchickte ſich der Doctor ſogleich an, Frau von Grünau zu begleiten, um die Kranke aufzuſuchen. Die Wanderung ging durch mehrere Zimmer und noch eh' ſie die Schlafſtube der jungen Mädchen erreicht hatten, blieb Elfriede ſtehen: „Entſchuldigen Sie, lieber Doctor, wegen des Kopfſchmerzes der Marie hätte ich Sie nicht fortgelockt, der iſt wirklich nicht gefährlich, aber ich wollte wegen der Fabrik mit Ihnen ſprechen. Wann iſt der Verkaufstermin?"

„Uebermorgen."

„Darf ich von Ihnen einen Freundſchaftsdienſt fordern?"

„Welche Frage! Sie wiſſen, daß Sie zu allen Zeiten auf mich zählen können."

Frau von Grünau reichte ihm die Hand. „Ja, ich weiß es, und deshalb wende ich mich an Sie, obwohl ich mir denken kann, daß Ihre Zeit Ihnen knapper als je zugemeſſen iſt. Wollen Sie für mich die Fabrik erwerben? Oder vielmehr für Hans?"

„Ich hatte es von Ihnen erwartet und würde gleich mit Ihnen darüber geſprochen haben, aber ich wollte erſt erforſchen, ob unſer Freund überhaupt einer ſolchen Idee zugänglich ſei."

„Wie danke ich Ihnen für Ihre Sorge," erwiderte ſie voll Herzlichkeit: „Ich darf alſo auf Sie rechnen. Wenn ich nicht irre, bedarf es im

Termine einer Caution; ich werde meinem Bankier die nöthige Anweisung geben. Ich weiß, wie erfahren und practisch Sie in all' diesen Sachen sind, und gebe Ihnen schon jetzt Generalvollmacht," setzte sie lächelnd hinzu. „Wenn ich mich nicht täusche, wird die Fabrik zu keinem allzu hohen Preise fortgehen, sie ist sehr vernachlässigt, und ich bin überzeugt, nur ein Mann wie Hans kann daraus etwas schaffen. Es bleibt also dabei."

„Gewiß," versicherte Hagedorn, und wie zwei alte Freunde schüttelten sie sich die Hände.

Elfriede hatte Recht gehabt; der Kopfschmerz Mariens hatte nicht viel auf sich und der Doctor fuhr bald darauf nach Hause.

Schon am anderen Tage erhielt Hagedorn von Elfriede die Anweisung an ihren Bankier und auch von Fernande ein Billet. Sie ersuchte darin den Doctor, sich mit einem Sachverständigen rasch in Verbindung zu setzen und so hoch, wie dieser die Fabrik schätzen würde, durch einen Advokaten darauf bieten zu lassen oder ihr sofort Mittheilung zu machen, damit sie selbst schlimmstenfalls im Termine erscheinen könne. Auch hier konnte sich die kluge, geschäftskundige Fernande nicht verläugnen, die vorsichtiger zu Werke ging, als Frau von Grünau.

Der Doctor mußte unwillkürlich darüber lächeln, in welch' verschiedener Art die beiden Frauen ein und dasselbe Ziel zu erreichen suchten. Er war

keinen Augenblick zweifelhaft, welchen Auftrag er zuerst auszuführen habe.

Ein glücklicher Zufall übertraf alle Berechnungen Hagedorn's. Im Auctionstermin erschienen so wenig Bieter, die noch dazu so geringe Kauflust zeigten, daß der Doctor zu einem wahrhaft fabelhaft billigen Preise die Fabrik für Frau von Grünau erstehen konnte. Es war zu gleicher Zeit der letzte Dienst, den er hier der verehrten Frau erweisen konnte; zwei Tage später sollte bereits die Uebersiedelung nach Berlin erfolgen.

Elfriede hatte deshalb die Freunde zu einem kleinen Abschiedsfeste für den Tag nach dem Termine eingeladen, und beide Frauen harrten in ungeduldiger Erwartung auf die Ankunft des Doctors, die ihnen die Entscheidung bringen mußte. Wohl hätte Hagedorn schon am Morgen nach dem Termine eine schriftliche Mittheilung schicken können, aber der von seinem Umzuge völlig in Anspruch genommene Mann hatte dazu schwerlich die Zeit und es vielleicht angenehmer gefunden, über den Erfolg oder Mißerfolg seines Auftrages mündlich zu berichten.

Ein Abschiedsfest weckt immer eine gedrückte, wehmüthige Stimmung; wie man auch noch einmal der Gegenwart in's Gesicht lachen will, die nahe Zukunft, mit der sichern Aussicht der Trennung, wirft ihre Schatten über die Gemüther und weckt schmerzliche Empfindungen, die alle Lebensphilosophie vergeblich niederzukämpfen sucht.

„Eigentlich ist dieses Leben doch ein trauriges, unvollkommenes Ding," sagte Hans und blickte wehmüthig lächelnd auf die Freunde, die sie nun bald verlieren sollten. „Es giebt keine Harmonie, die sich nicht endlich wieder in Dissonanzen auflöst; die innigsten Bande zerreißen, wie krampfhaft wir sie auch festzuhalten suchen. Unser guter Doctor hat zwar vorhin gesagt: Wir bleiben die Alten, über unsern Herzensbund vermag die Zeit und Fremde nichts; aber machen wir uns darüber keine Illusionen. Die Freunde, die einmal von uns scheiden, verlieren wir auch für immer. Andere Kreise nehmen sie auf; andere Fäden spinnen sich auch um unsere Herzen, und wenn man sich auch nach Jahren endlich einmal wiedersieht, will es nicht mehr recht klingen. Freund! unterbrechen Sie mich nicht," wandte er sich zu Hagedorn, dem er es anmerkte, daß er ihm lebhaft widersprechen wollte: „es ist hart und grausam, daß ich dieses sage und der nackten Wahrheit so kalt in's Gesicht schaue, aber eben weil ich weiß, wie alles dem Wechsel unterworfen ist, predige ich das heute! Drängen wir in die gegenwärtige Stunde alles — dann dürfen wir um die Zukunft unbekümmt sein, dann lacht uns in jedem Augenblick sorgenlos das höchste Glück. Bleibt nur die Wärme in unserm Herzen, dann drängt sich immer neues Leben zu unserer Brust."

„Nein, Hans, ich mag niemals so denken!" — rief Hagedorn mit leuchtenden Augen, und seine

alte stürmische Begeisterung brach wieder einmal mächtig hervor. „Wenn der Frühling seine vollen Blüthen ausschüttet, dann kann mir der Gedanke, daß dies alles wieder verwehen und verwelken soll, das Herz zusammenschnüren. Ich darf es nicht denken, sonst ist alle Blüthenpracht für mich erstorben, ich muß im Genuß der süßen Herrlichkeit schwelgen können und unbekümmert darum sein, daß sie je verschwinden werde. Und so lassen Sie mir auch den süßen Trost, daß hier meine treuesten und wärmsten Freunde zurückbleiben, in deren Herzen die Gefühle nicht sterben, die heute darin leben, und lassen Sie mir den Trost, an meine eigene Herzenswärme zu glauben, die bis zum letzten Athemzug die lieben Freunde festhalten wird, die ich hier gewonnen habe.“ — Hagedorn war in höchster Erregung aufgestanden und reichte den beiden Frauen seine beiden Hände hinüber, während sein Blick schwärmerisch auf Hans ruhte. Dieser sprang jauchzend in die Höhe und warf sich an Hagedorn's Brust. „So wollte ich Sie haben und deshalb schürte ich mit meiner herzkalten Betrachtung das Feuer, daß die Funken bei Ihnen noch höher aufsprühen sollten. Ja, wir bleiben die Alten heut und immer! Es ist etwas, das allem Wandel, allem Verblühen trotzt — ein warmes, für alles Schöne und Edle, für Freundschaft und Liebe begeistertes Herz!“ . .

Die Freunde hielten sich innig umschlungen. Obwohl der Doctor den aufgetragenen Wein kaum berührt hatte, war er wie berauscht, und nun kam wieder einmal sein hinreißendes, genial-fortstürmendes Wesen zur Erscheinung, nur maßvoller als früher. Oscara's Augen strahlten vor Glück. Nie fand sie ihren Mann bewundernswürdiger als in solcher Stunde. Wußte sie doch jetzt, daß ihr Dasein sich harmonischer gestalten würde, denn Wallrath hatte sich wie mit einem Zauberschlage von den häßlichen Banden befreit, die ihn bereits gefesselt. Sein Hang, sich in geistigen Genüssen zu betäuben, war völlig verschwunden und er hielt jetzt mit förmlicher Aengstlichkeit die rechte Grenze ein.

Als sich der durch diese Herzensergüsse heraufbeschworene Sturm der Gefühle ein wenig gelegt hatte, suchte die längst ungeduldige Fernande einen unbemerkten Augenblick zu erhaschen und dem Doctor die kurze Frage zuzuflüstern: „Nun, alles in Ordnung?"

Hagedorn zuckte die Achseln und antwortete ebenso leise zurück: „Ah, ich vergaß, leider ist Ihnen ein Anderer zuvorgekommen."

Fernande machte ein sehr mißmüthiges Gesicht. „Wie schade, und ich hatte mich so darauf gefreut."

„Verehrte Freundin, Ihren Auftrag habe ich ausgerichtet," wandte sich der Doctor laut zur Frau von Grünau, die lebhaft und mit strahlendem Gesicht ausrief: „Wie danke ich Ihnen. Sie haben mich damit sehr glücklich gemacht."

„Welche Geheimniſſe habt ihr mit einander?“ fragte Hans, der auch die rege Neugier ſeiner Braut bemerkte.

„Jetzt können wir's ja geſtehen,“ rief die Schweſter lächelnd. „Der Doctor und ich, wir haben ein Complot gegen Dich geſchmiedet.“

„Sehr liebenswürdig,“ ſagte Hans ſcherzend.

„Wir haben hinter Deinem Rücken ein Bischen Schickſal geſpielt und Dir richtig die Glasfabrik aufgebürdet, von der unſer Freund vorgeſtern geſprochen hat.“

Hans war ſprachlos vor Beſtürzung; aber Fernande drang ſogleich mit komiſcher Entrüſtung auf Hagedorn ein. „Doctor! iſt eine ſolche Heimtücke je erhört worden? O, warum hab' ich mich erſt mit Ihnen verſöhnt, Sie meinen es doch mit mir nicht ehrlich! Alſo Elfriede war der Andere, und Sie haben Alles gewußt und meine Weiſungen nicht beachtet. O, das iſt ſchlecht von Ihnen.“

„Ich war ſogar noch ſchlechter,“ entgegnete Hagedorn mit unerſchütterlicher Ruhe, „und habe für Frau von Grünau die Fabrik erſtanden.“

„Dafür finde ich keine Worte mehr!“ rief Fernande zwar ſcherzend, aber ſchon mit einem Anflug von Ernſt und hob anklagend die Hände in die Höhe.

„Unſere verehrte Feundin iſt Ihnen zuvorgekommen, und ich konnte mich nur an den Auftrag halten, der mir zuerſt wurde.“

„Beruhige Dich, Fernande," ſagte Elfriede: „Wer die Fabrik erworben hat, iſt gleichgültig; ſie kommt in dieſelben Hände," und ſie eilte auf ihren Bruder zu, der ſie dankbar in ſeine Arme ſchloß. „Ich werde Dein Vertrauen rechtfertigen," begann er mit tiefbewegter Stimme: „Denn ich bin ein Anderer geworden und ſteuere etwas beſonnener an ein geſtecktes Ziel."

„Ich begreife Dich nicht," eiferte Fernande: „Du haſt eigentlich gar kein Recht mehr ſo ſelbſtſtändig aufzutreten. Du ſtehſt ſchon unter der Vormundſchaft Deines künftigen Gatten und haſt gewiß nicht einmal ſeine Genehmigung eingeholt. Geſtehe es nur!"

„Leider nein, aber es ſoll bald geſchehen." Elfriede lächelte geheimnißvoll, und als ob die nächſte Secunde ſchon über dies Lächeln Auskunft geben ſollte, ließ ſich in dieſem Augenblick das Rollen eines Wagens vernehmen, der in den Hof einfuhr. Hans und Fernande traten neugierig an's Fenſter und riefen wie aus einem Munde: „Da kommt er ſchon. Der Wolf in der Fabel," ſetzte Hans hinzu: „Uebrigens ein recht häßliches Wort, daß wir auch für Leute, die uns herzlich willkommen ſind, keine andere paſſende Redensart haben, iſt wirklich ſchade."

„Man mag wohl früher mehr mit unangenehmen Ueberraſchungen zu kämpfen gehabt haben," bemerkte Hagedorn lachend, „und nun bürgert ſich für

das angenehme Unerwartete keine Redewendung mehr ein."

„Wollen wir nicht eine erfinden?!" rief Hans lebhaft.

Elfriede war schon hinabgeeilt und kam bereits am Arme ihres Verlobten zurück. Die alten Freunde begrüßten sich auf das Herzlichste. Kaum hatte Günther damals erfahren, daß er Wallrath dennoch unrecht gethan habe, so war es auch sein Erstes gewesen, ihn aufzusuchen, sich mit ihm offen und ehrlich auszusprechen und ihn um Verzeihung zu bitten, daß er in seiner Voreingenommenheit härter und rücksichtsloser gegen ihn aufgetreten sei, als der Freund verdient habe.

Hagedorn hatte dies Bekenntniß mit sichtlicher Befriedigung hingenommen. „Eigentlich kann ich es Dir nicht verargen," sagte er eben so offenherzig: „Ich war ein Narr, der sich in leidenschaftlich erregten Stunden stets schwärzer malte, als ich wirklich bin, daß mußt Du von meiner Jugendzeit her noch wissen. Jetzt kann ich es Dir sagen, ich habe den Verlust Deiner Freundschaft weit schmerzlicher empfunden, als Du zu ahnen vermagst, und wenn ich mich später beinah' selbst verirrt hätte, geschah es, weil ich den Gedanken nicht ertragen konnte, den einzigen und besten Freund verloren zu haben."

Alle Mißverständnisse waren durch diese Erklärung völlig beseitigt; das alte innige Freundschaftsband umschlang ihre Herzen wieder, und Beide fühlten

nun erſt, in dem Glück, das ſie durchrauſchte, wie ſchwer ſie unter der Trübung ihres Verhältniſſes bisher gelitten. Wallrath führte den Freund zu ſeiner Gattin. Schwieriger war es, Oscara mit Günther auszuſöhnen. Vergeblich erklärte er, daß damals die thörichtſten Mißverſtändniſſe die Freunde getrennt hätten, und daß er jetzt wieder das warme feurige Herz ſeines Wallrath zu ſchätzen wiſſe. Oscara blieb zurückhaltend, und erſt Elfrieden gelang es ein wenig, der jungen Frau vergeſſen zu machen, wie ſchonungslos damals Günther gegen den Jugendfreund aufgetreten ſei. Auch jetzt noch war trotzdem ein kleines Häckchen gegen Hermsdorf in ihrem Herzen geblieben und aus einer gewiſſen Zurückhaltung trat ſie noch immer nicht heraus.

Oscara war nun einmal ausdauernd und unerſchütterlich in ihrem Lieben, wie in ihrem Haſſen.

Günther hatte mit Genugthuung bemerkt, welche bedeutende Veränderung mit Wallrath vorgegangen war. Eine größere Harmonie hatte ſich über ſein ganzes Weſen gebreitet, ſein Fühlen und Denken ſtand im größeren Einklang mit ſeinem Handeln.

Auch Fernande ſuchte ſich über das Peinliche des unerwarteten Wiederſehens mit Humor und mit jener Fertigkeit hinwegzuhelfen, die faſt alle Frauen im Zerſchlagen ihrer früheren Ideale beſitzen. Wie hatte ſie nur für den großen, vierſchrötigen Landjunker ſchwärmen können! Er blieb ein einfacher, recht biederer, aber auch recht mittelmäßiger

Geſell, den ſeine vielen Reiſen nicht einmal ordentlich zugeſchliffen. Wie fein, geiſtreich und beweglich war dagegen ihr Verlobter! Er lebte und athmete nur für ſie, obwohl ſie ſich ſagen mußte und es ihr Spiegel noch täglich wiederholte, daß ſie ihr bischen Schönheit, wenn ſie dieſelbe je beſeſſen, unrettbar verloren habe. Mit dieſem Geſicht würde ich Günther vollends nicht erobern, tröſtete ſie ſich, und nachdem ſich die Freunde herzlich begrüßt hatten, wandte ſie ſich jetzt ſcherzend zu Hermsdorf: „Du kennſt mich wohl nicht mehr, lieber Vetter, denn ich trage eine recht hübſche Maske; aber meine Krankheit hat ſie mir ſo feſt aufgedrückt, daß ich ſie nicht mehr ablegen kann, und ſchließlich iſt ſie mir lieb geworden,“ und ſie verbeugte ſich ſehr artig mit lächelndem Geſicht, um ihm zu beweiſen, daß ſie ihr Unglück zu tragen wiſſe.

„Laufen wir nicht alle maskirt umher?“ rief Hans ſogleich: „Weſſen Blick iſt ſo ſcharf, daß er in die Tiefen eines Menſchenherzens dringt, wenn es ſich ihm nicht ſelbſt enthüllt!“

„Sie haben Recht, lieber Freund!“ bemerkte Hagedorn; „gönnen wir alſo Jedem ſeine Maskenfreiheit!“ und da er fühlte, daß Fernande ſehr leicht in ſeinem Wort eine Kränkung entdecken konnte, die er durchaus nicht beabſichtigt hatte, ſetzte er raſch hinzu: „Wir alle haben nun einmal eine Rolle erhalten und müſſen ſehen, ſie ſo gut wie möglich zu ſpielen.“

„Ich ſpiele jetzt den Denuncianten!“ rief Fernande ſogleich übermüthig. „Lieber Vetter! Deine zukünftige Frau, zu der ich Dir von Herzen Glück wünſche, hat mir einen Streich geſpielt!“ — und in ihrer lebhaften, neckiſchen Weiſe erzählte ſie, welch' ein ſchweres Zerwürfniß plötzlich zwiſchen ihnen ausgebrochen ſei und wie eigenmächtig Elfriede gehandelt habe. „Hoffentlich wahrſt Du ſchon jetzt Deine männliche Machtvollkommenheit!“ ſchloß ſie ihre ſcherzhafte Anklage.

„Leider vermag ich Deinen Wunſch nicht zu erfüllen, liebe Couſine!“ entgegnete er, in den Scherz eingehend. „Meine zukünftige Gattin wird einmal ebenſoviel freie Hand behalten, wie jetzt noch meine Braut, und ich billige nicht nur dieſen Schritt, ſondern ich freue mich aufrichtig und herzlich darüber.“

„Du ſiehſt, Hans, all' dieſe Neidhammel gönnen mir nicht das Glück, daß Du aus meinen Händen ein für Dich paſſendes Geſchenk erhalten ſollteſt,“ rief Fernande mit komiſcher Entrüſtung und lehnte ſich innig an die Bruſt ihres Verlobten. Wenn dieſe Zärtlichkeit auch aus ihrem Herzen kam, wollte ſie Günther zugleich beweiſen, wie glücklich ſie ſei.

Hermsdorf mußte jetzt erzählen, die Stunden flogen wie Minuten dahin. Die aufgetragenen Gerichte konnten ſelbſt den verwöhnteſten Geſchmack befriedigen, der alte herrliche Wein weckte vollends die heiterſte Stimmung und ſpülte die trüben Ge-

danken immer wieder hinweg, die bei solch' einem Abschiedsfeste unwillkürlich von Neuem auftauchen wollen. Zuletzt vergaß man doch, daß es nur noch flüchtige Minuten waren, die ihnen das Schicksal im traulichen Beisammensein gönnte.

Wenn Oscara leise zum Aufbruch mahnte, baten die Freunde stets so eifrig, ihnen wenigstens noch einige Minuten zu schenken, daß Mitternacht heranrückte und sie noch immer lebhaft plaudernd zusammensaßen.

Endlich mußte es doch geschieden sein. Die Gläser klangen noch einmal aneinander. „Auf Wiedersehen, auf glückliches Wiedersehen!" tönte es von Aller Lippen.

Oscara war ihrer tiefen Bewegung nicht länger Herrin. Es kam ihr in diesem Augenblick voller und schneidender zum Bewußtsein, was sie zurückließ. Die Heimath, theure liebe Freunde; sie trat an's Fenster zurück und schaute mit feuchten Augen über den Berg hinüber; dort hinten stand ja das Schloß des Vaters, schlief Gabriele, die auch heute nicht nach Grünau gekommen war, obwohl man sie dringend eingeladen hatte. Das arme Kind mußte in dieser tiefen Abgeschlossenheit förmlich verkümmern. Warum war sie nicht erschienen und hielt sich ängstlicher als je von aller Welt zurück?

Wie Oscara noch darüber grübelte und über das künftige Geschick der Schwester nachsann, bemerkte sie plötzlich einen rothen Schein, der jenseits des

Berges in die Höhe ſtieg. „Mein Gott, was iſt das?“ wandte ſie ſich erſchrocken zu ihrem Manne und zeigte auf die dunkle Gluth, die ſich immer weiter am Himmel ausdehnte. „Es muß ein Feuer ſein und ich fürchte“ — ſie wagte den Gedanken nicht auszuſprechen.

„Es iſt wirklich ein Feuer,“ ſagte der Doctor, ſobald er nur den rothen Schein erblickte. „Oscara, ich weiß, wie muthig Du biſt. Wir müſſen auf der Stelle zur Brandſtätte. Das Feuer kann nur in Tannenheim ſein.“

Die Andern eilten ebenfalls an die Fenſter. Auch ſie fürchteten daſſelbe; aber Hans ſprach die Hoffnung aus, man könne ſich täuſchen, denn in der Nacht irre man ſich faſt immer über die eigentliche Richtung eines Feuers.

Fernande und Günther theilten nicht dieſe Hoffnung, ſie wußten zu genau, daß dort hinter jenem Berge Tannenheim lag und weit und breit keine andere Anſiedelung ſich befand. Wenn es alſo nicht ein Waldbrand war, dann konnte nur das Schloß oder die Stallgebäude des Barons das Unglück getroffen haben.

„Dann haben wir keine Zeit zu verlieren,“ ſagte jetzt auch Günther eifrig. „Alle Leute müſſen geweckt werden.“

Die Gedanken der Anweſenden erhielten plötzlich eine ganz andere Richtung. Alles ſtürmte vorwärts, um ſo raſch wie möglich zur Brandſtätte zu kommen.

Hermsdorf ließ die auf dem Hofe ſtehende Spritze hinausfahren, die Pferde wurden angeſpannt und nun ſuchte jeder ſo gut wie möglich fortzukommen. Nur Fernande und Elfriede blieben mit einigen Mägden in Grünau zurück; die Andern ſtürmten zur Brandſtätte.

Je näher ſie kamen, je mehr ſchwanden die Zweifel. Es war wirklich Schloß Tannenheim, das in vollen Flammen ſtand.

Als die Erſten auf der Brandſtätte anlangten, gewannen ſie ſogleich die Ueberzeugung, daß der Hauptbau unmöglich zu retten ſei, nur die Stallgebäude konnten vielleicht vor der Wuth der entfeſſelten Elemente noch geſchützt werden.

Der Baron lief wie ein Irrſinniger umher. Das graue Haar hing wirr um ſeine Schläfen, ſeine Kleider waren ſchon an mehreren Stellen verſengt; er hatte ſich wie ein Verzweifelter immer wieder in das brennende Gebäude gewagt, um noch irgend einen Gegenſtand herauszuſchleppen, und als jetzt der Doctor mit Oscara zuerſt zur Stelle kamen, wollte der Alte ſoeben ſich wieder in die Gluth hineinſtürzen, obwohl die Flammen bereits das ganze Schloß umzingelt hatten und einzelnes Mauerwerk jeden Augenblick zuſammenzubrechen drohte.

Der Doctor, der ſelbſt ſeinen Wagen mit raſender Eile zur Stelle gebracht, hatte kaum mit ſeinen ſcharfen Augen ſeinen Schwiegervater und deſſen

Absicht bemerkt, als er sogleich mit blitzschneller Bewegung den alten Herrn zu erfassen und von seinem Vorhaben zurückzuhalten suchte. „Sehen Sie nicht!, Sie holen sich den Tod!“ rief Hagedorn und zeigte auf das Gemäuer, das bereits unheimlich knackte und knisterte.

„Was schadet's!“ entgegnete der Baron völlig verstört: „Ich bin ja doch wieder ein Bettler,“ und er wollte sich von seinem Schwiegersohn losreißen, aber dieser hielt ihn mit seinen starken Armen fest. „Sie dürfen nicht Ihr Leben leichtsinnig auf's Spiel setzen.“

„Ich muß! Soll mir denn alles verloren gehen?“

„Du kannst hier nichts mehr retten, Vater!“ sagte auch Oscara, die jetzt ebenfalls herbeigeeilt war, und umschlang zärtlich ihren Vater, als könne sie ihn damit von allen weiteren Versuchen, in das brennende Schloß hineinzudringen, am Besten zurückhalten.

„Auch Du hilfst mich zum Bettler zu machen!“ grollte der Alte und blickte vorwurfsvoll auf seine Tochter; dennoch ließ er sich jetzt halb willig, halb mit Gewalt aus der Nähe des brennenden Gebäudes ziehen, und kaum waren sie einige Schritte entfernt, da brach schon der rechte Seitenflügel, der bisher von Tannenheim bewohnt worden, mit einem furchtbaren Krach zusammen.

Der Baron starrte noch einmal mit verglasten Augen auf die brennenden Trümmer, dann stieß

er einen dumpfen Schrei aus und verlor die Sinne.

Hagedorn hatte alle Mühe, ihn still aus dem Gewühl hinwegzutragen. Niemand kümmerte sich um das Vorgefallene. Wie das bei einem solchen Brande gewöhnlich der Fall, irrten die zur Hülfe Herbeigekommenen Anfangs regellos durcheinander. Plötzlich ließ sich eine feste männliche Stimme hören, ertheilte Befehle und brachte allmählig in die Rettungsversuche einige Ordnung. Wie von selbst fügte sich Jeder dem stattlichen, hochgewachsenen Manne, der sich hier so unerwartet zum Befehlshaber aufwarf.

Es war der junge Stromberg. Er hatte heut, nach jenen furchtbaren Ereignissen, in Tannenheim den ersten Besuch abgestattet. Der Baron war ungewöhnlich finster und zurückhaltend gewesen und hatte kaum einige Worte gesprochen, um so wärmer und inniger hatte ihm Gabriele ihre Theilnahme gezeigt.

Welch' wunderbare Ereignisse waren auch geschehen, die in Beider Herzen mächtig nachzittern mußten. Auch Gabrielen erschien es wie ein phantastisches Märchen, daß ihre harmlose Freundin in solche Verirrungen sich verstrickt und mit männlichem Geiste die verwegensten Abenteuer gesucht hatte. Dem alten Stromberg hätte sie weit eher ein solch' heimliches gefahrvolles Treiben zugetraut.

Der Mann blieb verschollen, und bei allem namenlosen Weh, das Victor's Brust durchzitterte,

empfand er es für ein Glück, daß wenigstens sein Vater nicht in die Gefangenschaft gerathen war. Dennoch fühlte der junge Stromberg diese entsetzliche Entdeckung wie den vernichtendsten Schicksalsschlag. Er mochte nicht länger ein Amt verwalten, das ihn, freilich unbewußt, zum erbittertsten Feinde der Seinigen gemacht hatte, und er war auf der Stelle um seinen Abschied eingekommen. Dies hatte er heut Gabrielen mitgetheilt.

„Und was wollen Sie jetzt beginnen?“ hatte diese gefragt.

„Ich weiß es selbst noch nicht; ich fühle mich noch wie im tiefsten Innersten gebrochen, daß es mir unmöglich ist, einen Entschluß zu fassen. Am liebsten ginge ich außer Landes! Mir ist die Heimath verleidet.“

„Das begreife ich schon,“ war ihre ruhige Entgegnung gewesen.

„Nein, und dennoch kann ich nicht fort. Es hält mich hier etwas mit unauflöslichen Banden zurück,“ und seine Blicke hatten dem jungen Mädchen nur zu deutlich verrathen, was ihn hier noch gefesselt hielt.

Die beiden Liebenden hatten sich ungestört unterhalten gekonnt; der Baron war aus seinem finstern Hinbrüten nicht erwacht; auch als Victor ging, klang sein Lebewohl sehr kalt. Der junge Stromberg achtete wenig auf die Verstimmung des Barons; er hoffte wohl, daß sich dieselbe bald legen werde, wenn

nur der alte Herr wieder zur Vernunft gekommen. Mochte er ihm immerhin zürnen, daß durch seine Bemühungen das Treiben der Pascher ein plötzliches Ende erreicht hatte, der Baron mußte sich doch sagen, daß Victor davon noch härter getroffen worden.

Die gefangenen Pascher hatten bisher noch nichts von der Betheiligung Tannenheims verrathen und nur diejenigen Mitglieder genannt, die sie vor jeder weiteren Verfolgung sicher wußten. Trotz ihrer Einsperrung mußten sie von den Vorgängen da draußen heimlich Kunde erhalten haben. Wer bürgte aber dafür, daß die Pascher schwiegen? Es ging sogar das Gerücht — Niemand wußte, woher es gekommen war — daß sie den Verräther schon züchtigen würden, und jedenfalls behielten sie ihre Wissenschaft wie einen letzten Trumpf zurück, den sie ausspielten, sobald sie selbst in weit ärgere Noth geriethen, als sie vielleicht jetzt annahmen.

Der Baron mochte wohl selbst ahnen, daß er noch nicht aus aller Gefahr sei, und deshalb war ihm sein Mißmuth nicht zu verargen.

In schmerzliche Gedanken versunken, hatte Victor den Heimweg angetreten. Das Herz war ihm schwerer als je. Die jüngste düstere Vergangenheit stürmte auf ihn ein, und eine namenlose Unruhe beschlich seine Brust; die dunkle Ahnung überkam ihn, das Schicksal habe an diesen harten Schlägen noch nicht genug und wolle ihn von Neuem züchtigen, um ihm

zu beweiſen, wie bitter es zu rächen wiſſe, daß er gegen den Wunſch von Vater und Schweſter ſich einem ſolchen Berufe gewidmet, der ſo viel Elend über Menſchen bringen konnte, die doch nichts gethan, als mit keckem Muthe ſtaatliche Anordnungen zu überſchreiten, die ſie vielleicht widerſinnig und ungerecht gefunden hatten. Warum war er den Bitten Fränzchen's nicht gefolgt? Sie hatten alles für ihn geopfert, um von ihm hingeopfert zu werden.

Ein bitterer Schmerz über dieſe Heimtücke des Schickſals durchwühlte ſeine Bruſt. Und dann kamen Gedanken an Gabriele.

Auch ſie war für ihn verloren. Wie konnte er dies ſonnige, reine Kind an ſein glückzerſchmettertes Daſein binden? — Trotz der Dämmerung, die ihn umgab, richtete er unwillkürlich noch einmal ſeine Augen nach Tannenheim zurück. — Sie war ſicher ſchon ſanft entſchlummert und ahnte nicht, welch' heiße Kämpfe ſeine Bruſt durchzuckten. — Nein, ſie ahnte es doch. Ihre weiche anſchmiegende Seele wußte gewiß, wie es in ſeinem Innern ausſah.

Was war das? Ein heller Schein glimmte über den Wald, gerade in jener Richtung, wo Tannenheim lag. — Ohne Beſinnen eilte Victor zurück. Als er vor dem Schloſſe anlangte, brannte es bereits an allen Enden. Nur Frevlerhände konnten das Feuer angelegt haben, das lehrte der erſte Blick.

Sowohl der Baron wie Gabriele und die wenigen Dienſtleute waren bemüht, von der beweglichen Habe

so viel zu retten wie möglich, und Stromberg war erstaunt, wie ruhig und besonnen die junge Baroneß auch in einer Lage sich benahm, die oft dem Muthigsten die Besinnung raubt. Sie allein suchte die sinnlos umherlaufenden Leute zu veranlassen, wenigstens das Werthvollste aus dem Schlosse zu schaffen, während der Baron die unbedeutendsten Sachen ergriff und dann wieder angstvoll zu einem schwarzen Kasten stürzte, den er mühsam zuerst aus dem Schlosse geschleppt und in einem Winkel des Hofes versteckt hatte; aber keine Stelle schien ihm dafür sicher zu sein. Sobald er wieder aus dem brennenden Gebäude mit irgend einem Gegenstande herauskam, eilte er auf den Kasten zu und trug ihn keuchend auf einen andern Platz. Zuweilen setzte er sich darauf, und blickte mißtrauisch umher; dann trieb es ihn doch wieder in die Flamme, um noch irgend etwas zu retten, und dort jagte ihn wieder die Sorge um seinen Kasten hinweg, und er stürzte mit dem ersten Besten fort, daß ihm gerade in die Hände fiel.

Als Gabriele Victor's ansichtig wurde, belebten sich ihre Züge. Wortlos drückten sich Beide die Hände, und es war ihnen, als hätten sie sich alles gesagt, was in diesem ereignißvollen Augenblicke durch ihre Herzen stürmte.

Der Baron hatte kaum Stromberg bemerkt, als er mit allen Mienen der Verzweiflung auf ihn zustürzte: „O, helfen Sie retten. Ich bin verloren!“ und er rang die Hände.

„Lassen Sie Johann sogleich satteln und aus der Umgegend Hülfe herbeiholen. Unsere schwachen Kräfte vermögen allein hier nichts."

„Nein, nein!" rief der Baron; „er wird mir nur ein Pferd zu Schanden reiten."

„Papa, Victor hat Recht. Es muß sein," erklärte Gabriele mit großer Bestimmtheit, und ein Rest von Klugheit gewann bei dem Baron über seinen Geiz die Oberhand; er ließ es geschehen, daß der herbeigerufene Johann ein Pferd aus dem Stalle herauszog und wie toll davonjagte. „Wir müssen schon jetzt alles Vieh in Sicherheit zu bringen und die Ställe zu retten suchen," meinte Victor.

„Sie wollen damit sagen, daß mein Schloß ohnehin verloren!" schrie der Baron ganz verzweifelt: „Nein, nein, hier muß Hand angelegt werden. Ich will nicht alles verlieren und wieder zum Bettler herabsinken!"

Gabriele wußte schon, daß gegen ihren Vater nicht anzukämpfen sei; sie flüsterte Victor leise zu: „Lassen wir Papa. Wir wollen versuchen, was hier zu retten ist." Und mit einer Ruhe und Umsicht, die weit über ihre Jahre ging, traf sie jetzt ihre Maßregeln.

Das Vieh wurde mit Hülfe der Mägde aus dem Stalle gezogen, höher den Berg hinaufgetrieben und dort an Bäume angebunden.

Der Viehstand des Barons war so unbedeutend, daß es wirklich gelang, die erschreckten und wild

gewordenen Thiere nach freilich gewaltigen Anſtrengungen in Sicherheit zu bringen.

Stromberg ſuchte inzwiſchen zu verhindern, daß ſich das Feuer den Stallgebäuden mittheilte.

Einzelne Funken, zuletzt ganze Feuergarben flogen auf die Dächer, und es war keine kleine Aufgabe, den hie und da ſchon entſtehenden Brand noch im Keime zu erſticken.

Bereits begannen einzelne in der Nähe ſtehende Bäume zu brennen, und die Gefahr lag nahe, daß ſich das Feuer über den ganzen Wald verbreite und eine furchtbare Ausdehnung annahm. Die Grünauer kamen grade zur rechten Zeit; bald fanden ſich aus der Nachbarſchaft noch mehrere Leute ein, und nun konnte mit verdoppelter Anſtrengung gearbeitet werden.

Seltſam genug, jeder kam den Weiſungen Strombergs pünktlich nach. Wer ſich in ſolch' entſcheidenden Augenblicken zum Befehlshaber aufwirft, unterjocht Alle, ſobald der Einzelne nur die Ueberzeugung gewinnt, daß der Mann, der ſich plötzlich die Herrſchaft angemaßt, die nöthige Thatkraft und Umſicht beſitzt. Selbſt Hans und Hermsdorf fügten ſich willig den Anordnungen eines Mannes, den der Erſtere nur flüchtig, der Letztere gar nicht kannte.

Das Schloß war wirklich nicht zu retten; auch der andere Flügel war dem ſicheren Untergange geweiht, und die Flammen leckten gierig von allen

Seiten, um den alten gewaltigen Bau, der Jahrhunderten getrotzt, endlich der Vernichtung zu weihen.

Es war in dieser kalten stillen Winternacht ein großartig düsteres Schauspiel. Hier das brennende Schloß, von dem ein Stück nach dem andern in Trümmer sank, und dort einzelne in Flammen stehende Bäume, die wie mächtige Kerzen ihre dunkle Gluth zum Nachthimmel emporschickten.

Nur den furchtbarsten Anstrengungen und der größten Umsicht gelang es, den Brand auf das Schloß zu beschränken. Nach stundenlanger harter Arbeit war alle Gefahr beseitigt und die heraufsteigende Wintersonne beleuchtete grell einen rauchenden Trümmerhaufen.

Achtunddreißigstes Kapitel.

„Ich allein war wahnsinnig! Ja, liebe Frau von Grünau, schütteln Sie immer mild Ihr Haupt, es ist doch so, ich hielt Andere für verrückt und war es selbst.“ Der Baron blickte dabei mit trübem Lächeln vor sich hin; aber nichts von der alten Bitterkeit, von der menschenfeindlichen Verbissenheit, die sich in seinen Zügen eingegraben, war an ihm zu bemerken. Es schien, als fühle er sich selbst von einem unendlichen Druck befreit, daß die Leidenschaft, die ihn jahrelang beherrscht und all' sein Sinnen und Denken aufgezehrt, wie mit einem einzigen Schlage von ihm gewichen sei.

Baron Tannenheim war seit jener entsetzlichen Nacht, die ihm den größten Theil seiner Habe geraubt, ein Anderer geworden. Zwar kehrte nicht mehr der alte Leichtsinn zurück, mit dem er früher durch das Leben gestürmt, aber sein schrecklicher Geiz, mit dem er sich und Anderen das Dasein völlig vergiftet, war plötzlich wieder verschwunden.

Der herbe und bedeutende Verluſt hatte ihn zu gewaltig zurückgeworfen, er mußte ſich ſagen, daß er doch nicht das Ziel erreichte, das er ſich damals geſteckt und ſobald ſein unbeugſamer Geiſt die Spannkraft verlor, konnten auch die finſtern Dämonen nicht mehr jene volle Herrſchaft über ihn ausüben, die ihn bisher ſo elend und ruhelos gemacht hatten.

Viel trug zu dieſer Befreiung der trauliche Verkehr mit Menſchen bei, die in ihrem idealen Streben und Fühlen ſich über die Alltäglichkeit ſo weit erhoben und von der gemeinen Sorge des Tages ſich niemals völlig niederdrücken ließen.

Frau von Grünau hatte ihrem Nachbar ſogleich ein Aſyl in ihrem Hauſe angeboten, und dem Baron war nichts anderes übrig geblieben, als dies Anerbieten dankbar anzunehmen. Losgelöſt von den Banden, die ihn umſtrickt hatten, in der nähern Berührung mit dieſen edlen, großherzigen Menſchen war dem Baron plötzlich wieder die Erkenntniß aufgegangen, daß es noch weit ſchönere Güter gab, als irdiſchen Beſitz, Güter, die das Herz erfreuten und in die Seele Ewiges, Unvergängliches niederlegten. . .

Beſonders war es Hans, deſſen ſchöner, begeiſterter Idealismus die ſtarken Wurzeln untergrub, mit denen das Gemüth des Barons ödes kaltes Geſtein umklammert hatte.

„Da glauben die Leute reich zu ſein, wenn ſie Geld und Gut haben,“ pflegte Hans ſehr oft

in seiner, nur etwas überschwänglichen Weise zu behaupten: „und sie sind bettelarm, selbst wenn sie Millionen aufhäufen. Nicht was wir haben, macht uns glücklich, nur wie wir unsern Besitz genießen, darin liegt das Geheimniß alles Glückes, alles Lebens. Jeder irdische Genuß ist leer und nichtssagend, — den Geschmack der kostbarsten Früchte haben wir morgen nicht mehr auf den Lippen, aber die idealen Güter, die wir uns erwerben, lassen für ewig eine leuchtende Spur in unserer Seele. — Alles Schöne und Herrliche in Kunst und Poesie, das wir in unserer Seele begeistert aufgenommen, weitet sie aus und erfüllt sie mit Bildern und Gedanken, deren Glanz noch in unveränderlicher Herrlichkeit vor unserm brechenden Auge strahlt." ..

Diesen idealen Lehren und Anschauungen völlig zu widerstehen war für den Baron unmöglich. Sie lagen förmlich in der Luft; er athmete sie unwillkürlich ein; sie tropften auf ihn nieder wie milder Thau und wirkten befruchtend und belebend auf das öde, von der häßlichsten Leidenschaft, der des Geizes, ausgetrocknete Gemüth des sonst so harten, unbeugsamen Mannes. Weichere Stimmen überkamen ihn und die Reue, daß er zweimal sein Leben vergeudet und seine Kräfte an Dinge gesetzt, die ihm nimmermehr eine wahre Befriedigung gewähren konnten.

Der Frühling war inzwischen in's Land gezogen und etwas von seinem belebenden Hauch schien die Stirn des Alten berührt zu haben; gerade der helle

Sonnenschein, der draußen lachte und jubelte, brachte ihm vollends zum Bewußtsein, welch' elend bejammernswerthes Dasein er bisher geführt.

Wie anders, leichter und freundlicher rollte sich das Leben in Grünau ab. Seine liebenswürdigen Wirthe nahmen sich mit großer Liebe und Sorgfalt der Verwaltung ihres Gutes an und fanden dennoch Zeit, sich für das Geistesleben, das da draußen aufsproßte, lebhaft zu interessiren und mit den Freunden ein Stündchen harmlos zu plaudern.

Und so war es auch eine solche Feierstunde, die heut die kleine Gesellschaft im Salon versammelt hatte. Frau von Grünau oder vielmehr Frau Hermsdorf, mit ihrem Gemahl und ihren beiden Stieftöchtern, Gabriele und Stromberg. Hans mit seiner Gattin wurden noch erwartet.

„Ja, ich war wahnsinnig!" wiederholte der Baron und erhob sein graues Haupt; „aber ich will Ihnen sagen, wie ich's geworden: Die Tannenheims haben in dieser Gegend seit Jahrhunderten gehaust, stolz auf ihren Reichthum, auf ihr altes Geschlecht. Jeder von ihnen hatte seinen Ehrgeiz eingesetzt, das Gut zu vermehren, das ihm von seinem Vorfahr überkommen. Ich allein habe eine Ausnahme gemacht!" und es zuckte um seine Lippen. „Wohl hatte ich von meinem Vater ein ganz bedeutendes Vermögen ererbt, das mir unerschöpflich schien, aber auch von meiner Mutter einen großmüthigen, freigebigen Zug der schon an Verschwendung grenzte.

Mein Vater hatte ihn bei seiner Gattin einzudämmen verstanden, bei mir brach er um so mächtiger hervor, als die fast an Geiz grenzende Sparsamkeit des Vaters mich in der Jugend allzusehr eingeschränkt hatte. Als ich in den Besitz des väterlichen Erbes kam, erwachte eine fieberhafte Sehnsucht, das Versäumte nachzuholen; ich hatte wie ein Schmachtender an einer reich besetzten Tafel gesessen, ohne etwas von den aufgetragenen Speisen berühren zu dürfen, und jetzt stürzte ich mich kopfüber in den Strudel von Genüssen, die ich so lange entbehrt."

„Niemand vermochte mir Einhalt zu thun; die einzige leise Warnungsstimme, die sich erhob, brachte der viel zu frühe Tod zum Schweigen. Meine angebetete Gattin starb, nachdem sie noch Gabrielen das Leben geschenkt hatte. Sie allein würde mit ihrer Liebe und Himmelsgüte mich vor dem völligen Abgrund zurückgehalten haben. Jetzt rannte ich mit desto blinderer Wuth in mein Verderben. Ich wollte mich betäuben — den wilden Schmerz einsargen, der mir noch immer die Brust durchraste, sobald ich an den Verlust dachte, der mich betroffen. Wie durfte mir das Schicksal einen solchen Streich spielen? Ich, der ich gar nichts verlieren wollte, der meinte, zu den Auserwählten zu gehören, für die das Glück allein all' seine Gaben in Bereitschaft halten muß! Wie furchtbar wurde ich von meiner erträumten Höhe heruntergeschmettert!" Der Baron holte tief Athem und starrte wieder vor sich hin.

Gabriele wurde von der Erzählung ihres Vaters tief erſchüttert. Wohl hatte ſie in einzelnen abgeriſſenen Worten ſein Geſchick erfahren, aber niemals im rechten Zuſammenhang, und nun begriff ſie weit eher, wie es gekommen, daß er ſich beſtändig in Extremen bewegt hatte.

„Ich führte das Leben eine Reihe von Jahren," fuhr der Baron fort, „ohne mich je zu fragen, ob ich klug oder thöricht handelte, ob nicht endlich der Born leer wurde, aus dem ich ſchöpfte. — Was brauchte ich nach der Zukunft zu fragen? Ich war von jedem Luxus umgeben, konnte mir jeden Genuß verſchaffen, und luſtige Kameraden umgaben mich, die mit mir zechten und jubelten uud mich bewunderten. Ich war das Muſter eines echten Cavaliers, durfte in keiner Geſellſchaft fehlen; war Präſident von einer Menge Vereinen, und wem ich nur freundlich zunickte, der fühlte ſich geehrt. Der reiche Baron Tannenheim konnte alle Schranken überſpringen, und man jubelte ihm zu. Bald war ich mit meinem Baarvermögen fertig; — nun hätte ich aufhören, aus meinem Taumel erwachen ſollen, aber eine Gewohnheit von Jahren iſt nicht ſo leicht abgeſchüttelt. Und warum ſollte ich mich jetzt ſchon einſchränken? Ich ſah gar nicht die Nothwendigkeit ein, und ſelbſt wenn dieſer Gedanke in mir aufgetaucht wäre, hätte ich ihn mit Abſcheu zurückgewieſen. Was ſollte die Welt, beſonders meine Zechgeſellſchaft denken, wenn ich mich plötzlich

einschränken und meinen Verhältnissen angemessen leben gewollt? Noch war es mir eine Leichtigkeit, Geld zu schaffen, gegen Hypotheken bekam ich so große Summen, wie ich zu haben wünschte, und so taumelte ich sorglos dem Abgrund zu."

Der alte Herr strich sich über die heißer werdende Stirn. Niemand mochte seine Erzählung unterbrechen und Tannenheim fühlte wohl, daß er keine theilnahmvolleren Zuhörer haben konnte.

„Wozu hätte ich auch zu sorgen brauchen?" fuhr er mit bitterem Auflachen fort: „Wenn ich wirklich einmal in Geldverlegenheit kam, mußten mir meine Freunde aushelfen; hatte ich doch beinahe Allen bereitwilligst dieselbe Gefälligkeit erwiesen. Und ich sollte bald in die Lage kommen. — Die geliehenen Summen gingen zur Neige, und eine Menge Forderungen stürmten auf mich ein. Ich hielt es unter meiner Würde, solch' lästige Mahner zu beachten; ihre dringenden Briefe zerriß ich, sobald ich nur die Unterschrift gesehen, und wagten sich meine Gläubiger persönlich einzufinden, so ließ ich sie zur Thür hinauswerfen. Ich glaubte freilich, das dies einfache Mittel, wie in den alten guten Zeiten, seine Dienste leisten würde. Nun liefen Klagen ein, die ich noch weniger beachtete, schon die Form dieser Gerichtsbriefe war mir höchst widerwärtig, ich fand sie förmlich unanständig, später fanden sich Executoren ein und wollten in mein Schloß dringen, um meine kostbaren Meubles abzupfänden. Ich

trieb die Unverschämten mit der Pistole hinaus, natürlich erhielt ich dafür eine Anklage, und jetzt erst ging ich zu einem Advocaten, um ihm die Führung meiner Angelegenheit zu übertragen. Er öffnete mir die Augen und sagte mir rückhaltlos, daß ich verloren sei, wenn ich nicht in allerkürzester Zeit mindestens 10,000 Thaler schaffen könne, um die anstürmenden Gläubiger zu beschwichtigen. Ah, nichts leichter als das! dachte ich, und fuhr sogleich zu meinem besten Freunde, dem Grafen Schlemmbach. Er empfing mich mit offenen Armen, aber als ich mit meinem Wunsche herausrückte, wurde sein ohnehin langes Gesicht noch länger."

„Lieber Freund, eine solch' große Summe habe ich nicht baar liegen. Meine Einkünfte sind weit beschränkter, als die Leute glauben, ich muß nothwendig ein großes Haus machen und sitze augenblicklich in der Klemme; aber wende Dich doch an unsern alten Freund Baron Hatzewetter, der hat Geld wie Heu."

„Was soll ich Ihnen meine Erfahrungen noch weitläufig auseinandersetzen!" unterbrach sich der Baron selbst: „Es ist die alte Komödie, die immer aufgeführt wird, sobald ein leichtsinniger Gimpel seine schmarotzenden Freunde aufsucht. Ich erhielt ausweichende Redensarten, wohl gar Rathschläge und nachträgliche gute Lehren, aber nicht das Einzige, was ich von ihrer wahren Freundschaft erwartet — Hülfe. Noch einmal erwachte in mir der alte

tolle Sinn, ich verkaufte rasch all' meine bewegliche Habe, gab ein großes Fest, es ging lustiger zu denn je, morgen war ich ja ein Bettler, ich wußte es, und deshalb wollte ich mich heut noch einmal betäuben. Im trunkenen Taumel gerieth das alte Jagdschloß in Brand, meine Töchter hatte schon die Schwägerin zu sich genommen, und am andern Tage verließ ich die Heimath, ein gescheuchtes Wild, denn die Gerichte verfolgten mich, ich sollte mich über den Brand des Jagdschlosses rechtfertigen und eine Strafe absitzen, für die Beleidigung, die ich damals den Gerichtsbeamten zugefügt."

„Eine geringe Summe fand ich noch in meiner Tasche," fuhr der Baron mit einem Seufzer fort: „Wie ich mich bis nach Paris durchschlagen gekonnt, weiß ich heut' selbst nicht mehr; aber ich war eines Tages dort, ohne Geld, ohne Freunde, ohne Hoffnung, je die Schmach wieder abzulöschen, in die ich mich selbst gestürzt hatte; wieder auf die Höhe zu klimmen, von der ich herabgefallen war; aber ich schwur mir, keine Entbehrung, kein Mittel zu scheuen, um mein Ziel zu erreichen."

„Und ich hab' es erreicht!" setzte Tannenheim hinzu und in seinen Augen glimmte noch einmal das alte unheimliche Feuer auf. „Wie ich einst das Geld verachtet, so überschätzte ich jetzt seinen Werth; nur ein Gedanke verzehrte mich, reich zu werden und sie Alle zu demüthigen, die in den Tagen des Elends mit Verachtung auf mich herabgesehen."

„Ich wollte mein Erbgut wiederhaben, dahin ging all' mein Streben, und ich darbte und kargte, ich ſtreckte nach jedem Erwerb die Hände aus — und es iſt das Dämoniſche des Geſchickes, als ich endlich meinen heißeſten Wunſch verwirklichen konnte, wurde ich noch elender als je zuvor. . . Die Bewirthſchaftung Tannenheim's verſchlang all' die Summen, die ich mir unter tauſend Entbehrungen und Anſtrengungen erworben, der Zufall zeigte mir einen hübſchen Nebenerwerb, längſt war in mir der Edelmann erſtorben, ich griff mit beiden Händen zu, um darüber Alles zu verlieren."

Der Baron hatte zuletzt ruhig, leidenſchaftlos erzählt, nur die raſcheren Athemzüge, die lebhaftere Färbung ſeiner Wangen verriethen die tiefe Bewegung ſeines Innern.

Ja, er hatte all' ſeine Verirrungen ſchwer gebüßt. Die eingeleitete Unterſuchung ſtellte heraus, daß Stefan, einer der damals entkommenen Paſcher das Schloß angezündet. Er hatte den Baron im Verdacht gehabt, daß er der Verräther geweſen ſei, und ihn dafür züchtigen wollen. Als einige Unſchuldige gefänglich eingezogen worden, gab er ſich ſelber als Thäter an. Seit dem Tode Fränzchens ſchien über den jungen Burſchen eine wilde, düſtere Verzweiflung gekommen zu ſein, das Leben war ihm werthlos geworden, und er beklagte nur bitter, daß ſein Verbrechen nicht die Todesſtrafe nach ſich zog. Inſtändigſt bat er, ihn hinrichten zu laſſen,

und als er nur zu mehrjähriger Kettenstrafe verurtheilt wurde, fand man ihn eines Tages todt in seinem Gefängniß. Es war ihm gelungen, sich am Fensterkreuz seiner Zelle zu erhängen.

Von dem Verbleib des alten Stromberg erfuhr man lange nichts. Endlich erhielt Victor aus Amerika einen Brief; der Alte schrieb kurz, daß er glücklich hinübergekommen sei und daß es ihm leidlich gut gehe; der Sohn möge ihm nur die Schande verzeihen, die er über ihn gebracht habe. Er wolle und müsse sich jetzt dafür als ehrlicher Mann durch die Welt schlagen. Eine Adresse hatte der Alte nicht angegeben; es war der einzige und letzte Brief, den der Sohn von seinem Vater erhielt, seitdem blieb alle und jede Nachricht von ihm aus, und selbst die sorgfältigsten Erkundigungen nach seinem ferneren Schicksal waren ohne Erfolg. Er blieb fortan verschollen.

Der junge Engelhardt erholte sich nicht mehr von dem harten Schlage, der ihn getroffen. Er wurde schwermüthig, zuletzt völlig tiefsinnig und mußte in eine Heilanstalt befördert werden, wo er bald darauf verstarb.

Auch gegen den Baron wurde wegen seiner Betheiligung an dem Paschernunwesen eine Untersuchung eingeleitet; er mußte mehrere tausend Thaler Strafe und sämmtliche Kosten bezahlen, und gerade dieser empfindliche Schlag brachte ihn vollends zur Vernunft. Plötzlich schien die Binde

wieder von ihm gefallen, die sich um seine Augen gelegt hatte; er erkannte den ungeheuren Irrthum, in dem er befangen, und wie unheilvoll sein Geiz für ihn gewesen war. In seiner weichen, gemüthvollen Stimmung wurde es den beiden Liebenden leicht, von ihm die Einwilligung zu ihrer Verbindung zu erwerben.

Tannenheim zu verkaufen, konnte sich der Baron doch nicht entschließen. Es war ihm trotz all' der Kämpfe wieder recht an's Herz gewachsen, aber er gerieth nicht wenig in Verlegenheit, was er damit beginnen solle? Sein Baarvermögen war dahin, nun sollte das Schloß von Neuem aufgebaut werden, und bisher hatte die ganze Bewirthschaftung des Gutes wenig oder nichts abgeworfen.

Da warb der junge Stromberg um die Hand Gabrielens; offen legte ihm der Baron seine mißlichen Verhältnisse dar, und diesmal konnte Victor wohl bemerken, daß nicht der Geizhals aus ihm sprach, der sein Vermögen ängstlich zu verheimlichen suchte. „Ich kann Gabrielen beim besten Willen nichts mitgeben, und was wollen Sie anfangen?"

Stromberg hatte daran gedacht, sich wieder um einen anderen Posten zu bewerben, aber die Geliebte mochte davon nichts wissen; sie war es, die ihn auf die Idee brachte, Tannenheim vom Vater zu pachten und den Versuch zu wagen, ob die sehr heruntergebrachte Herrschaft nicht dennoch einen höheren Ertrag bieten könne.

Der Baron hatte freilich seine Bedenken; er vermochte es sich gar nicht vorzustellen, daß Andere auf einer Besitzung ihr angenehmes Fortkommen finden sollten, die ihm nur schwere Opfer auferlegt hatte. Aber die Freunde stimmten lebhaft dem Plane Gabrielens zu, und als auch Günther, auf dessen vernünftiges Urtheil der alte Herr viel gab, die Meinung aussprach, daß die jungen Leute auf Tannenheim nicht zu Grunde gehen würden, willigte der Baron in alles.

Schon im Mai war die Hochzeit des glücklichen Paares. In eine so bescheidene Wohnung war noch keine junge Herrin von Tannenheim eingezogen. In einem alten Stallgebäude waren nothdürftig einige Zimmer eingerichtet worden; dort hausten die Neuvermählten, und dennoch war es ihnen, als ob der herrlichste Palast sich über ihnen wölbe. In ihrem Herzen lebte Zufriedenheit und jener Einklang, der so viel wunderbare Melodien weckt und das Leben zu einem einzigen Accord umgestaltet. Wohl hatten sie härter mit der Alltagssorge zu kämpfen und sie mußten sich mühseliger ihr Glück aufbauen, — als die anderen Paare, dafür waren sie die jüngsten und ihre Schultern kräftig genug, um auch manchen unausbleiblichen Widerwärtigkeiten des Daseins zu trotzen.

Zur großen Verwunderung des Barons brachten die jungen Leute etwas vorwärts; sie vermochten die freilich mäßig gestellte Pachtsumme regelmäßig

zu zahlen und hatten noch einen so bedeutenden Ueberschuß, daß sie völlig sorgenfrei in die Zukunft blicken konnten.

Auch in Grünau herrschte tiefer Frieden, wahres Glück. Jetzt erst wußte Elfriede, wie anders das Dasein an der Seite eines Mannes, den man liebt und dem das ganze Herz gehört! Ihr war es oft, als fände sie ihre Jugend wieder, ja, als hätte sie diese nie gehabt und sie wäre nun erst in ihre Seele eingezogen und weckte mit ihrem belebenden Frühlingshauche neue, ungekannte Blüthen.

In aller Stille hatten die Liebenden ihre Hochzeit gefeiert und dieser angeschlagene Ton schien in ihrer ganzen Ehe weiter zu klingen. Ein tiefes, Geist und Gemüth befriedigendes Stilleben führte Hermsdorf mit seiner Gattin; es war in ihnen jenes glückliche Gleichmaß vorhanden, das stets das eigene Selbst mit der Außenwelt in Harmonie zu bringen und aus dem Dasein einen wahren Genuß zu ziehen weiß.

Die beiden Stieftöchter schmückten freilich nicht lange das Grünau'sche Haus; sie fanden beide tüchtige, achtungswerthe Männer und heiratheten rasch hintereinander. Der Eine, ein junger Gutsbesitzer, übernahm eine große Pachtung jenseits der Grenze und der Andere, ein Fabrikant, trat als Gesellschafter in die Fabrik Richthoff's.

Die Ehe von Hans und Fernande blieb kinderlos, dagegen fanden sich in Tannenheim sowohl wie in

Grünau mehrere Sprößlinge ein, um das Glück zu erhöhen, das dort blühte.

Weder Richthoff noch seine Gattin vermißten dieses Glück, sie waren sich selbst genug, wenn sie nach Grünau oder nach Tannenheim kamen, dann waren Onkel Hans und Tante Fernande stets den Kleinen am willkommensten und die besten Spielgefährten.

Als einmal Elfriede gegen den Bruder ein leises Bedauern aussprach, daß er keine Kinder habe, obwohl er und seine Gattin sie so sehr liebten, entgegnete er lächelnd: „Das Schicksal wußte es schon, was es uns nicht gewähren durfte. Uns Beiden fehlt doch die rechte Wurzelkraft, wir ziehen unsere Nahrung mehr aus der Luft, wie aus der Erde und damit läßt sich keine Familie gründen.“

Frau Hermsdorf mochte wohl fühlen, daß der Bruder Recht habe. Unruhiger, beweglicher war das Leben, das Hans und Fernande führten. Es war Beiden unmöglich, beständig auf der Scholle zu haften; sie machten alljährlich weite Ausflüge und brachten dann reiche Anregung, Geist und Leben in das stille Thal zurück. Deshalb war Hans bei seinem Fabrikgeschäft ein Gesellschafter so willkommen; nun konnte er die sachliche Leitung auf dessen Schultern legen und seine Aufmerksamkeit wirklichen Verbesserungen und einer Ausdehnung des Geschäftes zuwenden. Das Glück begünstigte die Unternehmer; die Fabrik warf mit jedem Jahre einen immer

bedeutenderen Gewinn ab, und Richthoff sah sich bald in den glänzendsten Verhältnissen. Seltsam genug, gerade seine Erfolge machten ihn bescheidener; er verlor den letzten Rest jener Eitelkeit, die früher seine besten Kräfte aufgezehrt hatte.

Das glückliche Ehepaar wußte mit beweglicher Seele alles in sich aufzunehmen, was die Welt an idealen Schätzen zu bieten vermag. An der Seite ihres reich begabten Mannes wurde auch Fernande tiefer und milder; sie theilte jetzt mit ihrem Gatten die Begeisterung für jene unvergänglichen Güter, die uns Kunst und Poesie in reicher Fülle bieten, und die in jedem Herzen wie belebende Sonnenstrahlen wirken und in Aether die Seele tauchen.

Während Richthoff und seine Gattin auf geistigem und künstlerischem Gebiete rastlos bemüht waren, sich alles Schöne und Herrliche anzueignen und überall fördernd einzugreifen, so weit sie nur vermochten, beschränkten sich die Freunde in Grünau darauf, die Noth des alltäglichen Lebens zu lindern, und sie wurden nicht müde, durch Wohlthun im weitesten Umkreise Glück und Behagen zu verbreiten. Ueberall, wo Unglück und bittere Sorge an die Thür klopften, da war ihre Hülfe nicht weit, und Hunderte lernten ihr stilles, geräuschloses Wirken segnen.

Auch von Doctor Hagedorn und Oscara kamen nur gute Nachrichten. Der Doctor hatte in der preußischen Hauptstadt Raum gefunden für die Entfaltung seines tüchtigen, kühn auftretenden Geistes.

Jene Bemerkung Oscara's, — von der Eiche, die in einen Blumentopf gepflanzt worden, hatte sich bewahrheitet — jetzt in dem neuen Boden konnte Hagedorn beweisen, daß ihm nur der rechte Raum und die Gelegenheit gefehlt, um die Kraft und Bedeutung seines Wesens zur Geltung zu bringen. Wirklich wurde ihm schon nach wenigen Jahren die Oberleitung einer großen Heil-Anstalt anvertraut, und sein weiter Blick, seine edle Humanität und riesige Arbeitskraft ermöglichten es, daß er noch eine Menge Ehrenämter übernehmen konnte, ohne in seinem schweren Berufe das Geringste zu versäumen. Er gehörte im Lauf der Zeit zu den angesehensten und beliebtesten Persönlichkeiten der Residenz.

Alljährlich trafen sich Richthoffs und Hagedorns in einer anmuthigen Gegend, oder an einem Badeorte, um gemeinschaftlich die schönsten, herzerhebendsten Stunden zu genießen, und so blieben die Freundschaftsbande so fest und innig, wie es Wallrath damals in warmer Begeisterung behauptet hatte. Alte Erinnerungen wurden lebendig, das inzwischen Erlebte ausgetauscht und von den zurückgebliebenen Freunden geplaudert.

Mit Befriedigung hörte Oscara von der glücklichen Veränderung, die mit ihrem Vater vorgegangen war. Richthoff fürchtete freilich, der Baron würde wieder rückfällig werden, denn der alte Herr hielt ängstlich die Pachtgelder zusammen, die er von seinen Kindern erhielt.

Plötzlich überraschte der Baron die Freunde mit der Nachricht, daß er wieder sein Schloß aufbauen wolle; aber nicht das alte Tannenheim, nur das Jagdschloß, dessen Lage ihm weit günstiger schien. Die Tannenheim'schen Ländereien streckten sich noch ein Stück ins Kaiserliche hinein, und hier auf der Grenze stand das neue Schloß gerade im rechten Mittelpunkt, dazu war es Grünau noch näher gerückt, und so begrüßten Alle diesen Entschluß mit Jubel.

Zum Aufbau des alten Herrensitzes hätten noch lange die Mittel gefehlt; aber die Errichtung eines kleinen Schlößchens nahm nicht so bedeutende Summen in Anspruch, bald war die alte Ruine verschwunden und an ihrer Stelle tauchte ein villenartiges Gebäude auf, das in seinem gefälligen Stile hier in dieser Waldeinsamkeit den freundlichsten Eindruck machte. Als wollte der Baron beweisen, daß er von seiner Krankheit völlig geheilt sei, gab er zur Feier des Einzugs ein kleines Fest. Alle Freunde wurden geladen, und diesmal mußte auch der Doctor Hagedorn und Oscara dazu erscheinen. Es war nach Jahren, daß sie zum ersten Mal in diesen stillen Erdenwinkel zurückkehrten, und mit diesem Wiedersehen der alten Freunde und jener Stätte ihres ersten Liebesglückes zogen die wunderbarsten Empfindungen durch ihre Herzen. Das Traumhafte des Daseins, dies in Einsverschwimmen der fernen Vergangenheit mit der Gegen-

wart, kam ihnen wieder einmal voll zum Bewußtsein und weckte wehmüthige Stimmungen, die doch wieder die nächste Stunde wegzuzehren wußte.

Und wie die Freunde so traulich in den hellen gemüthlichen Räumen beisammen waren, nach langer Zeit vereint, schien es doch Jedem, als ob sein Glück erhöht wurde, indem das Glück der Andern seinen vollen Widerschein darauf warf. So sonnige, verklärte Stunden meinte man noch nicht genossen zu haben, als in dieser schönen, herzerhebenden Gemeinsamkeit.

Selbst der alte Baron war wie neubelebt; die letzten düstern Schatten mußten aus seiner Seele gewichen sein; er wußte durch seinen Witz, seine glückliche Laune seine Gäste zu erheitern. Gegen den Doctor besonders war der Baron von einer wahrhaft herzlichen Liebenswürdigkeit. Vielleicht hatte er die Empfindung, daß er das damals gegen Hagedorn begangene Unrecht noch immer gut zu machen habe.

„Siehst Du, mein lieber Junge," sagte er voll Gemüthlichkeit und legte seine Hand auf dessen Schulter: „Ich bin doch wieder ein Anderer geworden! Es war freilich keine leichte Arbeit und die Freunde dort haben mir redlich geholfen." Er wies dabei auf Hans und Elfriede.

„Ja, lieber Baron," bemerkte Hans sogleich: „Swift hat ganz Recht, wenn er behauptet, daß die zweite Hälfte des Lebens eines vernünftigen

Menſchen darin beſteht, ſich von den Thorheiten, Vorurtheilen und falſchen Vorſtellungen los zu machen, die er in der erſten Hälfte ſich erworben hat.“

„Und ich freue mich aufrichtig darüber,“ entgegnete Wallrath mit tiefem Ernſt, „denn den höchſten Werth hatt doch die Menſchenſeele, die ſich durch Schmerzen und Leiden, im Kampfe mit der Welt und dem eigenen Geiſte zu einer ſittlichen Natur erhoben,“ und er blickte dankbar auf Oscara und Elfriede; hatte doch der Einfluß dieſer beiden edlen Frauen ihm ſelbſt aus tiefer Verirrung herausgeholfen.

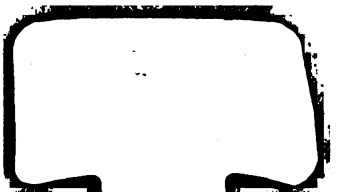
„Es iſt eine nüchtern klingende Wahrheit,“ begann Hans von Neuem, der einmal in Zug gekommen war und dann ſeinen lebhaft anſtürmenden Gedanken Luft machen mußte, „aber dennoch Wahrheit genug, wir müſſen im Leben immer die rechte Grenze innezuhalten ſuchen. Uns, die wir hier auf der Grenze wohnen, hätte es eigentlich nicht ſchwer fallen ſollen, und doch ſind wir erſt nach Leiden und Irrthümern dahin gekommen. Ich glaube aber, wir leben jetzt auf der rechten Grenze und daß wir uns hier noch lange behaupten, darauf laßt uns anklingen!“

Die Gläſer ſtießen aneinander, jeder fühlte lebendiger als je, wie viel Sonnenſchein jetzt auf ihren Wegen lag, und Elfriede ſprach in ihrer milden Weiſe nur einen Gedanken aus, der die Herzen aller Anweſenden, mehr oder weniger bewußt, bewegte:

„Möchte das Glück, das uns jetzt beseligt, in reichen vollen Strömen auch auf Diejenigen niedersinken, die jetzt noch Nacht und Noth umgiebt!“

Günther erfaßte die Hand seiner Gattin und hielt sie fest umschlungen. Sie wußten Beide, daß sie damit das Gelübde erneuerten, das sie sich in aller Stille gegenseitig gethan, die Noth Anderer zu lindern, soweit nur ihre Kräfte reichten.

Der frühere heitere Ton, der bei dem kleinen Fest geherrscht, wollte sich nicht mehr einfinden; man trennte sich, und als ob Jeder von ihnen die Weihe für ein neues Dasein erhalten, trat man in das Alltagsleben zurück — mit dem Gedanken: Glück und Sonnenschein für Alle!

Ende.

DEC 7 4 1932